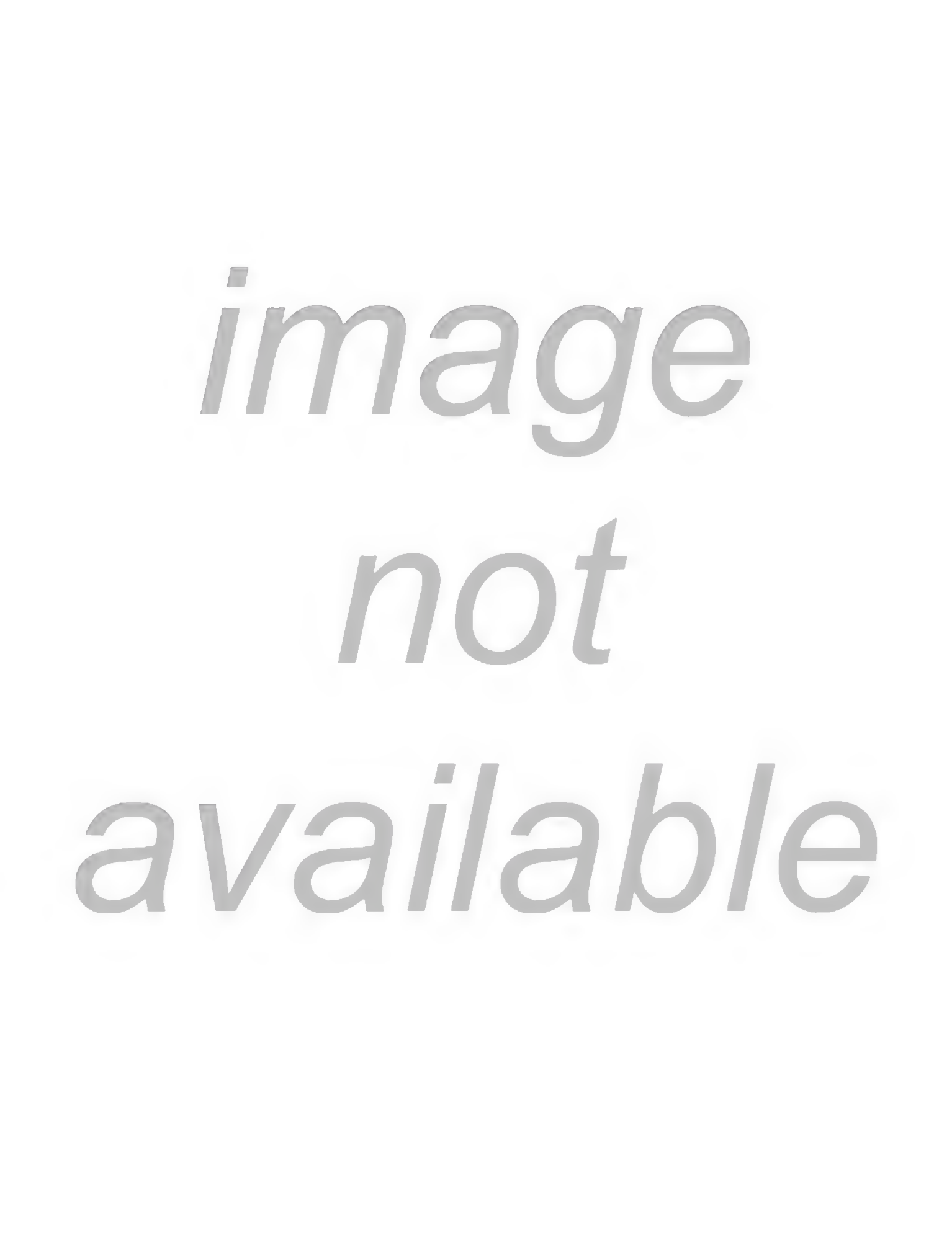
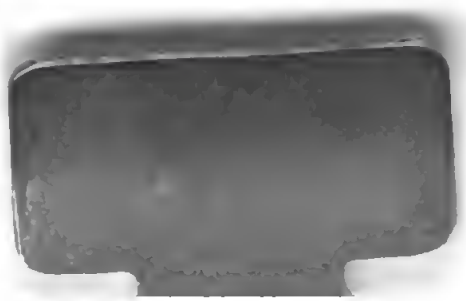


image
not
available

P.o.germ. 529 y



Digitized by Google

Was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat

von

F. J. Günther.

101G
alt

München, 1864.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
(A. Rohsold.)

Was eine Mutter

ihren erwachsenen Töchtern erzählt

und

der Vater zu Papier gebracht hat.

Novelletten

von

F. J. Günther.

München, 1864.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
(A. Rohfold.)

P. o. germ. 527 d

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

101 G

Inhalt.

		Seite
1.	Der Heirathsantrag	1
2.	Das gestopfte Taschentuch	8
3.	Das Almosen eines Kusses	62
4.	Der bedenkliche Entschluß	69
5.	Der Treubruch	82
6.	Die zwei Heirathen	123
7.	Der verhängnißvolle Fettfleck	174
8.	Der gezähmte Haustyrann	192
9.	Briefe aus einer Pension	203
10.	Die bürgerliche und die feine Küche	246
11.	Die Verlobung	263

Digitized by Google

Der Heirathsantrag.

„Warum mag wohl," fragte Thereſe, „die ſchöne Anna, welche heute ihren ſechs und zwanzigſten Geburtstag feiert, und welche auf den Bällen immer am meiſten von den Herren umſchwärmt wird, noch immer keinen Mann haben? Sie ſingt doch, ſie ſpielt Klavier, ſie ſpricht franzöſiſch und iſt die Tochter eines Vaters, der ein Haus zu machen liebt und verſteht!"

„Meinen Eltern gegenüber," antwortete die Mutter, „wohnte ein Ober-Regierungsrath. Seine Stellung veranlaßte ihn, öfter größere Geſellſchaften bei ſich zu ſehen. Er hatte ein hübſches Einkommen; aber das hätte doch nicht zugereicht, dem Hauſe jenen äußeren Glanz zu verleihen, welcher daſſelbe in den Ruf des Reichthums brachte, wenn nicht die Frau Räthin eine vorzügliche Wirthin geweſen wäre. Indeſſen hatte die gute Frau doch eine Schwäche, welche leicht bedenkliche Folgen hätte haben können: ſie glaubte es nämlich der Stellung ihres Mannes ſchuldig zu ſein, daß ſie den Leuten immer nur die Salondame zeigte, die Hausfrau aber gefliſſentlich verbarg. Die Leute hatten

drei Töchter, welche, wie sich das von selbst versteht, in allen jenen kleinen Künsten und Fertigkeiten unterrichtet wurden, welche die Gesellschaften des Hauses zieren konnten. Die älteste derselben, Auguste, war zwei und zwanzig Jahre alt, als ein junger Stabsarzt an den Ort zog und bald auch in dem Hause des Ober-Regierungsraths Zutritt bekam, weil beide Männer bisweilen geschäftliche Berührungen hatten.

Schon bei ihrem ersten Zusammentreffen fühlten beide jungen Leute, der Stabsarzt und Auguste, daß sie einander nicht gleichgültig waren. Indessen schon nach wenigen Wochen, gerade als Augusten der Liebesfrühling aufblühen zu wollen schien, zeigte der Doktor plötzlich eine so gemessene Haltung, daß man auf eine bedeutende Veränderung in seinem Herzen schließen mußte. Man merkte ihm wohl an, daß er seinen Gefühlen Gewalt anthun und für immer aus dem Hause des Ober-Regierungsrathes wegbleiben wollte, daß er's aber nicht so bald ganz fertig bringen konnte. Auguste zerbrach sich den Kopf darüber, was wohl der Grund dieser auffallenden Zurückhaltung sein möchte: sie wußte nicht, daß ein sogenannter guter Freund dem heirathsfähigen jungen Manne die vertrauliche Mittheilung gemacht hatte, daß Augustens Eltern gar kein eigenes Vermögen besäßen.

„Das war aber doch nicht schön gedacht!" meinte wohl dieser und jener, der sich um fremde Dinge lieber bekümmerte, als um seine eigenen; „denn der Arzt hatte ein leidliches Gehalt und schon eine ganz einträgliche Privatpraxis, ja, durfte auch bald auf Beförderung hoffen: warum wollte denn ein solcher Mann auf Vermögen sehen?" Desto mehr aber freuten sich die reichen Kaufmannstöchter der

Stadt, als ſie dieſe Bemerkung hörten; denn der Doktor war in der That ein ſehr liebenswürdiger Mann. Aber ſonderbar! — es mußte ihm entweder keine reich genug ſein, oder es fehlte ihm an dem nöthigen Muthe, die ihm oft recht nahe gelegten Andeutungen zu verſtehen: kurz, es vergingen zwei Jahre, und er hatte noch immer nicht gefunden, was er doch, wie mancher deutlich bemerken wollte, ernſtlich zu ſuchen ſchien.

Da eines Morgens hatte er ein kleines Aktenſtück zu dem Ober-Regierungsrathe zu beſorgen. Sein Burſche hatte gerade Urlaub, und er nahm es ſelbſt mit, um es in der Küche des Rathes abzugeben. Ohne natürlich anzuklopfen, tritt er hinein. Aber wie groß war ſeine Verlegenheit und Ueberraſchung, als er hier ſtatt der Magd Auguſten in einem allerliebſten Hausanzuge, an welchem aber nichts von Nachläſſigkeit zu ſehen war, vor einem Waſchfaſſe fleißig waſchend antraf! Und ſie gerade wurde gar nicht verlegen, ſondern half ihm freundlich über ſeine eigene Verlegenheit hinweg.

„Sie ſcheinen ja vor mir ordentlich erſchrocken zu ſein?“ fragte ſie lächelnd.

„Aufrichtig, ja!“ antwortete der Arzt, „denn ich hätte Sie nimmermehr am Waſchfaſſe vermuthet.“

Und mit einer reizenden Unbefangenheit ſetzte ihm Auguſte auseinander, daß ſie ihre Putzwäſche ſtets ſelber waſche, weil die Ungeſchicktheit der Mägde da oft großen Schaden anrichten könne.

Gern hätte ſich der Arzt noch eine Weile mit an das Waſchfaß geſtellt und ſich weiter erzählen laſſen, was Auguſte alles könne und pflege; allein ſeine bisherige gezwungene Zurückhaltung legte ihm die Pflicht auf, ſich

bald ſeines Aktenſtücks zu entledigen und die Küche zu verlaſſen.

Nun aber ging das Kämpfen an. Wie? fragte er ſich, wenn Auguſte doch reicher wäre, als ich gehört und gemeint? Er mußte ſich Gewißheit verſchaffen. Er war bisher nur an den Geſellſchaftsabenden und um die Viſitenſtunden im Hauſe geweſen: warum ſollte er nicht einmal wieder einen Vorwand nehmen, Vormittags hinzugehen und wieder in der Küche etwas abzugeben? Gedacht, gethan!

Er kam, trat ein und fand richtig die nun ſchon ſehr Verehrte in demſelben niedlichen Hausanzuge und mit einer wohl reinlichen, aber nicht allzu ſauberen, alſo den wirklichen Gebrauch ankündigenden Küchenſchürze angethan, vor dem Herde ſtehen und Kalbsſchnitzel backen, neben ihr aber die Mutter in gleichem Anzuge die Suppe anrichten.

„Ei ei, Herr Doktor!“ rief ihm Letztere entgegen, „Sie gehen auf verbotenen Wegen! Die Küche iſt der Frauen geheimſtes Laboratorium, dem dürfen Männer nicht nahen!“

„Sie haben Recht,“ verſetzte der Arzt, „denn da bereiten die Damen jene ſüßen Zaubermittel, durch welche ſie die Männer täglich auf's Neue zu Dank verpflichten. Doch verzeihen Sie! ich wollte zum Herrn Rath, fand aber ſein Zimmer verſchloſſen“ — er wußte nämlich recht gut, daß derſelbe noch nicht von der Regierung zurück war — „und erlaubte mir darum, Sie nicht vermuthend, hier einzutreten, um dieſe Akten abzugeben.“

Wie gerne hätte auch diesmal der Doktor ein Viertelſtündchen zugeſehen und lieber gar nicht geſprochen! Aber die erfahrene Mutter nahm ihm freundlich ſein Aktenſtück ab und komplimentirte ihn ſchnell wieder hinaus.

Es war Sommer und darum nicht die Zeit, in welcher der Rath Geſellſchaften gab; Vorwände, in die Familie zu kommen, ließen ſich nach ſo langer und auffallender Zurückhaltung auch nicht finden: und doch wäre er jetzt für ſein Leben gern in den Zauberkreis der liebenswürdigen Auguſte eingetreten. Es verging eine lange Friſt, in welcher er ſich jeden Abend feſt vornahm, andern Tags einen Beſuch dort zu machen, und doch jeden folgenden Tag wieder keinen Muth dazu hatte.

Auch ihm ſollte das wahre Glück unvermuthet in den Schooß fallen!

Eines Tages kam des Raths Magd und rief ihn eilig zur Hülfe bei „ihrem lieben Fräulein“. Der Hausarzt des Raths war nämlich verreiſt und hatte, wie er ſchon öfter gethan, ſeinen ſehr geſchickten jungen Freund um Vertretung gebeten und dazu in ſeinen „Häuſern“ empfohlen.

Mit heftigem Herzklopfen eilte er hin. Da ſaß das arme Kind mit ganz verbrüheten Füßen. Sie hatte einen irdenen Kochtopf mit Fleiſch vom Feuer heben und auf den zweiten Platz des Herdes ſetzen wollen, plötzlich war der Boden herausgefallen und die ganze ſiedende Brühe ihr über die Füße geſtrömt.

Mit gewohnter Gewandtheit und nur ganz wenig zitternd — denn es bewegte ſich in ſeinem Herzen gar wunderlich — beſorgte er den nöthigen Verband und empfahl die nöthige Ruhe.

Der Ober-Regierungsrath bat ihn, da er ihn ſchon lange nicht geſehen, ein halbes Stündchen mit in ſein Zimmer zu kommen. Jetzt oder nie! ſagte ſich der Doktor, und ſiehe! kaum waren ſie eingetreten, ſo brachte er ohne Umſchweife ſeine ehrliche Bewerbung um die Hand Auguſtens an.

Der Ober-Regierungsrath ſagte einige Zeit darauf, nachdem er ſeine Einwilligung zugeſichert hatte, halb ſcherzend, halb ernſt: „Sie ſind aber doch ein ſonderbarer Mann! Vor zwei Jahren ſchon, als Sie die erſten Beſuche in unſerm Hauſe machten, erwartete ich einen ſolchen Antrag. Dann aber zogen Sie ſich zwar nicht zurück, allein Sie vermieden auch abſichtlich jede ausdrückliche Annäherung.“

„Sie haben Recht,“ war des Doktors Antwort, „ich liebte Auguſten vom erſten Augenblicke an, daß ich ſie geſehen hatte; aber ich wagte nicht um ihre Hand zu bitten, weil ich nicht wußte, ob ich ihr ein ſtandesmäßiges Auskommen gewähren könnte. Seit ich ſie aber zweimal in der Küche überraſchte, und ſeit ich heute den ſchmerzlichen Beweis erhalten habe, daß ſie ein Hausweſen ſelber beſorgen kann und mag, da weiß ich, daß wir mit meiner Einnahme von etwas über tauſend Thalern auch auskommen werden.“

„Nun,“ lachte der glückliche Vater, „da könnte man ja manches Hangen und Bangen zweckmäßig abkürzen, wenn man für unverheirathete Männer die Küche zum Empfangzimmer bei den Frauen einrichtete. Ich für meine Perſon liebe freilich mehr die Ueberraſchungen aus der Küche, als die Unterſuchungen und Vorbereitungen in derſelben.“

Und der erſte Gang, den die bald wieder hergeſtellte Auguſte machte, war an der Seite ihres längſt geliebten Arztes – zum Traualtare.

Sie ſind Beide recht glücklich mit einander geworden — ſchloß die Mutter ihre Erzählung — und die reichen Kaufmannstöchter erfuhren, daß ſie trotz ihrer Tauſende dem

nunmehrigen Regimentsarzte doch nicht reich genug gewesen waren.

Siehe, mein Kind! das ist die Antwort, welche ich Dir auf Deine Frage wegen der schönen Anna gebe. Glücklich werden kann mit ihr nur ein reicher Graf oder Baron, welcher die Schönheit der Hände bloß nach ihrer Ungebrauchtheit beurtheilt. Aber da sie heute schon fünf und zwanzig Jahre alt geworden ist, so wird sie auf einen solchen wohl noch lange vergeblich warten müssen.

Aber schnell, Therese! sieh der Milch nach; ich fürchte, ich habe schon zu lange erzählt!"

Das geſtopfte Taſchentuch.

Geſtern war der Rektor einer kleinen Landſtadt begraben worden. Lange hatte man weit und breit nicht ein ſo feierliches und durch die allgemeine Theilnahme rührendes Leichenbegängniß geſehen. Das hatte nicht bloß darin ſeinen Grund, daß der verdiente Schulmann mitten in ſeinen beſten Jahren — er ſtand in der Mitte der Fünfziger — aus ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit abgerufen war; auch nicht bloß darin, daß er ſeinen Tod in ſo unerwarteter Weiſe gefunden hatte — er war in ein fremdes brennendes Haus geeilt, um das Kind eines armen Tagelöhners aus den Flammen zu retten, und war, als er eben mit dem Kinde in's Freie kam, von einem nachſtürzenden Balken erſchlagen worden —; ſondern vor allem darin, daß er ſeit fünf und zwanzig Jahren als ein Muſter von Treue, Fleiß und Frömmigkeit im nächſten, wie in ferneren Kreiſen hoch verehrt war. Heute nun ſetzte ſich die trauernde Familie zur Berathung ihrer nächſten Zukunft zuſammen. Sie beſtand aus der Mutter und fünf Kindern. Die älteſte Tochter, Emma, war zwei und zwanzig Jahre und hatte

bisher der Mutter in der Führung des Hausweſens eifrig beigeſtanden, hatte aber daneben auf den Betrieb des Vaters auch immer noch fleißig mit fremden Sprachen und literariſchen Dingen ſich beſchäftigen müſſen. Der älteſte Sohn war vor einem Jahre mit großem Lobe von der Fürſtenſchule abgegangen und ſtudirte in Leipzig die Sprachwiſſenſchaften. Sein Andenken bei den Lehrern auf jener Schule hatte bewirkt, daß nicht bloß der zweite Sohn, ſondern ſeit einem halben Jahre auch der jüngſte eine Freiſtelle daſelbſt bekommen hatte. Das fünfte Kind, dem Alter nach das dritte, war eine Tochter von ſechzehn Jahren.

„Mein Sohn," hub die Mutter zu dem älteſten Sohne an, „gib Du mir zuerſt Deine Meinung ab, was wir in Zukunft anfangen ſollen. Der Vater hat Dir bisher, ſo lange Du auf der Univerſität biſt, jährlich einhundert Thaler beſtimmt und gegeben; jeder Deiner Brüder koſtet jährlich an achtzig Thaler, das ſind zuſammen zweihundert und ſechzig Thaler. Durch den beiſpielloſen Fleiß Deines Vaters bin ich in den Stand geſetzt, jährlich dreihundert Thaler Witwengeld zu beziehen. Wenn ich nun auch ſagen wollte, daß ich mit Deinen beiden Schweſtern aus allen Kräften arbeiten werde: ſo ſehe ich doch nicht ein, wie wir mit der Frucht unſerer Arbeit und mit vierzig Thalern alle drei durchkommen ſollen."

Der Student ſagte: „Ich habe ſchon mit den hundert Thalern, welche mir der Vater gab, nicht auskommen können, ſondern habe, wie ihr wißt, durch ein Stipendium und durch ein paar wöchentliche Privatſtunden mehr als ebenſo viel hinzu erworben. Damit aber habe ich auch beſſer gelebt, als es nöthig iſt. Noch einige ergiebige Lehrſtunden zu bekommen, ſoll mir nicht ſchwer werden:

alſo verzichte ich mit Freuden auf jeglichen Zuſchuß von Hauſe.“

Die Mutter ſtand auf und umarmte ihren guten Sohn mit zärtlicher Rührung. Dann aber nach einer kurzen Pauſe überwand ſie ihre Thränen und fuhr fort: „Nein, mein Sohn! das kann ich nicht zugeben. Ich weiß, wie oft mir Dein guter Vater mit mancher Thräne erzählt hat, daß er ein ſchweres Kummerbrot auf der Univerſität hätte eſſen müſſen, und daß ein ganz anderer Gelehrter aus ihm geworden wäre, wenn er nicht ſeine Zeit auf Privatſtunden hätte verwenden müſſen. Du ſollſt und mußt es beſſer haben, damit Du nicht nöthig haſt, wie Dein Vater, in ſo einer kleinen Rektorſtelle Dein Leben zuzubringen.“

„Aber, liebe Mutter!“ erwiderte Karl, „erſtens iſt der Vater wahrhaftig gelehrt genug geweſen; Du ſollteſt nur wiſſen, wie ihn andere Gelehrte ſchon bei ſeinen Lebzeiten geehrt haben; zweitens hat er oft genug ſelbſt geſagt, daß er gerade in ſeiner Dürftigkeit und in den gezwungenen vielen Arbeiten eine beſondere Gnadenführung Gottes erkenne und wohl ſchwerlich ſo vielerlei in ſeinem Leben hätte leiſten können, wenn er ein Sohn wohlhabender Eltern geweſen wäre; drittens aber weißt Du ja ſelbſt, daß ſeine jahrelange Zurückſetzung bloß eine Strafe für ſeine unwandelbare Wahrheitsliebe und für ſeinen männlichen und unabhängigen Charakter geweſen iſt. Wäre er nicht ſo dunklen Urſprungs, nicht der Sohn eines armen Handwerkers geweſen, hätte er unter den hohen Herren Vettern gehabt: dann wäre er ſchwerlich als Rektor geſtorben, dann hätte ihn geſtern vielleicht eine ganz andere Schaar von Schülern zu Grabe geleitet. Und gerade ſeiner und Deiner Erziehung danke ich's, daß ich allenfalls auch ohne Stipen-

dium und ohne alles Geld, wie's einſt der Vater gemußt, auf die Univerſität zurückgehen könnte. Nun aber könnte ich ſchon von dem, was ich jetzt habe, zehnmal beſſer leben, als es dem Seligen einſt vergönnt war. Darum bitte ich Dich, laſſen wir's unbeſorgt bei dem, was ich geſagt habe."

Die Mutter aber mochte ſich noch nicht ganz zufrieden geben; ſie machte vielmehr noch einen Vorſchlag. „Dein jüngſter Bruder," ſagte ſie, „iſt allerdings ſchon auf der Fürſtenſchule; aber da er konfirmirt iſt, ſo könnte er ebenſo gut zu einem Kaufmanne in die Lehre gehen, ſich durch längere Lehrzeit Alles verdienen, was er brauchte, und dadurch uns Allen eine Erleichterung verſchaffen. Er kann ja auch als Kaufmann ein recht nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft werden; und es iſt ja doch nicht nothwendig, daß ihr alle drei die wiſſenſchaftliche Laufbahn einſchlaget."

Schon vorhin hatte Emma der Mutter ins Wort fallen wollen, war aber durch einen Wink zum Schweigen bewogen worden. Jetzt indeſſen hatte ſie keine Ruhe mehr, ſondern erbat ſich die Erlaubniß, auch ihre Meinung ſagen zu dürfen. Sie ſprach: „Ich kann es Dir, lieber Bruder, vollkommen nachfühlen, welche innige Befriedigung es Dir gewähren muß, der guten Mutter und Deinen Geſchwiſtern dieſes Opfer zu bringen. Aber ich bin noch zwei Jahre älter als Du, und ich ſollte meinen, auch ich wäre im Stande, wenigſtens einiges zu thun. Bis jetzt habe ich mich zu Hauſe nützlich machen können, und wenn ich auch fort gewollt hätte, ſo würde mich Vater nicht gelaſſen haben. Aber jetzt iſt die Wirthſchaft klein, Hedwig muß, ſchon um ſie auch beſorgen zu lernen, am meiſten darin thätig ſein, und wird Alles bewältigen können. Mir bleibt alſo weiter

nichts übrig, als Handarbeiten für's Geld zu machen. Es verſteht ſich, daß ich Alles von Herzen gern thue. Allein ſollte ich nicht einträglichere Arbeit verrichten können? Du weißt, Franz, daß wir einſt ſchon, ehe Du auf die Schule kamſt, beim Vater den Cornelius Nepos zuſammen geleſen haben, und daß ich's damals beſſer machte, als Du; ich habe dann franzöſiſch, italieniſch und engliſch gelernt, und kann gewöhnliche Schriftſteller in allen drei Sprachen leſen, ich verſtehe leidlich Klavier zu ſpielen und zu ſingen; ich mache auch einen lesbaren Aufſatz und bin eine flinke Rechnerin: wie ſollte ich nicht Erzieherin werden können? Habe ich doch die jüngeren Brüder im Lateiniſchen unterrichten müſſen, um dem guten Vater Zeit zu erſparen und mich zu üben; habe ich doch die Schweſter faſt ganz allein im Rechnen und im Franzöſiſchen vorgenommen! Freilich fehlt's mir an zuſammenhangenden Kenntniſſen in der Geographie und Geſchichte — der Vater legte nur auf einige Hauptſtücke daraus Gewicht —; aber wenn mir Karl aus Vaters Büchern das für mich Brauchbarſte herausſucht, dann denke ich mich durch Fleiß bald hineinzubringen. Wozu hätte ſich denn der theure Vater ſo lange mit mir gemühet, wenn ich's nicht jetzt nach Kräften für die Meinen verwerthen ſollte? Unter hundert Thaler Gehalt kann man mir doch nicht bieten; mehr als zwanzig Thaler brauche ich für meine Kleidung ganz gewiß nicht: alſo, dächt' ich, ließen wir meinen Bruder ruhig auf der Schule und ich übernähme die Sorge für ihn ganz allein."

Eben wollte die Mutter auch die Tochter gerührt umarmen, als es anklopfte und der Oberprediger hereintrat. Dieſer war vielleicht der einzige Mann der Stadt, welcher geſtern nicht aufrichtig getrauert hatte; denn wenn

der Rektor auch nicht ſein Feind geweſen war, ſo war er doch ein Feind des Rektors, und das ſo ſehr, daß die Frau ausdrücklich den Diakonus gebeten hatte, die Leichenpredigt zu übernehmen. Der Oberprediger war ein ziemlich unwiſſender, aber dafür deſto hochmüthigerer Theolog, hatte ſchon Röcke der verſchiedenſten Farben getragen, war als Rationaliſt ins Amt gekommen, hatte die Schwenkung nach Rechts leicht vollbracht, ſchwärmte dann für die Union, ging aber nachher zum ſtrengſten Lutherthum über und wäre vor einigen Jahren beinahe Separatiſt geworden, wenn nicht plötzlich ein Regierungswechſel eingetreten und der äußere Erfolg ſolchen Schrittes zweifelhaft geworden wäre. Der Rektor hatte bei Lebzeiten manches beißende Witzwort über den geiſtlichen Herrn geſprochen, und geſchäftige Zwiſchenträger hatten es jenem zu Ohren gebracht. Aber das hätte noch nicht jenen tödtlichen Haß in ihm erzeugt, auch nicht die große Gelehrſamkeit des Rektors, vor welcher er allſtets die Segel ſtreichen mußte; aber daß ihm einer ſeiner Söhne zweimal durch's Abiturienteneramen gefallen war und nun zur Noth auf einem Volksſchullehrer-Seminar Aufnahme gefunden hatte, daß der zweite im achtzehnten Jahre aus Quarta abgegangen war und jetzt in einem Infanterie-Regimente als Gemeiner auf Avancement dienen mußte, der dritte aber als vierzehnjähriger Quintaner auch noch keine großen Hoffnungen erregte, daß dagegen der Rektor an ſeinen Kindern bisher nur Freude erlebt hatte: das konnte ihm der eitle Mann nicht vergeben. Indeſſen heute kam er doch in ganz anderer Abſicht, als um ſein Herz an der Verlaſſenheit der trauernden Familie zu laben. Nachdem er die üblichen Beileidsbezeigungen in ſalbungsvoller Rede vorgetragen hatte, ging er zu dem Gegenſtande ſeiner Abſicht über.

„Sie mögen mit Recht'" hub er an, „mit trüben Blicken in die Zukunft ſchauen. Aber wenn es auch wahr iſt, was der Pſalmiſt ſagt, daß er des Gerechten Kinder noch nie habe nach Brot gehen ſehen, ſo iſt es doch auch Pflicht, ſich ſo nach einem guten Unterkommen der Kinder umzuſehen, daß ſie eben nicht zu betteln brauchen. Ich bin darum ſchon thätig geweſen und komme, um Ihnen das Ergebniß meiner Bemühungen mitzutheilen."

Der Student, welcher ſeines Vaters Urtheil über den Oberprediger kannte, machte Miene, ihn ſchon jetzt zu unterbrechen; allein die Mutter winkte ihm, und der Redner fuhr fort: „Daß Ihr älteſter Sohn weiter ſtudiren muß, läßt ſich nicht wohl ändern; ich hoffe aber, wenn er ſich entſchließt, Theologie zu ſtudiren, ihm ein nicht unanſehnliches Stipendium zu verſchaffen. Die beiden andern Knaben aber ſind Sie außer Stande, auf der Schule zu erhalten. Deßhalb habe ich ſofort mit dem Kaufmanne Reich geſprochen, und der iſt gern bereit, den älteſten ganz umſonſt und ohne Bett und Kleidung in die Lehre zu nehmen. Wegen des jüngſten habe ich aber an meinen Schwager, den Hofgärtner, geſchrieben, und ich hoffe, daß ſich da gegen eine etwas längere Lehrzeit eine ähnliche Anordnung treffen läßt. Und für Sie, Jungfer Anna — ſo zum erſten Male ſie anredend, wandte er ſich an dieſe — habe ich ebenfalls einen guten Dienſt in Ausſicht; denn das werden Sie wohl ſelber einſehen, daß Sie der armen Mutter nicht mehr zur Laſt fallen dürfen. Sie verſtehen ſich, ſo viel ich weiß, gut auf's Kochen, und da nun mein Bruder, der Hotelbeſitzer in ***ſtein, jetzt gerade eine perfekte Köchin ſucht und ihr fünfzig baare Thaler Lohn geben will, ſo will ich Sie ihm empfehlen und deſſen Frau bitten, daß ſie in der

erſten Zeit, bis Sie ſich in die große Wirthſchaft gefunden, einige Geduld mit Ihnen habe. Du aber, liebe Hedwig, biſt noch zu ſchwach, um in einen Dienſt zu gehen. Du wirſt freilich noch ein paar Jahre bei der guten Mutter bleiben müſſen."

Die Frau nahm ſich zuſammen; denn ſie mochte heute weder die heuchleriſche Schlechtigkeit ſtrafen, noch die lächerliche Dummheit aufdecken. Sie erwiderte alſo: „Ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihre treue Fürſorge. Aber ich hoffe, keines Ihrer gütigen Anerbieten annehmen zu müſſen. Wir waren ſoeben auch damit beſchäftigt, Plane für die Zukunft zu entwerfen; aber wir dürften wohl von Ihren gütigen Vorſchlägen keinen weiter in Ueberlegung ziehen können, als den, ob nicht mein Franz ſich der Theologie zuwenden möchte, zumal da er damit einen meiner Wünſche erfüllte."

Jetzt war Franz berechtigt, das Wort zu nehmen. Auch er war empört über des Oberpredigers Rede und Weiſe; aber auch er ehrte das Gefühl ſeiner Mutter, welche ſoeben einen ſeltenen Sieg von Selbſtüberwindung erkämpft hatte. Er antwortete ruhig: „Als ich mit meinem ſeligen Vater überlegte, was ich ſtudiren ſollte, und wir auch auf die Theologie kamen, ſagte er, das verſtehe ſich von ſelbſt, daß Jeder, der ſich den Wiſſenſchaften widme, auch das Studium der Theologie nebenbei betriebe; aber dieſelbe zum Hauptſtudium zu machen, müſſe man denen überlaſſen, welche weniger arbeiten möchten, als ich's gelernt hätte."

Der Jüngling wollte noch weiter ſprechen; aber der ſchwer getroffene Geiſtliche unterbrach ihn und ſagte geſchmeidig: „Nun, Sie wiſſen ja, Ihr verſtorbener Vater war nicht Theologe, er konnte alſo darüber nicht urtheilen,

und pflegte in seinen Urtheilen überhaupt etwas scharf und oft ungerecht zu sein."

„Theologe von Fach," erwiderte Franz schnell, „war er allerdings nicht; aber er hat doch ein paar theologische Bücher geschrieben, vor denen selbst gelehrte Theologen Respekt haben. Und was seine Urtheile anbetrifft, so gab er die Schärfe selbst zu; aber den Vorwurf den Ungerechtigkeit darf ihm Niemand machen, sonst — —

In diesem Augenblicke klopfte es wieder, und herein traten zwei Ackerbürger der Stadt. Die Frau ging ihnen entgegen und lud sie ein, sich zu setzen.

„Wir kommen," begann der eine, „um Sie von Herzen zu bedauern. Aber wir wollten auch gerne noch etwas Anderes mit Ihnen sprechen."

Der Mann machte eine kleine Pause, augenscheinlich in der Erwartung, daß der Oberprediger diesen Wink verstehen und sich entfernen möchte. Aber dieser hatte zu viel seelsorgerische Neugier und zu viel geistliche Dreistigkeit, als daß er jetzt hätte weichen mögen. Der Bürger fuhr also fort:

„Frau Rektor, Sie dürfen es uns nicht übel nehmen, wenn wir die Worte nicht setzen können, wie sich's gehört; der Herr Oberprediger kann's ja wohl auch hören, was wir Sie bitten wollten. Wir haben uns gedacht, daß es bei Ihnen von jetzt ab ein bischen knapp hergehen wird. Nun, mit dem Essen und Trinken und mit der Kleidung kann man sich schon nach der Decke strecken. Aber wenn man einen Sohn auf der Universität und zwei auf Schulen hat, so hilft da kein Einrichten; namentlich die beiden letzten müssen bei Heller und Pfennig kriegen, was sie brauchen. Da haben wir denn Beide mit einander über-

legt, wie wir Ihrem ſeligen Manne, der uns erſt zu dem gemacht hat, was wir ſind, unſere Dankbarkeit bezeigen können, und haben uns denn hergemacht, Sie zu bitten, daß Sie uns die Sorge für Ihre beiden jüngſten Söhne überlaſſen möchten. Jeder von uns übernimmt einen und zahlt jährlich an Sie einhundert Thaler, bis die Jungen für ſich ſelber ſorgen können."

Ein Strom von Thränen ergoß ſich über die Wangen der tief gerührten Mutter. Sie reichte den Männern ihre beiden Hände, war aber lange unfähig, ein Wort zu reden. Auch die drei Kinder konnten ihrer Rührung kaum Meiſter werden. Nur der Oberprediger ſprach ſalbungsvoll ſeine Freude darüber aus, daß die Männer ihren ehemaligen Lehrer ſo ehren wollten, und wünſchte ihnen, daß ſie durch gute Ernten immer in den Stand geſetzt würden, eine ſo hohe Abgabe leicht zu tragen. Dann aber merkte er doch, daß ſein Bleiben ihm nichts mehr nützen könne; er ſagte alſo bloß noch: „Nun, Jungfer Anna! überlegen Sie ſich meinen Vorſchlag!" und empfahl ſich mit dem bibliſchen Segensſpruche.

Nachdem ſich die beiden Männer wieder geſetzt hatten, die Frau aber noch eine Weile im Nachſinnen verloren geweſen war, nahm ſie endlich das Wort und ſprach: „Gott ſegne Sie für das dankbare Herz, welches Sie meinem lieben Manne bewahrt haben und noch ferner bewahren wollen! Aber erlauben Sie mir, daß ich ganz aufrichtig zu Ihnen ſpreche, verkennen Sie mich dabei nicht, halten Sie mich vor allen Dingen nicht für undankbar! Ich habe ſoeben mit meinen Kindern Rath gepflogen, wie wir's anzufangen hätten, um mit Ehren durch die Welt zu kommen. Mein Sohn will ferner keine Unterſtützung mehr von mir

annehmen, und ich ſcheue mich auch nicht, ihm ſeinen edeln Willen zu laſſen, da ich hoffe, daß er auf dieſe Weiſe leichter ſeines Vaters würdig werden kann. Meine Tochter hat die Abſicht, mich zu verlaſſen und ein Unterkommen als Erzieherin zu ſuchen, damit ſie wenigſtens einen ihrer jüngeren Brüder erhalten könne. Wenn dies gelänge, ſo hätte ich nur noch für Einen zu ſorgen. Ich ſehe zwar noch nicht ab, ob mir dies von meinem Witwengehalte möglich ſein wird; indeſſen vielleicht gelingt es mir noch, von dem Könige einige Erziehungsgelder zu bekommen, und dann wäre uns vielleicht vollſtändig geholfen, ſo daß ich Ihnen, edle Freunde meines Mannes! herzlich danken müßte für die ſo rührende Bereitwilligkeit, uns zu helfen."

Die Frau hatte das Alles mit ſo offener Beſcheidenheit geſagt, daß die Bürger nicht von ferne auf den Gedanken an Stolz kommen konnten. Da ſie aber auch keine Vorſtellung hatten von jener ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit, welche nur dann Wohlthaten annimmt und ſie Andern entzieht, wenn ſie deren wirklich auf's Höchſte bedürftig iſt, ſo hielten ſie die Weigerung nur für eine höfliche Form, welche eine Wiederholung des Anerbietens wünſcht und dann die Annahme zuſagt. Sie ſprachen alſo nochmals ihre Bitte aus und machten namentlich geltend, daß Fräulein Emma erſtens noch keine Stelle habe, zweitens aber ihr Gehalt wohl ſelber verbrauchen werde, drittens endlich lieber ihrer Mutter das Ueberflüſſige ſchicken ſolle.

Emma war von ihrer Abſicht ſo erfüllt, daß, als ſie in der Mittheilung der Mutter an die beiden Männer deren Bewilligung herausgehört zu haben glaubte, jede Hinderung ſie in Schrecken ſetzen konnte. Sie machte alſo ſchnell die Bemerkung, daß ſie für ſich nicht viel brauchen

werde und wolle, und daß die gute Mutter ſchon erklärt habe, mit dem, was ſie einnähme, auskommen zu können, wenn ihr die Sorge für die Söhne abgenommen würde. Man redete noch dies und das, wiederholte aber, wie das bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, im Ganzen nur dieſelben Gedanken, und auf keiner Seite wurde der Sinn geändert. Da brach endlich die Mutter die ganze Verhandlung mit den verſtändigen Worten ab: „Gut denn, liebe Freunde! Sie wollen Beide nach und nach ein Kapital von je fünf bis ſechshundert Thaler an meine beiden jüngſten Söhne wenden. Ich nehme es dankbar an, aber nur unter Einer Bedingung, nämlich daß ich, ſobald ich für dieſe Söhne Geld gebrauche, zu Ihnen kommen und von Ihnen borgen darf. Ich weiß und hoffe, daß meine Söhne auch einſt redliche Männer werden ſollen, und daß ſie's dann für ihre erſte Pflicht halten werden, dieſe Schulden abzutragen. Wenn Sie auch Gott reichlich geſegnet hat, ſo haben Sie doch Beide auch Kinder, und denen ſollen Sie nichts ſo geradezu entziehen. Und ich verſichere Sie: die Ausſicht, für den Fall der Noth einen ſichern Zufluchtsort zu haben, gewährt mir einen großen Troſt!"

Eben wollten die Männer, denen es zwar nicht ganz recht war, eine ſo ſehr abweiſende Antwort mitnehmen zu müſſen, welche aber doch auch der Geſinnung der Frau Rektorin ihre Bewunderung nicht verſagen konnten, noch einen letzten Anlauf machen, da trat der Diakonus, einer der nächſten Freunde des Verſtorbenen, herein. Nach der erſten ſchmerzlichen Begrüßung redete ihn einer der Männer an: „Helfen Sie uns bitten! Wir wollen der Frau Rektorin in ihrer Noth beiſtehen, und ſie verſchmäht unſere Hülfe."

Man ſprach die Sache noch einmal durch. Als aber der Geiſtliche ſein Urtheil ſprechen wollte, unterbrach ihn die Mutter noch einmal mit der Frage, ob er wohl ihrem ſeligen Manne zu Liebe ſich bereit erklären möchte, die Vormundſchaft für ihre Kinder zu übernehmen; es würde hoffentlich kein ſchweres Amt ſein, da die Verwaltung des hinterlaſſenen Vermögens nicht viel Zeit rauben dürfte. Darauf ſchwieg der beſonnene Mann erſt einige Minuten; dann hub er an:

„Von Herzen gern will ich dies Ehrenamt annehmen, denn als ein ſolches ſehe ich's von allen Seiten an. Aber durch dieſe meine Erklärung habe ich ſofort auch ein anderes Urtheil zur Sache bekommen. Wenn ich vorher dem zarten Gefühle der Mutter Recht gegeben hätte, ſo darf ich das jetzt nicht mehr thun, ſondern muß von allen empfindſamen Rückſichten abſehen und ganz allein das Wohl der mir zur väterlichen Obſorge anvertrauten Kinder im Auge haben. Ich bin ganz einverſtanden, daß unſere liebe Emma ihr Heil als Erzieherin ſuche, und will ſelbſt eine empfehlende Anzeige und Anfrage in die Zeitungen ſetzen; ich bin einverſtanden, daß, wenn ſie eine einträgliche Stelle bekommt, ſie von ihren Erſparniſſen zur Erziehung und Ausbildung ihrer Geſchwiſter beitrage. Aber ich darf es nicht zugeben, daß Sie, verehrte Frau Rektor! ein ſo edles Anerbieten, wie das dieſer beiden Männer iſt, zurückweiſen, ſondern muß entſchieden dabei feſthalten, daß, ſo lange die Unterſtützung für die beiden jüngſten Söhne mit Luſt und Bereitwilligkeit angeboten wird, dieſelbe auch ihre gute Stätte und, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein dankbares Herz finde. Darum bitte ich Sie, wenigſtens kein entſchiedenes Nein zu ſagen, ſondern die Sache noch einmal in Ueberlegung zu

ziehen. Ihr Herz iſt durch die erſchütternden Ereigniſſe der letzten Tage ſo weich und beweglich, daß es die Augen Ihrer Einſicht etwas trüben muß. Werden Sie ruhiger; dann, denk' ich, ſollen Sie mir auch noch zuſtimmen."

Die beiden Bürger dankten dem Diakonus herzlich für ſeine freundliche Hülfe, erzählten noch einmal, was ſie dem Unterrichte, vor Allem aber der ſeelſorgerlichen Einwirkung des ſeligen Rektors Alles verdankten, wie ſie ohne ihn gewiß Beide längſt mit dem Bettelſtabe umherwandern müßten, und nahmen mit der ausgeſprochenen und jetzt wenigſtens von der Frau Rektorin nicht auf's Neue erſchütterten Zuverſicht Abſchied, daß ſie nicht verſchmähet werden möchten, ſondern die heilige Pflicht der Dankbarkeit ungehindert ausüben dürften.

Ganz leichtes Spiel aber hatte nun der Diakonus gerade nicht, ſein ausgeſprochenes Endurtheil vor der zartfühlenden Witwe zu rechtfertigen. Erſt als er ſie an die oft ausgeſprochene Anſicht ihres geliebten Todten erinnerte, daß die Fähigkeit zur Dankbarkeit der beſte Prüfſtein der Menſchen wäre, und daß man geradezu ein Unrecht beginge, wenn man Jemandem das Danken ſchwer oder gar unmöglich machte; ſo ergab ſie ſich und unterwarf ſich noch mit derſelben Achtung und Hingebung einer Anſicht des Geſchiedenen, wie ſie's dem Lebenden ſo gern und ſchnell immer gethan hatte.

„Aber denken Sie nur," wollte dann Emma das Geſpräch auf das andere Ereigniß dieſes Morgens bringen, „was vorhin der Herr Oberprediger uns Alles vorgeſchlagen hat!"

„Liebe Tochter," wurde ſie aber ſofort von der Mutter

unterbrochen, „ich denke Dir ſoeben ein Beiſpiel gegeben zu haben, wie ich die Ueberzeugungen und Urtheile des lieben Vaters noch im Grabe ehre. Eine andere ſeiner Anſichten war auch die, aß es mit der Frömmigkeit der Menſchen jetzt darum ſo ſchlecht ſtehe, weil die Geiſtlichen ſo wenig Anſehen hätten, daß aber freilich dieſe meiſtens ſelbſt daran ſchuld ſeien, wenn ſie nicht ihrer hohen Würde gemäß geachtet würden. Aber, pflegte er hinzuzuſetzen, es verſündigt ſich an der niederen Menſchheit, an dem, was man den großen Haufen zu nennen pflegt, auch Jeder, der Aeußerungen oder Handlungen von Geiſtlichen, welche ihnen gerade nicht zur Ehre gereichen, weiter erzählt. Wenn darum auch der Herr Diakonus künftighin Vaterſtelle bei euch vertreten will, wenn wir auch das herzlichſte Vertrauen zu ihm haben dürfen, ſo wird er's uns doch nicht übel auslegen, wenn wir die Geringſchätzung, die er ſo ſchon gegen ſeinen Amtsbruder hegt, nicht zu vermehren ſuchen."

Der Diakonus, welcher freilich für ſeine Perſon dieſe Anſicht nicht ängſtlich zu verfechten brauchte, weil er durch ein reines Leben und durch großen Fleiß eine wahre Zierde ſeines Standes war, dankte dennoch der Frau für dieſe rückſichtsvolle Ermahnung und bedauerte ſie, ſo früh ſchon am heutigen Tage die Liebloſigkeit ſeines Amtsbruders erfahren zu haben. Sodann beſprach er mit den Trauernden noch allerlei zunächſt nöthige Aeußerlichkeiten, ließ ſich von Emma alle Gegenſtände aufſchreiben, in denen ſie unterrichten wollte und könnte, verſprach die Anzeige noch heute aufzuſetzen und fortzuſchicken, übernahm bereitwillig die Abfaſſung eines Bittſchreibens an den König in Betreff der Erziehungsgelder und einiger anderen nothwendigen Ein-

gaben und empfahl die ſchwer getroffene Familie dem Schutze des Allerhöchſten.

Drei Vierteljahre waren ſeit jenem Morgen nach dem Begräbniß des Rektors abgelaufen, und es war manches in der vaterloſen Familie verändert. Die Witwe hatte ſchon zweimal die Wohnung wechſeln müſſen, das erſte Mal, als ſie die Amtswohnung ihres Mannes verließ und ſich ein paar beſcheidene Zimmer mit der Ausſicht auf den Friedhof miethete, das zweite Mal, als die Zahl der Schülerinnen, welche ihr für den Unterricht in feineren weiblichen Handarbeiten zugeführt wurden, ſo groß wurde, daß ihre Zimmer nicht dafür ausreichten, der Oberprediger aber als Schulinſpektor ihr den Gebrauch einer Schulklaſſe nicht erlauben wollte, ſie alſo genöthigt war, wenn ſie die baare Einnahme von jährlich über hundert Thaler nicht einbüßen wollte, eine geräumigere Wohnung zu beziehen. Die Antwort aber ferner auf das Immediatgeſuch um Erziehungsgelder war abſchlägig ausgefallen. Nämlich derjenige Miniſterialrath, welcher den Bericht hierüber abzufaſſen hatte, war einſt von dem verſtorbenen Rektor wegen ſeiner treuloſen Geſinnung angegriffen worden, hatte es denſelben, ſo lange er lebte, reichlich und ſchmerzlich entgelten laſſen, übertrug aber ſeinen ſchnöden Haß ſogar auf die arme Witwe und deren Kinder und hatte darum die Zurückweiſung des Geſuchs beantragt und den alle dieſe Sachen in gutem Glauben ohne eigene Kontrole unterſchreibenden Monarchen entſcheiden laſſen. Die beiden jüngſten Söhne waren unterdeſſen jeder in eine höhere Klaſſe verſetzt und

hatten ihre beiden Wohlthäter, durch deren Vorgang übrigens ein ordentlicher Wetteifer, der Witwe und ihren Kindern wohlzuthun, in der Stadt entzündet war, durch sehr gute Censuren Freude gemacht. Franz hatte sich auf der Universität an die Bearbeitung einer philologischen Preisaufgabe gewagt und war so glücklich gewesen, über seine Mitbewerber den Sieg und somit den Preis zu erlangen. Hedwig half der Mutter unterrichten, bekam aber selbst noch sprachlichen Unterricht bei dem Diakonus und ließ ihre gute Singstimme, an welcher schon der Vater mit Freude und Eifer gearbeitet hatte, von dem Kantor des Ortes weiter ausbilden.

Und Emma? Diese war seit einem halben Jahre im Hause eines reich mit Kindern, namentlich mit Töchtern, gesegneten Amtsraths Erzieherin, bezog zwar zweihundert Thaler Gehalt, hatte aber theils viele und schwere Arbeit dafür, theils war sie wegen der glänzenden Verhältnisse des Hauses und wegen der besonders geäußerten Wünsche der Frau Amtsräthin genöthigt, mehr Geld und Fleiß auf ihren Anzug zu verwenden, als ihr lieb war. Der Amtsrath war ein tüchtiger Landwirth, daneben aber ein wilder und roher Mensch, vor dem Emma sich ernstlich fürchtete. Seine Gattin hatte keine größere Sorge, als wie sie ihre Töchter an möglichst vornehme und reiche Männer verheirathen könnte. Es war ihr darum sehr angenehm, in Emma eine zwar nicht gerade häßliche, aber doch auch weder durch das Gesicht, noch durch die Gestalt besonders hervorstechende Erzieherin gewonnen zu haben; denn sie hatte soeben erst eine andere entlassen, weil diese zu schön gewesen war und die Augen der jungen Männer, welche zu den glänzenden Festen des Hauses gern und zahlreich sich einfanden, von den drei

älteſten Töchtern zu ſehr abgewendet hatte. Bald aber hatte die Frau Amtsräthin an Emma noch andere Vorzüge, als dieſen Mangel an Schönheit, entdeckt, einmal ihre tüchtige Bildung — darum mußte ſie, ſcheinbar zu ihrem Vergnügen, mit den älteſten Töchtern Leſeabende nach Kränzchenart halten, d. h. ſie auch noch unterrichten, durfte aber von letzterem nichts merken laſſen, wenn die Mama den Herren von dieſer ſchönen Einrichtung erzählte , ſodann ihre Treue beim Unterrichte der Kleinen - es waren deren vier von verſchiedenem Alter und Bildungsſtande, und ſie ſollten alle zugleich in jenem eiteln Weltwiſſen möglichſt ſchnell gefördert werden —; drittens ihre ſeltene Bereitwilligkeit, ſich überall im Hauſe nützlich zu machen, ſogar, wenn's gerade Noth that, in die Küche mit zu gehen und da mit Geſchick zuzugreifen. Letzteres hatte Emma jedoch nicht ohne eigennützige Nebenabſichten gethan. Sie wollte nämlich nicht blos lehren, ſondern auch lernen. Nun hatte ſie zwar das Weſen der Kochkunſt in der kleinbürgerlichen Küche ihrer Eltern von der verſtändigen Mutter gründlich verſtehen und üben gelernt; aber von den feineren Gerichten und den größeren Mengen eines vornehmen Hauſes konnte ſie nur in einem ſolchen ſelber die richtige Vorſtellung und in deren Anwendung die gewünſchte Geſchicklichkeit erlangen. Und bei ihrem freundlichen und gefälligen Weſen hielt es auch gar nicht ſchwer, die Zuneigung und Bereitwilligkeit der tüchtigen Köchin zu erlangen.

Wie alle Frauen, ſo hatte auch die Frau Amtsräthin nicht übel Luſt, für ihre treffliche Gouvernannte eine ſogenannte gute Partie auszuſuchen. Freilich dachte ſie nicht von ferne daran, ſie in den nächſten paar Jahren fortgehen zu laſſen, ſondern nur unter der Bedingung allenfalls

wollte ſie für ſie ſorgen, daß ſie erſt alle ihre Kinder groß gezogen und ſo weit unterrichtet hätte, daß ſie keine Lehrerin mehr brauchten. Für dieſen Fall — ſo rechnete ſie — ſollte ihr Mann ſeinem Oberverwalter, welcher ihm auch ſchon viele Jahre treu gedient hatte, zu einer mäßigen Pachtung verhelfen und Emma dann Frau Pachterin werden. Sie hatte darum ſchon manchmal den Oberverwalter mit ſeinen der Gouvernante zugeworfenen Blicken geneckt, aber nicht etwa, weil dieſer wirklich ein Auge auf Emma hatte, ſondern vielmehr weil ſie durch ihr Necken ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie hinlenken und ihn für ihre Zukunftsplane empfänglich machen wollte.

Man kann gerade nicht ſagen, daß dieſe Abſicht zu tadeln war. Denn wenn in Beiden eine Neigung entſtehen konnte, ſo wäre Emma ſicherlich ganz an ihren Platz gekommen, und ihr Mann würde ſeine Wahl auch nicht zu bereuen gehabt haben. Nur war leider bei der geiſtigen Stumpfheit des Oberverwalters nicht zu hoffen, daß er jemals Emma's Neigung erlangen würde. Denn wenn ſonſt junge Mädchen aus mittelloſen Familien ſich überwinden, beim Anblick einer guten bürgerlichen Verſorgung ihre Abneigung gegen die Perſon zum Schweigen zu bringen, weil ſie fürchten müſſen, in widerwärtigen abhängigen Verhältniſſen ihr ganzes Leben zuzubringen, ſo war das bei Emma anders. Sie wußte, daß, wenn ſie dieſe erſte Stellung als Erzieherin gut ausgefüllt und bei ihrem ſpätern Abgange ein entſprechendes Zeugniß bekommen hätte, es ihr in Zukunft gar nicht an ähnlichen Stellungen fehlen könnte. Sie rechnete ferner, daß ſie, wenn erſt ihre Brüder ihre Studien beendigt hätten, nach und nach ein kleines Kapital zurücklegen und ſomit für ihre alten Tage ſorgen könnte.

Und endlich vertraute ſie, daß ſie, wenn das Alles fehlſchlüge, bei einem ihrer Brüder die Stelle einer „guten alten Tante“ einnehmen und ſo doch nicht vereinſamt ſein dürfe. Darum beſchäftigte ſie ſich mit Heirathsgedanken gar nicht, ſondern konnte es ruhig abwarten, ob jemals ein Mann ihre Neigung erwecken möchte. Am allerwenigſten aber wäre dies dem gutmüthigen, aber doch ziemlich ungebildeten Oberverwalter möglich geweſen. Auch wollte bei dieſem ſelbſt das Necken der Frau Amtsräthin nicht verfangen, weil ihm gänzlich das Organ fehlte, den Werth der Erzieherin auch nur zu ahnen, geſchweige zu würdigen.

Zwei Jahre waren ſo unter Arbeit im Lehren und Lernen für Emma vergangen. Sie war bis zu einem gewiſſen Grade in die Familie hineingewachſen, kannte alle ihre Glieder genau und hatte immer mehr von jener ſeltenen Klugheit gelernt, bei aller äußeren Fügſamkeit doch ihre Selbſtſtändigkeit zu bewahren oder eine größere zu erringen. Ihre liebſte und ſchönſte Erholung war die eifrige Pflege des Briefwechſels mit ihrer erfahrenen Mutter und mit ihrem älteſten Bruder. Letzterer hatte ein gutes Examen beſtanden, war auf Anrathen und Empfehlung eines Profeſſors in das Haus eines deutſchen Geſandten in Paris als Hauslehrer gegangen und bezeigte nicht übel Luſt, nach zwei Jahren noch eine ähnliche Stellung in London zu ſuchen, damit er ſich beider Weltſprachen recht gründlich bemächtigte und dann in ſeinem Vaterlande eine Erziehungsanſtalt für Söhne vornehmer Eltern gründete. Und in dieſen Plan, bei welchem auch Emma ſich ſehr nachdrücklich betheiligen ſollte, hatten ſich beide Geſchwiſter ſo eifrig hineingeſchrieben, daß der Anfang ſeiner Ausführung das ſchönſte Ziel ihrer Sehnſucht geworden war.

Da ereignete ſich in Emma's Nachbarſchaft etwas, wodurch die ganze amtsräthliche Familie in die lebhafteſte Bewegung verſetzt wurde. Eine große königliche Domäne war pachtfrei geworden und ein um die Hebung der Landwirthſchaft ſehr verdienter Oberamtmann hatte ſie, gewiſſermaßen zur Belohnung für ſein gemeinnütziges Wirken, um einen verhältnißmäßig geringen Kaufpreis erlangt. Man wußte, daß derſelbe den Kaufſchilling ganz und aus eigenen Mitteln erlegt hatte; man wußte aber auch, daß der reiche Grundbeſitzer nur einen einzigen, wohl gebildeten Sohn von beinahe dreißig Jahren beſaß; und man wollte auch gehört haben, daß der Vater ſeines Auguſt's Verheirathung recht ſehr wünſchte. Allein warum dieſer junge Mann nicht ſchon längſt eine Wahl getroffen habe, da ihn doch gar nichts abhalten konnte, ſeiner Neigung zu folgen, darüber zerbrach man ſich in des Amtsraths Familie die Köpfe und mochte doch nichts Befriedigendes entdecken.

Endlich kam der erſehnte Tag, wo der reiche Nachbar mit Frau und Sohn ſeinen Antrittsbeſuch machte. Schnell fand ſich eine der drei erwachſenen Töchter nach der andern ein und ſuchte die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes auf ſich zu ziehen. Man ſprach länger und lebhafter mit einander, als es ſonſt bei ſolchen erſten Begegnungen zu geſchehen pflegt, und ſchied mit dem gegenſeitigen Wunſche einer guten Nachbarſchaft. Jede der drei Töchter ſchmeichelte ſich zwar mit der ſüßen Hoffnung, daß, da ſie mehr Blicke und Worte, als die Schweſtern, empfangen, ihr gerade das größere Intereſſe zu erwecken gelungen wäre. Auguſt's Mutter indeſſen, eine feine Menſchenkennerin, hatte ſchnell die Abſichtlichkeit aller hier gepflogenen Reden erſpähet und war darum wortkarger geworden, als es ſonſt

ihre Art war. Die kluge Amtsräthin, welche von ungefähr gehört hatte, daß die Frau Nachbarin geringen Herkommens, daß ſie nämlich auf dem Gute, wo ihr Mann als Verwalter geſtanden, Wirthſchafterin geweſen wäre, war darum bald mit dem Urtheile fertig, daß ſie eine geſellſchaftlich unbedeutende, vielleicht auch im Verſtande ziemlich ſchwache Frau wäre, daß ihr alſo bei den jetzt vorzunehmenden Berechnungen nur eine untergeordnete Stelle anzuweiſen ſei. Der Vater war ein ausgezeichneter Landwirth, der Amtsrath brauchte ſich ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen auch nicht zu ſchämen. Die beiden Männer würden alſo, das erwartete ſie, einander bald lieb und werth werden. Aber der Sohn? Trotzdem daß aus ſeinen Reden hervorging, daß er große Reiſen gemacht habe, daß er auch auf einer landwirthſchaftlichen Akademie geweſen war, ſo erſchien er doch etwas ſteif, unbeholfen und wie pedantiſch, als wenn er eher ein Kandidat der Theologie wäre, als der einzige Sohn einer ſo reichen Familie. Man war auch hier mit dem Urtheile bald fertig, daß er aus einer gewiſſen unmännlichen Schüchternheit, die vielleicht aus zu großer Strenge des Vaters gekommen wäre, nicht gewagt hätte, einer Jungfrau ſich zu nähern, daß man ihm daher Muth machen, ihm mit vorſichtiger Koketterie halb entgegen kommen müſſe. Daneben aber ſchärfte die Frau Amtsräthin ihren Töchtern noch ein, daß ſie allen gegenſeitigen Neid unterdrücken müßten, daß, ſobald ſich ſeine Neigung einer von ihnen deutlicher zuwenden würde, die beiden andern ſich immer mehr zurückzuziehen hätten.

Der Gegenbeſuch war gemacht. Der Amtsrath mußte ein großes Feſt veranſtalten, um die neuen Nachbaren zu ehren. Ein Ball ſollte dasſelbe beſchließen. Es waren

Viele aus der Umgegend geladen. Beim großen Mittagsessen mußten auch die Schülerinnen Emma's theilnehmen und Emma selbst mit ihnen untenan sitzen. Die Frau Oberamtmännin saß an der langen Tafel, an welcher sie den Ehrenplatz einnahm, ihr gerade gegenüber. Emma bekümmerte sich grundsätzlich gar nicht um die Gäste, sondern sorgte nur für ihre Zöglinge und suchte ihnen durch kurze Worte oder Augenwinke in ihrem Ungeschicke oder in ihrem kindischen Leichtsinne zu Hülfe zu kommen, damit sie nachher von der gestrengen Frau Mama nicht gescholten zu werden brauchten. Unwillkürlich bemerkte die Ehrendame dieses Festes, was da unten vorging, und sie hatte ihre stille Freude an diesem fast mütterlichen Gebahren der Gouvernante. Indessen machte sie sich's doch nicht eigentlich klar, daß es so sei, sondern sie beobachtete nur öfter und aufmerksamer. Die Tafel wurde aufgehoben, und Emma entfernte sich mit den Kindern. Die Damen traten in das Nebenzimmer zum Kaffee, die Herren blieben noch länger beim Weine sitzen. Endlich standen auch diese auf, um einen Gang durch die Ställe zu machen, und die Diener räumten ab und auf, damit der Saal für den Ball bereit wäre.

Bei diesem Aufräumen fanden sie unter der Tafel ein feines Battisttuch mit zierlich gestickten Ecken. Sie besahen es nicht weiter, sondern einer trug es zu den Damen hinein und fragte nach der Eigenthümerin. Die Frau Oberamtmännin saß der Thür zunächst, sie griff also zuerst danach und entfaltete es. Dabei bemerkte sie mit ihrem für solche Dinge sehr geübten Auge, daß das Taschentuch an zwei Stellen gestopft schien. Da es aber wirklich nur so *schien*, so konnte sie der echt weiblichen Versuchung nicht

widerſtehen, es genauer zu unterſuchen. Und richtig, wie ſie es nach dem Lichte wendete, erkannte ſie die Endpunkte der kreuzweiſe durch einander gezogenen Fäden und fragte in ihrer Verwunderung laut, wem dieſes „geſtopfte“ Taſchentuch gehöre.

Alle Damen, keine ausgenommen, wehrten die in ſolcher Frage liegende Zumuthung, ein geſtopftes Taſchentuch zu tragen, mit auffallender Entrüſtung zurück, und die Frau Amtsräthin erröthete vor innerlichem Zorn, daß ſo etwas bei ihr geſchehen müſſe. Sie gab ihrer zweiten Tochter, Adelgunde, welche heute von Auguſt am aufmerkſamſten behandelt war, ſchnell einen Wink, und dieſe eilte hin, um nach dem Namen des Taſchentuches zu ſehen. Sie erkannte es ſchnell, was ſie auch ſchon vermuthet hatte, als Emma's Eigenthum, und ſagte mit verächtlichem Blicke:

„Dachte ich's doch gleich, daß ein ſo unanſtändiger Lappen keinem von uns, ſondern nur unſerer Gouvernante gehören könne!“

„Sagen Sie nicht, mein liebes Fräulein!“ erwiderte die jetzige Inhaberin des Tuches, „daß dies ein unanſtändiger Lappen ſei! Wer dies Tuch geſtopft hat, muß geſchickt ſein, ausdauernden Fleiß haben, die Sparſamkeit kennen und üben, und vor allen Dingen ein liebevolles Gemüth haben. Aehnliche Arbeit habe ich nur auf der Induſtrie-Ausſtellung in London geſehen, wohin ſie, wenn ich nicht irre, aus Wien geſchickt war, und wo ſie die allgemeine Bewunderung aller Frauen auf ſich zog.“

Schon die gewöhnliche Rückſicht auf die reiche Frau Nachbarin gebot zunächſt Adelgunden, ihren Ausdruck zu entſchuldigen und die Stopferei, welche wirklich ihres Gleichen ſuchte, zu bewundern, dann aber auch den übrigen Damen,

ein Gleiches zu thun. Zuletzt jedoch nahm die Frau Amtsräthin das Tuch, machte auch eine leichte Bemerkung des Lobes dazu, gab es dem Diener und ließ es der Gouvernante mit der leiſe zugeflüſterten Beſtellung bringen, daß ſie künftig kein geſtopftes Taſchentuch im Saale verlieren ſolle.

Emma wußte natürlich von dem ganzen Vorfalle nichts. Aber es that ihr doch weh, daß man, wie es ſchien, auf ihre Dürftigkeit aufmerkſam gemacht war. Sie hatte nämlich dieſes Tuch, das einzige von feinem Battiſt, welches ſie beſaß, zu ihrer Konfirmation geſchenkt bekommen und damals mit großem Fleiße geſtickt. Nun hatten es jüngſt die Wäſcherinnen, in deren Hände es aus Verſehen gekommen war, unſanft behandelt und an zwei Stellen zerwaſchen. Sie mochte das lieb gewonnene Andenken an jenen wichtigen Tag nicht miſſen, hatte ſich alſo daran gemacht, es auf die möglichſt feinſte Weiſe wiederherzuſtellen. Sie glaubte es auch ſo gemacht zu haben, daß es ſo leicht Niemand erkennen möchte. Darum hatte ſie's ohne Scheu zu der Feſttafel mitgenommen, aber nicht bemerkt, daß es von ihrem ſeidenen Kleide — dergleichen trug ſie ebenfalls nicht oft — hinuntergerutſcht war, und hatte es auch nachher, da ſie ihr Feſtkleid ſofort abgelegt, nicht vermißt, es alſo nicht früh genug holen laſſen können. Jetzt brauchte ſie's, um ihre reichlich hervorquellenden Thränen damit zu trocknen.

Hätte ſie nur geahnt, was jetzt unter den Damen verhandelt wurde! Die Behauptung nämlich der Frau Oberamtmännin, daß man ſo mancherlei Tugenden aus jener Stopfarbeit ableiten könne, erregte zunächſt den Widerſpruch der Frau Amtsräthin, welche die Blöße, die ſich Adelgunde mit jenem unüberlegten Ausdrucke gegeben hatte, auf kluge

Weiſe zuzudecken ſuchte. Sie führte den Gedanken aus, daß man höchſtens auf einen großen mechaniſchen Fleiß daraus ſchließen könne, aber ſonſt auf nichts weiter. Indeſſen ließ ſich die gründliche Kennerin ſolcher Sachen nicht ſo leicht zurückweiſen, ſondern erwiderte:

„Ich freue mich, daß Sie den Fleiß, der bei ſolcher Arbeit nöthig iſt, anerkennen; aber ich kann Ihnen nicht zugeben, daß dieſer ein blos mechaniſcher zu ſein braucht. Das würde er ſein dürfen, wenn nicht eine ſehr ſorgfältige und geſchickte Hand zugleich für dieſes Stopfen nöthig wäre. Mechaniſch arbeitet doch der, welcher bei dem, was er thut, gar nicht weiter nachdenkt, ſondern der eine Verrichtung ſeiner Hände macht, wie die andere. Wer das aber bei dieſem Stopfen thun wollte, würde nicht weit kommen. Was für ein richtiger Blick und was für eine genaue Ueberlegung gehören ſchon dazu, daß man die ſchadhafte Stelle ordentlich ausſchneidet! Wie muß man die Wahl der Fäden überlegen! Wie erſt vorher den Charakter des Gewebes ſtudiren! Und daß ich's nur ausſpreche! Ich glaube auch, daß nur diejenige Frau überhaupt auf den Gedanken kommen kann, welche einen, ich möchte ſagen, angeborenen Schönheitsſinn hat. Sie haben ja wohl geſehen, daß jenes Taſchentuch recht ſchön geſtickte Ecken hatte: nun that's der Beſitzerin jedenfalls leid, dieſen Schmuck fortwerfen zu ſollen, darum ſuchte ſie ihn durch ein mühevolles Werk, das zugleich ihrer Kunſtfertigkeit alle Ehre macht, zu erhalten."

„Erlauben Sie," fiel die Frau Amtsräthin ihr ins Wort, „daß ich die Beweggründe dieſer Arbeit anderswo ſuche. Unſere Gouvernante iſt die Tochter einer armen Rektorswitwe, ſie könnte ſich wohl ein neues Battiſttuch von ihrem Gehalte gekauft haben; aber ſie gibt den größten

Theil ihres Einkommens an ihre Brüder, die noch auf Schulen ſind, und ſo hat ſie die Eitelkeit, doch auch ein Battiſttuch zu zeigen, und die Sparſamkeit oder richtiger die Dürftigkeit zu ſolcher Anſtrengung getrieben. Und ich kann geſtehen, daß ich nichts bedaure, als die viele ſchöne Zeit, welche auf eine ſo unnütze Arbeit verwendet iſt."

„Das macht mir," fuhr die immer theilnehmendere Sachwalterin Emma's fort, „dieſes junge Mädchen noch lieber, daß ſie nicht aus Eitelkeit, nicht aus geſchäftigem Müßiggange, wie wohl reiche Damen dergleichen treiben, ſondern aus wirklicher Sparſamkeit die Arbeit unternommen hat. Das aber, meine Liebe, was Sie Eitelkeit nennen, daß ſie nämlich auch gern ein feines Battiſttuch hätte zeigen wollen, möchte ich — vorausgeſetzt, daß es wirklich ſo wäre — doch nicht ſo nennen. Ich nehme es keinem jungen Mädchen übel, wenn ſie ſich ſchmückt, wenn ſie lieber feine Sachen trägt, als grobe, ſobald ſie nur nicht mit Gewalt die Aufmerkſamkeit darauf hinlenken will. Indeſſen denke ich mir in dieſem Falle, ich weiß ſelbſt nicht, warum? am liebſten, daß Ihre Gouvernante an dieſem Tuche irgend ein werthvolles Geſchenk oder Andenken beſitzt, welches ſie gern ſo lange als möglich bewahren möchte, und welches ſie darum durch ſo liebevolle Arbeit am beſten geehrt hat. Wer aber ſo etwas kann, muß ein liebevolles Gemüth haben. Nun, das könnten Sie ja, Frau Amtsräthin, am ſchnellſten entſcheiden, wenn Sie uns ſagen, ob ſie als Erzieherin ihre Schülerinnen lieb habe."

Die Frau Amtsräthin hätte ſchon vorhin das Geſpräch lieber auf einen andern Gegenſtand gelenkt; allein es wollte ſich keine Handhabe zu dieſer Wendung darbieten, und jetzt vollends durfte ſie gar nicht abſpringen. Sie urtheilte alſo,

daß Emma gegen die Kinder ſehr ſtrenge wäre, daß dieſe ſie aber merkwürdig lieb hätten. Sie ſei ferner eine geſchickte und ſorgfältige Krankenpflegerin, das habe ſie gezeigt, als ihre Zöglinge im letzten Winter die Maſern gehabt; da ſei ſie gar nicht von ihren Betten fortgekommen. Sie ſei auch ſehr behülflich und zuthätig im Hausweſen, und wenn ſie nichts mehr zu thun habe, ſo ſei ihre liebſte Beſchäftigung, in der Küche zu helfen oder in der Milchkammer mitzuwirken. Allein von einer eigentlichen Liebe zum Hauſe, ja nur von Fähigkeit zu liebevollen Aeußerungen, habe ſie noch gar nichts gezeigt. Da bemühe ſich der Oberverwalter ſchon ſeit längerer Zeit um ihre Gunſt, und es wäre wahr, die Beiden würden gewiß einmal ein ganz gutes Paar werden; aber gegen den erweiſe ſie ſich ſtets ſo kalt und ſo zu ſagen ſchnöde, daß man ſie beinahe herzlos nennen könne.

Die letztere Wendung hatte glücklicher Weiſe von dem fatalen Taſchentuche abgebracht und zog, da auf's Heirathen die Rede kam, auch andere Damen wieder in das Geſpräch, und dieſes wurde bald ſo lebhaft, daß man die Schweigſamkeit der Frau Oberamtmännin gar nicht bemerkte.

Dieſe hatte ſich unmerklich in die Theilnahme für Emma hineingeſprochen. Da ſie aber eine Mutter war, welche ihres einzigen Sohnes Verheirathung von ganzem Herzen wünſchte, welche aber zugleich das Herz und das Vertrauen dieſes Sohnes in einem ſolchen Maße beſaß, daß er gewiſſermaßen nur aus ihrer Hand eine Geliebte annehmen wollte, und da ſie bei all ihrem Umſchauen noch immer nicht eine Jungfrau gefunden hatte, die ſie mit voller Liebe als Tochter aufnehmen mochte; ſo wiederholte ſie ſich

das Alles, was zum Lobe Emma's gesagt war, und nahm sich vor, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen.

Der Ball nahm seinen Anfang. Auch Emma hatte auf eine Stunde ihre Zöglinge zum Zuschauen führen müssen. Da sie aber auf ausdrückliches Verlangen ihrer Prinzipalin bei solchen Hausbällen niemals mittanzen durfte, so hatte sie auch kein Festkleid angelegt, sondern saß in schlichtem Anzuge unter ihren hoch aufgeputzten Schülerinnen. Es dauerte nicht lange, so kam die Frau Oberamtmännin auf sie zu, nahm neben ihr Platz, sagte ihr einiges Freundliche über ihre Kunstfertigkeit und war bald mit ihr in tiefem Gespräche. Die Wirthin bemerkte das wohl auch; aber es machte ihr keine Sorge, da August ihrer Adelgunde immer größere Aufmerksamkeit zuwendete, und da sie der Ansicht war, daß sich Gleich und Gleich gern geselle, d. h. daß die ehemalige Wirthschaftsmamsell mit ihren beschränkten Gedanken vom Stopfen von der gleichfalls dienenden Gouvernante leicht befriedigt werden könne.

Und allerdings wurde August's Mutter durch Alles, was sie von den Familien- und Lebensverhältnissen Emma's hörte, auch äußerst befriedigt. Das aber gefiel ihr ganz besonders, daß Emma in ihrem Wesen auch so gar nichts Gouvernantenmäßiges hatte, daß sie vielmehr so natürlich und so bescheiden sprach, wie sie's selten bei ähnlichen Personen gefunden hatte. Sie fragte auch, warum sie nicht tanze, und erhielt zur Antwort, sie füge sich gern in die Sitten dieser Gegend, und hier sei es nicht Sitte, dienende Personen zum Tanze aufzufordern. Sie wollte nun einen Unterschied zwischen einer Gouvernante und einer Dienenden machen; allein Emma führte sehr geschickt aus, daß nur die Arbeit und der Lohn verschieden seien, daß sonst aber

kein Unterſchied ſtattfinde; es ſei aber auch, ſetzte ſie hinzu, das Loos des Weibes überhaupt, in der Dienſtbarkeit ihren Weg zum Himmel zu ſuchen, und alles andere Dienen ſei von dem Dienen in der Ehe doch nur dadurch unterſchieden, daß dieſes um der Liebe, jenes um des Lohnes, Beides aber um Gottes willen geübt werde.

Als ſie eben in dieſem Stoffe noch fortfahren wollten, kam die Frau Amtsräthin auf Beide zu. Es war ihr doch nicht recht geheuer mehr vorgekommen, daß die Unterhaltung der neuen Frau Nachbarin mit ihrer Gouvernante ſo lange dauerte, und es war ſie die Beſorgniß angekommen, Emma könnte über die Töchter des Hauſes zu ſehr ausgefragt werden und dann vielleicht zu klaren Wein einſchenken. Darum ſah ſie nach der Uhr und fragte Emma, ob die Mädchen nicht zur Ruhe gehen müßten. Dieſe verſtand den Wink, wünſchte der Nachbarin noch viele Freude und empfahl ſich beſcheiden.

Am andern Morgen beim Frühſtück beſprach ſich der Oberamtmann mit Sohn und Frau über die Familien, mit welchen ſie geſtern zuſammen geweſen waren. Auguſt erzählte, daß Adelgunde, welche die munterſte der drei Töchter wäre, ihn ſehr eifrig unterhalten habe, daß ſie ihn ſogar ſchon zu dem Leſekränzchen werben wolle, welches ſie wöchentlich einmal in ihrer Familie hätten, daß er aber keine große Luſt habe, mit den Mädchen unter Leitung ihrer Gouvernante zu leſen. Das griff die vorſichtige Mutter ſchnell auf, berichtete getreulich von Allem, was ſie von Adelgunde und Emma gehört hatte, und ließ ihren Sohn nicht undeutlich merken, daß ſie als Mutter ihres Sohnes eigentlich ſchon etwas in die Erzieherin verliebt ſei. Allein die Abneigung desſelben gegen den Stand der Gouvernanten,

von denen er allerdings einige recht abſchreckende Exemplare kennen gelernt hatte, war ſo groß, daß es des dringenden Zuredens ſeiner Mutter bedurfte, jene Einladung zu den Leſeabenden nicht ganz auszuſchlagen.

Schon in der nächſten Woche ließ ſich Auguſt anmelden und ſich die Rolle ausbitten, welche man ihm zuweiſen wolle, da er bei ſeiner Unbeholfenheit ſich doch etwas vorbereiten müſſe. Das war ein Ereigniß in der amtsräthlichen Familie! Und eine Marter für die arme Emma! Welche Stücke ſie auch vorſchlug, keines wollte zuſagen. Kleine Luſtſpiele, für welche allenfalls die Fähigkeit der Fräulein ausreichen mochte, erſchienen der Mutter zu unbedeutend; etwas Hohes, Tragiſches ſollte es ſein, glänzen ſollten ihre Töchter: ſie beſtimmte alſo ſelbſt die „Maria Stuart“. Dann aber wieder die Rollenvertheilung! Die Titelrolle mochte in merkwürdigem Mißverſtande des Stückes Jede gern leſen, die Eliſabeth keine! Natürlich fiel dieſe Emma zu. Und den Mortimer wählte man, ohne weiter zu fragen, für den Gaſt aus. Endlich aber das Einüben! Die Aermſte! Zwei, dreimal mußte ſie vorleſen und leſen laſſen, ehe nur den billigſten Anforderungen genügt werden konnte. Als es Abend war, fühlte ſie ſich ſelbſt ſo erſchöpft, daß ſie am liebſten gar nicht geleſen hätte, und als die Frau Amtsräthin gar noch äußerte, daß ſie keine beſondere Toilette zu machen brauche, über die darin liegende Unzartheit ſo ärgerlich, daß ſie in große Verſuchung gerieth, ſich krank zu melden.

Zu guter Stunde aber erinnerte ſie ſich noch der oft gehörten Mahnung ihres frommen Vaters, niemals, auch nicht in ſolchen konventionellen Kleinigkeiten, ſich einer Unwahrheit ſchuldig zu machen, am allerwenigſten aber ſich krank

zu ſtellen, weil die nächſte und einfachſte, freilich auch wohl verdiente, Strafe wirkliche Krankheit ſei. Sie ging alſo. Auguſt kam, ſagte den Töchtern des Hauſes viel Verbindliches, ſprach viel mit Adelgunden, der Maria Stuart des Leſeabends, beachtete Emma gar nicht und folgte gern der amtsräthlichen Aufforderung, ſich der „gefangenen Königin“ gegenüber zu ſetzen. Man las. Auguſt verſtand's gut und erkannte bald, daß in dieſem Kreiſe nur Eine wirklich ſchön las. Das war Emma in der Rolle der jungfräulichen Königin. Er wurde aufmerkſamer. So eiſeskalt im Tone und doch innerlich ſo heiß erregt war ihm die Eliſabeth noch nicht vorgeführt worden; ſo widerlich ſentimental die Maria noch nicht erſchienen. Es war ein langer Abend. Aber doch ſcheute ſich Auguſt nicht, ihn noch durch eine Unterhaltung über die Auffaſſung des Stückes zu verlängern. Er wandte ſich an die Gouvernante und fragte ſie, warum ſie gerade einen ſolchen Gegenſatz der äußeren Kälte und der inneren Glut darzuſtellen geſucht habe. Sie erwiderte, beſcheiden die Augen niederſchlagend:

„Mein ſeliger Vater hat die beſten Werke Schillers, ſeines Lieblingsdichters, oft mit uns geleſen und beſprochen. Er hatte die Anſicht, daß Schiller als ein ſo tief mit der Philoſophie vertrauter Dichter in ſeine lebensfriſchen Kunſtgeſtalten ſtets auch allgemeine Ideen eingearbeitet habe, und ſagte oft, daß man den Dichter nur halb verſtehe, wenn man nicht zugleich dieſe Gedanken zu erforſchen und zu begreifen ſuche. So hat er mich denn gelehrt, daß in dieſem Stücke das Weſen des verführeriſchen Katholizismus und des ſiegenden Proteſtantismus dargeſtellt werde. Maria, die Katholikin, Verbrecherin, mit Reue ſich wohl dann und wann ihrer Schuld erinnernd, aber von ihren Prieſtern

abſolviert, darum auf ihre Unſchuld gerade in dieſem Prozeſſe pochend, daneben ſtets auf's Neue leichtfertig ſündigend, immer fallend und doch weder elend, noch friedlos, noch gehaßt, noch verabſcheut, ſondern ſtets liebend und geliebt, ihrer Schönheit ſich bewußt und darum niemals ſich demüthigend, in vollendeter Heuchelei, aber zur Strafe dafür mitten aus der Hoffnung auf endlichen Sieg vom Schauplatze abtretend und von allen Weltleuten beklagt; Eliſabeth dagegen, die Proteſtantin, die jungfräuliche Königin, auf ihr Recht ſich ſtützend, aber kalt, ſelbſtſüchtig, voll Haß und Rache, ſiegend, aber, weil ohne Anerkennung des in der Maria Berechtigten und Schönen, einſam und gemieden — gerade wie die ernſten und äußerlich kalten Puritaner ihrer Zeit innerlich voll Glut und Leidenſchaft waren. Freilich pflegte mein Vater hinzuzuſetzen, wäre dies nur ein Bild des Proteſtantismus geworden, wie deſſen Weſen Schillern vor der Seele geſchwebt habe, nicht des wahren, welcher ſich vor der Sinnlichkeit nicht mehr fürchte, ſondern ſie als eine innerlich überwundene auch äußerlich zu ihrem Rechte kommen laſſen dürfe, der aber nur auf kurze Zeit im Reformationszeitalter lebendig geweſen ſei und ſeitdem immer noch vergebens auf ſeine Auferſtehung warte. Deshalb forderte mein Vater, daß die Eliſabeth als eine Frau aufgefaßt werde, welche die inwendig glühende Leidenſchaft nur äußerlich gebändigt, aber nicht wirklich bewältigt habe, welche darum in ihrer angenommenen Kälte gleichſam eine Hülfe ſuche und habe, das Ausbrechen der inneren Flamme zu verhüten."

Dieſe Auffaſſung war Auguſt neu. Noch neuer aber war ihm bei einer Gouvernante, daß ſie das Gelernte nicht als ihre eigene Anſicht vortrug, ſondern beſcheidentlich ab-

zulehnen ſuchte, über ſolche Dinge ſelbſt etwas Verſtändiges ausdenken zu können. Allein da ſie durch ihre Antwort dem Geſpräche einen Inhalt und einen Ton gegeben hatte, auf den die Töchter des Hauſes nicht eingehen konnten, und da Adelgunde dies gleich in einer ordentlich abſchreckenden Weiſe dadurch bewies, daß ſie verſicherte, die Eliſabeth gar nicht ausſtehen zu können, und nun vollends nicht mehr, nachdem die Erzieherin ſie ſo herzlos dargeſtellt habe; ſo war es ihm ganz recht, daß die kluge Frau Amtsräthin zum Eſſen einlud und dadurch der Gegenſtand vorläufig zurückgeſchoben wurde. Bei Tiſche ſelber aber ſaß Emma wieder mit ihren Schülerinnen untenan, empfahl ſich zur feſtgeſetzten Zeit und nahm dem neugierigen jungen Herrn jede Gelegenheit, ſie noch näher kennen zu lernen. Indeſſen das war ihr doch nicht entgangen, daß das Geſpräch mit Adelgunde heute etwas lahm gegangen war, und daß Auguſt ſo gar nichts von dem Feuer verrathen mochte, mit welchem er vorher die Rolle Mortimer's geleſen hatte; ſie vermuthete, daß dieſe Annäherung Adelgundens ihm zu ſtark erſchienen ſei.

Und ſie hatte Recht. Auguſt berichtete ſeiner Mutter und ſcheuete ſich auch gar nicht, ſein Bedauern darüber auszuſprechen, daß er mit der Gouvernante gar nicht weiter habe reden können, und daß es doch recht übel von Amtsraths ſei, das arme Mädchen ihre Armuth ſo bitter fühlen zu laſſen.

„Ja," ſagte die verſtändige Mutter, „darum habe ich auch, wenn Du's zufrieden biſt, und wenn Du mich dabei unterſtützen willſt, den etwas boshaften Plan, nächſte Woche einen kleinen Ball zu geben und die Gouvernante in der-

ſelben Weiſe, wie die vornehmen Töchter des Amtsraths und die übrigen der Umgegend einzuladen.“

„O, das thue!“ rief Auguſt, welcher ſogleich ſeine Mutter verſtand, „ich werde mindeſtens ebenſo oft mit der armen Gouvernante tanzen, wie mit den ungebildeten Landfräulein, und wenn ich's gar noch öfter thun ſollte, dann kannſt Du daraus merken, daß ich mich beſſer mit ihr unterhalte, und daß es mir Luſt macht, die Hochmüthigen zu ärgern.“

Nichts konnte der Mutter willkommener ſein. Die andere Woche kam; die Einladungen wurden verſandt. In Amtsraths Hauſe erregten ſie einen wahren Sturm. Die Töchter erklärten wie aus Einem Munde, auf keinen Fall dahin gehen zu wollen, wo man ſo wenig Takt habe, daß man Herren und Diener auf gleichem Fuße behandle. Die Frau Amtsräthin aber machte ihnen geeignete Vorſtellungen, und ſie überwanden ihren Zorn. Nur Adelgunde gab ſich noch nicht zur Ruhe. Sie wandte ſich mit heuchleriſcher Zärtlichkeit an Emma, ſtellte ihr vor, wie ſie einem ſchlimmen Abende entgegen gehe, weil ſie von Niemandem zum Tanze werde aufgefordert werden, weil ſie ſchon durch ihre Toilette, da ſie ja grundſätzlich ſtets halshohe Kleider trage, die Herren abſchrecken müſſe, und ſuchte ſie zu freiwilligem Verzicht zu bereden. Allein vergebens. So weit war doch auch Emma ein junges Mädchen, daß ſie nicht gern einmal wieder getanzt hätte, wo ſich ihr eine ſo günſtige Gelegenheit bot, und ſo klug war ſie ebenfalls, um einzuſehen, daß die Frau Oberamtmännin durch die Einladung ihr habe zeigen wollen, wie gut ſie's mit ihr meine, und daß es recht undankbar von ihr ſein würde, dergleichen abzulehnen. Sie erklärte alſo, mitfahren zu wollen.

Der Abend kam. Die Töchter waren glänzend geſchmückt. Aber auch Emma hatte es diesmal nicht fehlen laſſen. Sie wußte, was ſich ſchickte, ſie hatte demnach ein Ballkleid angelegt, welches ihre ſchlanke Geſtalt und ihre friſche Geſundheit ſo angenehm ins Licht ſtellte, daß Adelgunde nur mit Mühe ihren Neid verbergen konnte. Die Wagen fuhren vor, eine ausgeſuchte Geſellſchaft verſammelte ſich — ausgeſucht nämlich in Bezug auf die Koſtbarkeiten, welche jede, wie zu einer Ausſtellung, um ſich herumgehängt hatte. Freilich mußte ſich da die beſcheidene Emma, welche nicht einmal Ohrgehänge trug — weil ihr Vater das als einen heidniſch-ägyptiſchen Aberglauben nicht billigte — ſehr dürftig vorkommen. Der Ball begann. Zur Polonaiſe wurden die älteren Damen alle geholt, unter den jüngeren, zu welchen ſich kein Herr mehr fand, war auch Emma. Adelgunde warf ihr im Vorbeigehen einen Blick des ſelbſtverſtändlichen Rechthabens und mitleidigen Bedauerns zu. Auch beim folgenden Walzer ſaß Emma. Es kam ein Contretanz. Den hätte ſie für ihr Leben gern getanzt. Niemand holte ſie. Auch Adelgunde ſaß noch. Schon ſtellten ſich die Paare zurecht. Da fehlte es an Einem, und in demſelben Augenblicke, wo dies bemerkt wurde, kam Auguſt, an Adelgunden vorübereilend, auf Emma zu und forderte ſie auf. Sie erröthete über und über. Auf dieſe Auszeichnung hatte ſie nicht gerechnet. Wie ſehr aber erſtaunte Auguſt, der doch den Contretanz in Paris oft genug getanzt hatte, und der darum ihn auch tanzte, nicht mit deutſcher Blaſirtheit ihn ging oder trippelte, daß Emma die Touren ebenfalls genau und ſehr zierlich ausführte. Das regte ihn an, er nahm ſich immer mehr zuſammen, auch Emma blieb nicht zurück, und bald hatten

ſich die älteren Damen hierher geſtellt, um dieſes geſchickte Paar zu bewundern. Selbſt Adelgunde, welche wirklich keinen Tänzer bekommen hatte, mußte auf eine an ſie gerichtete Frage, ob ſie nicht ebenfalls ein ſolches Tanzen ſchön finde, ein widerwilliges Ja erwidern.

Als der Tanz zu Ende war, führte Auguſt ſeine Tänzerin an ihren Platz, ſagte ihr im Gehen, daß er ſeit ſeiner Abreiſe aus Paris nicht einen ſo guten Contre wieder getanzt habe, und bat ſie um Zuſage des Cotillons. Emma erröthete abermals und machte eine einwilligende Verneigung. Aber ſie ſagte nichts davon, auch nicht, als Adelgunde ihr vorlog, daß ſie einen ſo guten Tänzer im Contretanz eigentlich nur ihrer Weigerung zu verdanken habe. Wie das aber im Weltleben ſo gewöhnlich iſt, daß reicher Leute Vorgang eher Nachgang findet, als das Beiſpiel der Tugendhaften; ſo war auch hier durch Auguſt's Anfang der Zug der Tänzer auf Emma wie hingeleitet, und es galt bald für eine Gunſt, mit dieſer vorzüglichen Tänzerin es auch einmal verſucht zu haben. Das war für Adelgunden betrüblich. Indeſſen das hätte ſie allenfalls ertragen, da ſie noch zweimal an Auguſt's Seite den Saal durchprangte; aber daß dieſer zum Cotillon ſich ſo wegwarf, wie ſie es auffaßte, und mit einer gewöhnlichen Gouvernante nicht blos tanzte, ſondern augenſcheinlich auch ſo lebhaft und angelegentlich ſich unterhielt, das hätte ſie faſt aus aller konventionellen Faſſung gebracht.

Kaum nämlich hatte Auguſt im Cotillon ſich neben Emma niedergelaſſen, ſo fragte er ſie auch, von wem ſie den Contretanz ſo ächt franzöſiſch habe tanzen lernen. Sie ſagte, die Pas und Touren hätte ſie von einem umherwandernden deutſchen Tanzlehrer, als ſie zwölf Jahre

alt geweſen, gelernt; aber damit ſei der Vater ſehr unzufrieden geweſen, der habe ihnen öfter dargeſtellt, wie die verſchiedenen Völker in ihren Nationaltänzen ihre eigenthümliche Auffaſſung des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter ausprägten, wie der Deutſche darum in der Rohheit ſeines Walzers alle Anderen hinter ſich zurücklaſſe, der Franzoſe dagegen in ſeinem vielſagenden Contretanz alle an Feinheit und Artigkeit übertreffe; und dann habe er, wenn ihr älterer Bruder, der auf ſeiner Fürſtenſchule auch gut tanzen gelernt, in die Ferien gekommen ſei, ihnen und ihren Bekannten oft die Muſik am Klavier gemacht und ſie ſo lange üben laſſen, bis ſie nach ſeiner Meinung den Charakter der verſchiedenen Tänze aufgefaßt hätten. Dieſe abermalige Erwähnung des Vaters und dann des Bruders führte auf Emma's Familienverhältniſſe, und bald wurden die Reden Beider ſo eifrig, daß ſie mehrmals nicht merkten, daß die Reihe des Tanzens an ſie gekommen war. Das machte natürlich Aufſehen. Und als vollends nach Beendigung des Balles jeder Herr eine Dame zu Tiſche führte und Auguſt mit Emma an Adelgunden vorüberſchritt: da war es dieſer und Allen klar, daß Oberamtmanns ihre Eltern mit ihrer ordnungsmäßigen Geringſchätzung der Gouvernante hätten öffentlich bloßſtellen wollen, oder daß es gar den Künſten Emma's gelungen wäre, den reichen Erben für ihre Zungenfertigkeit einzunehmen.

Und allerdings war dieſer eingenommen worden, aber weder von der Zungenfertigkeit, noch von irgend welchen Fängerkünſten, auf welche ſich die fromme Jungfrau gar nicht verſtand, ſondern vornehmlich durch die große Beſcheidenheit, mit welcher ſie ihr anſehnliches Wiſſen und ihre richtigen Urtheile vorbrachte. Er wollte zuletzt nur

noch Eine Probe anſtellen: er fragte ſie nach Adelgunden und ſtellte die Frage ſo, daß ihm ein ſchadenfrohes und abfälliges Urtheil willkommen ſchien. Aber Emma wendete Alles ſo ſehr zu Gunſten dieſes Fräuleins und beurtheilte auch das neuliche Leſen derſelben, als Auguſt darüber hart herzog, ſo mild und liebevoll, daß ſie dieſe Herzensprobe auf's Glänzendſte beſtand. Als die Gäſte fort waren, erklärte Auguſt ſeiner Mutter, daß er eine herzliche Neigung zu Emma gefaßt habe, und daß ſie ſich um ihre Hand für ihn bemühen ſolle. Dieſe ſegnete die Wahl ihres geliebten Sohnes und zog noch heute den beglückten Vater in das längſt gewünſchte Geheimniß.

Ganz anders war die Nachfeier des Ballfeſtes bei Amtsraths. Schon unterwegs war auf einen deutlichen Wink der Mutter kein Wort geſprochen worden. Und als Emma gute Nacht wünſchte, rief ihr die Frau Amtsräthin im giftigſten Tone nach, ſie möchte ſich ja nichts einbilden auf ihre Zungen- und Fußgelenkigkeit, ſondern von morgen ab wieder hübſch an ihren untergeordneten Beruf denken. Es lehnte ſich zwar in Emma ihr edler Stolz hoch gegen dieſe Rede auf; aber ſie verſchluckte, was ſie ſagen wollte, und ein paar Thränen entſagender Armuth dazu. Was andern jungen Mädchen nach einem Balle, auf welchem ſie viel getanzt hatten, ſo viele Freude macht, Alles nämlich erzählend, beurtheilend und in der Erinnerung wieder genießend an ſich vorübergehen zu laſſen; das konnte ſie nicht einmal in der Einſamkeit thun, ſie weinte ſich heftig aus und fand endlich erſt darin wieder einigen Troſt, daß ſie ihres ſeligen Vaters gedachte, der für ſeine offene und muthige Auflehnung gegen die erbärmlichen Geiſter ſeiner Umgebung ſo viel Schmerzliches hatte leiden müſſen, und

der doch ihrem Urtheile nach der edelſten Menſchen einer geweſen. Erſt der Schlaf beruhigte ſie ganz.

Aber kaum hatte ſie ſich am andern Morgen niedergeſetzt, um ſich auf ihren Unterricht vorzubereiten, da erſchien die Frau Amtsräthin, machte eine ſehr feierliche Miene, legte einen Hundertthalerſchein auf den Tiſch und ſagte: „Der geſtrige Abend hat Ihre Stellung in unſerm Hauſe verdorben und nach meines Mannes Urtheil Ihr Bleiben unmöglich gemacht. Wer mehr Schuld daran hat, ob Oberamtmanns oder Sie, das weiß ich nicht und mag's auch nicht entſcheiden. Aber mein Mann hat Ihnen hier ein ehrendes Zeugniß ausgeſtellt — ſie überreichte es ihr — und noch ein halbjährliches Gehalt bewilligt, wünſcht aber dafür auch, daß Sie noch heute unſer Haus verlaſſen!"

Emma wollte antworten. Aber weil ſie von dem Inhalte der Rede gar zu betroffen war, ſo dauerte es einige Augenblicke, ehe ſie ſprechen konnte. Da aber war die Frau ſchon wieder verſchwunden, und Emma hatte Zeit, ihre Gefühle zu beruhigen und ihre Gedanken zu ordnen. Das Nächſte, was ſie that, war, daß ſie folgendes Billet an den Amtsrath ſchrieb und durch eine ihrer Schülerinnen hinunterſandte:

„Mein Herr! Sie haben Recht, wenn Sie mich zum dienenden Perſonal Ihres Hauſes rechnen, und darum gebe ich auch auf Ihre Aufforderung ſofort meine Stellung auf; allein Sie irren ſich, wenn Sie ähnliche Lohnanſprüche bei mir vorausſetzen, wie ſie einer Magd Ihres Hofes zukommen. Ich habe erſt in voriger Woche das Gehalt für das vergangene Vierteljahr empfangen, ich ſende Ihnen alſo anbei die hundert Thaler als noch nicht verdient zurück. Wollen Sie mir noch eine Freundlichkeit erweiſen, ſo bitte

ich Sie ergebenſt, mich nach Verlauf einer Stunde zur nächſten Eiſenbahnſtation fahren zu laſſen, damit ich ſo ſchnell als möglich die läſtige Erinnerung an mich bei Ihnen und den Ihrigen auslöſchen kann. Gott ſegne Sie und Ihr Haus für alle Güte und Liebe, die Sie mir bisher erwieſen haben!“ —

Gewandt, wie ſie in allen Sachen war, hatte ſie noch vor Verlauf einer Stunde ihre Habſeligkeiten eingepackt. Sie verſammelte ihre Schülerinnen noch einmal, nahm herzlichen Abſchied von ihnen, ließ ihre Koffer zum Wagen bringen, empfahl ſich höflich der Frau Amtsräthin und der älteſten Tochter, ſah es gar nicht ungern, daß die beiden anderen Töchter krank und der Amtsrath ſchon ausgeritten ſein ſollte, und fuhr der Heimath zu.

Erſt als ſie auf dem Wege war, kam ihr die rechte Beſinnung zum Ueberdenken des Vorgefallenen. Sie wußte durchaus nichts Anderes als Urſache ihrer Entfernung aufzufinden, als daß ſie die Einladung zum Balle nicht abgelehnt, und daß ſie unglücklicher Weiſe durch ihr Tanzen einiges Aufſehen erregt hatte. Dann aber bereute ſie zwar nicht, jene hundert Thaler zurückgeſchickt zu haben; aber ſie bedauerte doch auch wieder recht ſehr, daß ſie nun ihren Brüdern für's Erſte keine ſo reichlichen Nothpfennige mehr zufließen laſſen konnte. Endlich aber dachte ſie an die knappen Verhältniſſe ihrer Mutter, und es betrübte ſie, dieſer bis zur Erlangung einer neuen Stelle zur Laſt fallen zu müſſen. Daran aber dachte ſie nicht im Entfernteſten, daß ihr plötzliches Erſcheinen einen böſen Argwohn in ihrer guten Mutter erregen könnte.

Sie kam an. Als der erſte Schrecken, der nur halb

ein freudiger war, ſich gelegt hatte, mußte ſie erzählen. Da ſie aber von Auguſt nur mit gewöhnlicher Theilnahme ſprach, weil er ihr allerdings nur mit beobachtender Kälte ſich genähert hatte, ſie alſo ſeine Annäherung gar nicht ſo auffaſſen konnte, wie es Amtsraths gethan: ſo konnte die Mutter nicht begreifen, wie die Frau Amtsräthin, wenn ſie das Tanzen Emma's nicht gewünſcht hätte, ſie erſt den Ball beſuchen laſſen und ihr dann aufkündigen konnte. Sie kam darum in den Argwohn, daß dadurch Emma ihre Stellung auf dem Balle verdorben habe, daß von ihr etwas Unſchickliches oder Unwürdiges gethan oder geſagt worden wäre. Das ſchmerzte Emma tief; aber ſo oft ſie auch jenen Abend vor ihrer Erinnerung wieder vorüberführte, ſie konnte doch nichts auffinden, was den Verdacht der Mutter nur einigermaßen gerechtfertigt hätte. Und die arme Mutter erfuhr zu Emma's noch größerem Schmerze das gewöhnliche Loos der Argwöhniſchen, daß jeder Verſuch, ihnen den Argwohn auszureden, denſelben nur noch verſtärkt, und ſie fühlte ſich durch das unerwartete Ereigniß ſehr unglücklich und ließ das auch nur gar zu deutlich merken. Dazu kam noch, wie es in kleinen Landſtädten gewöhnlich iſt, daß, weil man den Leuten keinen handgreiflichen Grund angeben konnte, die Klatſchſucht dergleichen vermuthete, das Achſelzucken des Oberpredigers die Vermuthungen beſtätigte und bald ein ſehr ehrenrühriger Roman unter dem Siegel der Verſchwiegenheit verbreitet wurde. Aus dieſen und jenen Andeutungen und Fragen merkte Emma die Natur jenes Geklätſches, und auch ſie wurde recht trübſinnig und ſchwermüthig.

Der Boden ihrer Vaterſtadt brannte ihr unter den Füßen, und ſie ſtrengte alle ihre Kräfte an, irgendwo eine

andere Stelle ausfindig zu machen. Da empfing ſie unerwartet von Auguſt's Mutter dieſen kurzen Brief:

„Mein liebes Fräulein! Vielleicht erinnern Sie ſich noch des Balles, welchem Sie in unſerm Hauſe beiwohnten, und auch einiger ſonſt unwichtiger Einzelnheiten. Es wäre mir lieb, wenn es Ihnen möglich wäre, über eine ſolche einige Auskunft zu geben. Wiſſen Sie vielleicht noch genau, was für ein Armband an jenem Abend Fräulein Adelgunde getragen hat? In dieſem Falle bitte ich Sie, mir in einigen Zeilen freundlich Auskunft geben zu wollen."

Mit dieſer für Emma höchſt räthſelhaften Anfrage hatte es folgende Bewandtniß. Die Amtsräthin hatte recht wohl bemerkt, daß Emma auf dem Balle auf Auguſt einen ganz anderen Eindruck gemacht hatte, als ihre Adelgunde. Daraus war zunächſt der Entſchluß gekommen, ſie zu entfernen. Allein auch ſie mußte vor den Leuten einen glaubwürdigen Grund angeben, und doch hatte ſie Emma bisher immer ſo günſtig beurtheilt, daß ſie nicht plötzlich ſich widerſprechen durfte. Zugleich hatte ſie keine Bürgſchaft dafür, daß, wenn die Gouvernante Auguſt aus den Augen gerückt wäre, ſie auch in ſeinem Sinne keinen Platz mehr haben würde. Darum brachte ſie ihren über Emma's Bettelſtolz, wie ſie ſich ausdrückte, ſehr empörten Mann leicht dahin, zu einer Nichtswürdigkeit die Hand zu bieten. Kaum war nämlich Emma abgereiſt, ſo ſchickte die Frau Amtsräthin einen Boten zu Oberamtmanns und ließ ſagen, ſie wüßten zwar recht genau, daß Adelgunde noch beim Einſteigen in den Wagen und auch noch nachher ihr mit Türkiſen beſetztes Armband gehabt hätte, aber ſie ließe doch, da daſſelbe unerklärlicher Weiſe verſchwunden wäre, anfragen, ob man es dort nicht vielleicht im Saale gefunden hätte. Einige

Tage darauf ſtand eine Anzeige von dieſem verloren gegangenen Armbande im Kreisblatte. Als Auguſt davon hörte, behauptete er ſogleich ganz beſtimmt, daß Adelgunde an jenem Abende gar nicht ein ſolches Armband, ſondern ein mit Korallen und Perlen beſetztes, wie er ein ähnliches ſchon bei deren Mutter geſehen, getragen habe. Sie wußten damals noch nichts von der plötzlichen Entfernung Emma's. Erſt acht Tage ſpäter wurde der Frau Oberamtmännin anvertraut, daß Emma wegen des Verdachts, jenes Türkiſen-Armband entwendet zu haben, ſchleunigſt aus dem Hauſe gejagt ſei. Nun gewann Auguſt's Behauptung viel Bedeutung. Emma war mit den drei Fräulein gefahren, die Frau Amtsräthin mit ihrem Mann; nach den Reden, welche über die Sache verlauteten, mußte Adelgundens Armband im Wagen abhanden gekommen ſein. Hatte ſie alſo ein mit Türkiſen beſetztes nicht auf dem Balle getragen, ſo konnte es auch nicht im Wagen verſchwunden ſein. Vierzehn Tage ſpäter waren ſie mit Amtsraths zuſammengetroffen; die Frau Amtsräthin hatte nach Auguſt's Verſicherung daſſelbe Armband getragen, welches er auf dem letzten Balle bei Adelgunden geſehen haben wollte; auf eine im Vorbeigehen hingeworfene Frage ſeiner Mutter nach Emma's plötzlicher Entfernung hatte die Frau Amtsräthin mit Achſelzucken geantwortet und wie zufällig bald darauf der Anzeige von dem abhanden gekommenen Armbande erwähnt, welches noch an jenem Abende ihre Tochter getragen habe. Um ſich hierüber Gewißheit zu verſchaffen, hatte die Frau Oberamtmännin an Emma geſchrieben. Dieſe antwortete kurz und beſtimmt, wie die Frage war:

„Verehrungswürdige Frau! Fräulein Adelgunde hatte noch auf dem Balle, welchen ihre Eltern gaben, jenes mit

Türkiſen beſetzte Armband getragen, fürchtete aber einige Tage nachher, es verlegt oder verloren zu haben, mochte aber ihren Eltern nicht gern davon ſagen. Als ich die mir ſtets unvergeßliche Ehre empfing, zu Ihnen eingeladen zu werden, bat Fräulein Adelgunde ihre Mutter, ihr eins von ihren Armbändern für jenen Abend zu leihen, weil ſie das ihre nicht gleich finden könne. Sie erhielt und trug darum auf jenem Balle in Ihrem lieben Hauſe ein mit Korallen und Perlen beſetztes. Vergönnen Sie mir aber gewogentlichſt bei dieſer Gelegenheit, daß ich Ihnen noch von Grunde meines Herzens danke für die menſchenfreundliche Güte, welche Sie mir durch Ihre ehrende Einladung erwieſen hatten. Es war freilich, wie mir am andern Morgen die Frau Amtsräthin ſagte, der Abend, welcher mir meine Stellung verdorben und mein Bleiben in des Herrn Amtsraths Hauſe unmöglich gemacht haben ſollte, der Abend, an welchem ich mir, wie ſie meinte, auf meine Zungen- und Fußgelenkigkeit etwas eingebildet hätte; aber ich werde doch nie die Stunden vergeſſen, in denen es mir durch Ihre Güte vergönnt war, den Druck meiner untergeordneten Stellung weniger zu fühlen und mein Seelenleben freier auszuathmen, als ſonſt ein armes Mädchen wagen darf. Möge Gott Ihnen und den verehrten Ihren dieſes edle Mitgefühl reichlich lohnen!"

Dieſer Brief, welcher für Oberamtmanns Alles vollſtändig aufklärte, war, wie Alles, was Emma ſchrieb, ſo feſt und ſchön geſchrieben, daß Auguſt, den ſeine Mutter gleich hatte rufen laſſen, gar nicht aufhören konnte, anzuſehen und zu bewundern. Aber noch an demſelben Tage fuhr die Frau Oberamtmännin zu Amtsraths hinüber, ließ ſich bei der Frau vom Hauſe anmelden und ſie auf eine

kurze Unterredung unter vier Augen bitten, legte ihr den Brief Emma's vor und fragte ſie, ob der Inhalt desſelben in der Wahrheit begründet ſei. Als wäre die Frau noch in den erſten Anfängen des Buchſtabirens geweſen, ſo langſam ſchien ſie den ſchnell überblickten und in ſeiner Veranlaſſung und Bedeutung ſchrecklich klaren Brief zu leſen. Dann antwortete ſie in gedehntem Tone: „Ja, ſo viel ich weiß, hat Adelgunde ſich mein Armband geben laſſen; aber ob es gerade an jenem Abende geweſen iſt, kann ich nicht ſicher behaupten; ich ſollte aber meinen, ſie hätte auf dem Balle bei Ihnen noch ihr Türkiſen-Armband getragen und erſt nachher geſagt, daß es ihr fortgekommen wäre."

Die Frau Oberamtmännin aber ließ ſich durch Winkelzüge nicht zufrieden ſtellen, ſondern ſagte, ſie habe ſich einmal der jetzt durch allerlei böſe Gerüchte angetaſteten Ehre der armen Gouvernante angenommen, und ſie werde ihr Gelegenheit geben, alle ihre böſen Verläumder zu öffentlicher Beſtrafung zu ziehen, und ſie könne das auch recht leicht, da ihr eigener Sohn zu dem Zeugniß bereit ſei, daß Fräulein Adelgunde an jenem Abende das mütterliche Armband getragen habe.

Dieſe Wendung kam unerwartet. Bleich, wie eine Armeſünderin, ſtotterte die ſtolze Frau einige Entſchuldigungen heraus, bat die Frau Nachbarin himmelhoch, zur Beilegung dieſes ärgerlichen Handels nach Kräften beizutragen, und reinigte durch die höchſten Lobpreiſungen Emma von jedem Verdachte. Jene fühlte tiefe Verachtung, forderte ſie auf, das Ihre zur Ehrenrettung Emma's zu thun, obwohl dieſe es vielleicht bald nicht mehr nöthig haben werde, bedung ſich aber aus, daß die Frau Amtsräthin die Wahr-

heit des Briefes durch ihre Unterschrift bestätigte und verließ sie mit kalter Höflichkeit.

Die Frau Oberamtmännin hatte ihren Entschluß gefaßt. Es kam nur darauf an, ihren Sohn entschlußfest zu machen; denn das hatte sie zu ihrer Freude schon auf dem letzten Balle bemerkt, daß August gegen Emma's Vorzüge gar nicht gleichgültig geblieben war. Aber es stand um dieses Sohnes Gemüthsbeschaffenheit ganz eigen. Er war weich, lenksam, hatte auch vieles Schöne und Nützliche gelernt, hatte aber, wie das bei reichen Leuten, welche nicht genug zu streben und zu arbeiten haben, oft vorkommt, so viel an hypochondrischen Grillen zu leiden, daß er besonders in den letzten Jahren, wo er die Lust zu neuen Reisen verloren hatte, immer mehr an jener einem jungen Manne geziemenden Männlichkeit und Entschlossenheit einbüßte. Gerade darum hielt es seine Mutter für nothwendig, daß er nicht blos überhaupt bald heirathe, sondern daß er auch eine Frau bekäme, welche durch eigene Entschiedenheit und Festigkeit ihn zu diesen Eigenschaften wieder emporbrächte. Das hatte sie für Emma bestimmt. Es war ihr daher nichts erwünschter, als daß ihr bei ihrer Rückkehr August schon ungeduldig entgegeneilte und sie nach dem Ergebniß ihrer Unterredung fragte. Sie erzählte Alles. Und kaum war sie zum Schlusse gekommen, so fragte August schüchtern, wie er war, ob er sich um Emma's Hand bewerben dürfe. Die erfreute Mutter umarmte ihn, führte ihn zum Vater, und Beide segneten das Vorhaben des geliebten Sohnes.

„Aber wie?" fragte der Vater, „wenn nun das Fräulein nicht wollte? Nach Allem, was Ihr mir von ihr erzählt habt, weiß sie, was sie will, d. h. hat sie eine gewisse Selbstständigkeit. Da sie auch was Ordentliches ge-

lernt hat, so wird der Reichthum für sie nichts Verlockendes haben, sondern sie wird nur dann einwilligen, wenn es unserm Sohne gelungen ist oder noch gelingt, ihre Zuneigung zu erwerben."

Der alte Herr hatte Recht; aber er wußte nicht, daß Emma nur aus Bescheidenheit sich so zurückhaltend und scheu gezeigt hatte. Für alle Fälle wurde darum beschlossen, daß August mit seiner Mutter in Emma's Heimath reisen und ihm zu seiner Bewerbung die Wege vorbereiten sollte.

Sie kamen an. Emma hatte mit ihren jüngeren Brüdern einen Ausflug in das nahe Waldgebirge gemacht. Sie war jetzt wieder fröhlicher, als vor Kurzem, da ihre Bemühungen um eine neue Stellung den Erfolg gehabt hatten, daß eine Edelfrau sie schriftlich angeworben und ihr zugesagt hatte, bei ihrer demnächst erfolgenden Rückkehr aus dem Bade in ihrer Heimath vorzukommen und sie abzuholen. Das konnte in etwa acht Tagen geschehen, und darum hatte Emma sich von ihren Brüdern noch einmal an den schönen Aussichtspunkt führen lassen, welchen sie früher oft mit ihrem Vater besucht hatte.

August's Mutter ging andern Morgens nach ihrer Ankunft in Emma's Wohnung. Nur die Schwester Hedwig war anwesend, erzählte von dem Ausfluge und daß ihre Mutter nur zu einem Kranken geholt worden sei, aber sicherlich bald wieder kommen werde. Die Frau Oberamtmännin setzte sich, unterhielt sich mit Hedwig, freute sich der Klugheit dieser aufblühenden Jungfrau und konnte nicht aufhören, sich in dem Zimmer umzusehen und die gemüthliche Einfachheit in der Einrichtung desselben zu bewundern. Endlich kam die Frau Rektorin. Sogleich verließ Hedwig, ohne einen Wink erhalten zu haben, das Zimmer.

Nach der erſten Begrüßung ſagte die Frau Oberamtmännin, ohne ihren Namen genannt zu haben: „Sie ſind die Mutter von Fräulein Emma; bei einer Mutter braucht man keine Umſchweife zu machen: ich komme, um Ihnen Ihre Tochter zu entführen, wenn ſie will.“

Die Frau Rektorin glaubte, die künftige Prinzipalin Emma's vor ſich zu ſehen, welche früher, als ſie beabſichtigt, aus dem Bade zurückgekommen wäre, und antwortete: „Freilich will ſie mit Freuden zu Ihnen kommen; nur thut's mir leid, daß ſie heute zwei Meilen weit im Walde iſt, und, wenn ich ſie nicht ſogleich durch einen Boten holen laſſe, vor Abend nicht zurückkehren wird. Es fragt ſich, wie lange Sie hier zu verweilen gedenken.“

Die Frau Oberamtmännin merkte, daß ſie für eine Andere gehalten wurde, und erwiderte:

„Aus Ihrer Rede ſchließe ich, daß Fräulein Emma wahrſcheinlich in eine neue Stellung abgeholt werden ſoll, über welche die Verhandlungen bereits abgeſchloſſen ſind. Ich möchte ſie ebenfalls in eine neue Stellung holen, aber meine Unterhandlung erſt beginnen.“

„Das thut mir leid,“ erwiderte die Frau Rektorin, „daß Sie da in jedem Falle vergeblich kommen; denn da meine Tochter bei Frau von Röſſing zugeſagt hat, ſo kann und darf ſie kein anderes Anerbieten annehmen. Darum weiß ich, daß ſie nicht mit Ihnen gehen will.“

„Und doch,“ fuhr Auguſt's Mutter fort, „iſt die Stellung, für welche ich zu unterhandeln gekommen bin, von ſo beſonderer Art, daß ich mich durch eine einfache Weigerung nicht abweiſen laſſen kann. Ich will auch Ihre liebe Tochter nicht für mich haben, ſondern für einen An-

dern, der mir aber ſehr theuer iſt, und auch zunächſt nicht als Erzieherin, ſondern als Braut und Gattin!"

Die Frau Rektorin bekam einen freudigen Schreck, hörte, wen ſie vor ſich habe, dankte für die große Ehre, welche ihrer Tochter und ihr ſelber durch dieſe Werbung erwieſen werde, verſicherte, daß nach alle dem, was Emma von der edlen Nachbarin ihres früheren Prinzipals erzählt habe, ſie ſelbſt als Mutter keinen Augenblick zögern werde, ihren Segen zu dieſer Verbindung zu geben, ſetzte aber dann halb ſcherzend, halb ernſt hinzu, daß es nun freilich erſt recht auf Emma's Willen ankommen werde. Sie ſei, fuhr ſie fort, auch in dieſem Stücke ihrem ſeligen Vater mehr ähnlich, als es für ein weibliches Gemüth gut ſei, daß ſie nur nach Ueberzeugung handle und Rückſichten der Klugheit gar nicht kenne. Wie ihr Vater einſt ein Mädchen, zu welchem er wirklich Neigung gehabt, von dem Augenblicke an gemieden, wo er erfahren, daß ſie reich ſei: ſo wäre der Tochter beinahe zuzutrauen, daß ſie, wenn ſie nicht wirkliche Neigung hätte, einem reichen Manne ihre Hand gewiß verweigern werde. Darum dürfe ſie als Mutter ſo wenig als möglich in der Sache thun wollen, ſondern müſſe die Entſchließung der Tochter allein überlaſſen.

Ein Entſchluß war bald gefaßt. Es dauerte kaum ein Stündchen, ſo ſaßen die beiden Mütter, Auguſt und Hedwig in einem Wagen und fuhren den Waldbergen zu. In dem zur Aufnahme von Gäſten eingerichteten Forſthauſe erfuhren ſie, daß die Brüder mit Emma ſchon hier geweſen, dann in den Wald gegangen ſeien und zum Nachmittags-Kaffee wiederkommen wollten. Die älteren Damen beſchloſſen darum, da zu bleiben und ſie in jedem Falle abzuwarten, weil es ihnen ohnehin zu beſchwerlich war, den

ziemlich ſteilen Berg zu erſteigen. Auguſt aber ließ ſich von Hedwig dahin führen, wo muthmaßlich die Geſchwiſter zu finden ſein mochten. Als ſie etwa eine halbe Stunde geſtiegen waren, hörten ſie aus dem Walde heraus einen zweiſtimmigen Geſang: Emma führte die Melodie eines Volksliedes, die beiden Brüder begleiteten ſie mit ihren tieferen Stimmen. Hedwig ermahnte ihren Begleiter zum Stillſtehen, weil, wie ſie richtig vermuthete, ihre Geſchwiſter auf einer nahen Waldwieſe ſitzen würden. Kaum hatten jene ihr Lied beendigt, ſo fing Hedwig dasſelbe mit ihrer klangvollen Stimme von vorn an. Die Brüder erkannten ſie ſofort, riefen ein freudiges Halloh durch den Wald und ſprangen auf, ihrer Schweſter entgegen zu eilen. Dieſe trat eben mit Auguſt auf die ziemlich lange Wieſe hinaus, als die Brüder daher ſprangen und Emma ſich bemühte, ihnen nachzukommen. Aber kaum bemerkte ſie bei Hedwig den fremden Herrn, als ſie auch ſofort ihre Schritte anhielt. Die Brüder aber grüßten Auguſt eilig, ſtürzten auf die Schweſter los und bemerkten kaum, daß dieſe mit ihnen ſtehen blieb und Auguſt ruhig weiter eilen ließ. Und dieſer ſah ſich auch nicht weiter um, merkte nicht einmal, daß die kluge Hedwig den Brüdern ſofort geſagt hatte, daß ſie zur Mutter kommen ſollten, und mit ihnen auch ſchon vorausgegangen war. Er ging auf die immer mehr zögernde Emma zu und begrüßte die über und über Erröthende mit herzlicher Freundlichkeit.

Emma hatte nicht ſo bald gemerkt, daß Hedwig und die Brüder im Gebüſch verſchwunden waren, als ſie auch die Bedeutung dieſes ſeltſamen Beſuches ahnte und dadurch in die peinlichſte Verlegenheit gerieth. Glücklicher Weiſe aber war Auguſt auch kein Freund von langen Umſchweifen

und Vorbereitungen, ſondern fing gleich ſtehenden Fußes alſo zu reden an:

„Mein Fräulein! In unſerer ganzen Umgegend hat ſich das Gerücht gebildet, daß Sie darum ſo plötzlich von Amtsraths entfernt worden wären, weil Sie etwas Werthvolles ihnen entwendet hätten.“

Emma erbleichte und wollte ihrem Schreck einen Ausdruck geben; aber Auguſt bat, ihn noch nicht zu unterbrechen, und fuhr fort:

„Es haben ſich dort Anfangs zwei Parteien gebildet, von denen die eine Sie vertheidigte, die andere Sie beſchuldigte. Zuletzt aber haben ſich beide vereinigt, bis von der beſchuldigenden nur eine einzige Seele übrig geblieben iſt. Dieſe aber beſteht hartnäckig auf ihrer Meinung, hält zwar das Entwendete nicht für beſonders werthvoll, Sie aber deſſen ungeachtet für die Entwenderin. Und dieſer Eine bin ich!“

„Sie!?“ antwortete halb errathend, halb fragend die immer befangener werdende Jungfrau.

„Ja, ich!“ ſprach Auguſt weiter, „und ich bin hergeeilt, um Sie zu fragen, ob Sie zu einer entſprechenden Erſatzleiſtung bereit ſind.“

„Aber um's Himmels willen!“ fragte Emma, „Sie reden ſo räthſelhaft; ſagen Sie, was ſoll ich denn entwendet haben?“

„Mein Herz!“ war die ſchnelle Antwort, „und nun bitte ich um das Ihre!“

Emma wurde purpurroth, dann wieder bleich, hob ihre niedergeſchlagenen Augenlider, reichte Auguſt die Hand dar, wollte reden, wurde aber auf dieſes Zeichen der Zuſtimmung ſchon von ihm umarmt und durch einen innigen

Verlobungskuß in ihrer erſt innerlich begonnenen Rede unterbrochen.

Es dauerte doch einige Zeit, ehe ſich Beide erinnerten, daß ſie hier mutterſeelenallein im Walde waren. Hedwig war mit den Brüdern längſt unten angetroffen. Und ohne ſich darüber auszuſprechen, wurden die beiden Mütter immer fröhlicher, je länger die Beiden auf ſich warten ließen. Endlich kamen ſie Arm in Arm an. Die Frau Oberamtmännin rief ihnen entgegen: „Nun, liebe Emma! für welche Stelle haben Sie ſich entſchieden? für die bei mir oder bei Frau von Röſſing?“

Emma machte ſich von Auguſt's Arme los, eilte auf ſeine Mutter zu, küßte ihr die Hand, umarmte dann ihre eigene Mutter und ſagte (da ihr Auguſt ſchon von dem Irrthume ihrer Mutter am Morgen erzählt hatte): „Wenn die Mütter ihren Segen geben wollen, dann nehme ich weder die eine, noch die andere Stelle, ſondern dann wähle ich meine Stelle hier!“ und eilte in Auguſt's offene Arme. — „Aber,“ fuhr dieſer nun ſchnell fort und zog ſie zu ſeiner Mutter hin, „wir Beide zuſammen wählen die Stelle bei Dir, beſte Mutter!“

Voll innigſter Rührung empfingen die Liebenden den doppelten mütterlichen Segen, und allgemeiner Jubel folgte dem ernſteren Anfange. Erſt ſpät brach man wieder auf. Der Kutſcher mußte zu Fuße gehen, Auguſt ſetzte ſich mit ſeiner muthigen Braut auf den Kutſcherſitz und fuhr die Geſellſchaft nach Hauſe. Und als man ſich endlich getrennt hatte und die Frau Rektorin mit den Ihren allein war und Alles noch einmal durchſprechen mochte, begann ſie ihre Rede mit der Frage: „Weißt Du auch wohl, liebe Emma! wem Du all Dein Glück verdankſt? Keinem

Menſchen, ſondern Deinem geſtopften Taſchentuche, d. h. der Hand Gottes, welche dieſes Werk Deines liebevollen Fleißes vor die rechten Augen gebracht hat!“ Und erſt, als der Wächter ſchon zum zweiten Male die Stunde ausgerufen hatte, trieb die redſelige Mutter Alle zur Ruhe, damit Emma ausſchlafen und am andern Tage mit Hedwig die verabredete Reiſe zu ihrem künftigen Schwiegervater recht munter antreten könne. Aber Emma ſchlief kaum und war doch friſch, wie eine aufblühende Roſe.

Das Almoſen eines Kuſſes.

Es iſt gegenwärtig eine oft und allgemein gehörte Klage, daß die jungen Männer den Frauen und Jungfrauen nicht mehr mit derjenigen zarten Rückſicht und Aufmerkſamkeit begegnen, welche nicht blos früher und ſchon von Alters her eine ſchöne Eigenſchaft der Deutſchen war, ſondern welche auch durch die rechte Frauenwürde geboten iſt. Eine ähnliche Klage iſt die, daß es jetzt auch viel mehr Hageſtolze gibt, als es früher gegeben haben ſoll. Woher das kommen mag? Wohl trägt auch die jetzt vielfach verkehrte Erziehung der Knaben und Jünglinge, welche zu wenig für die idealen Güter des Lebens begeiſtert werden, welche zu früh die materiellen Beſitzthümer und die ſinnlichen Genüſſe kennen und lieben lernen, und welche darum für das Idealſte des wirklichen Lebens, für das Weib, nichts mehr fühlen, die Schuld daran; allein wir dürfen auch gar nicht leugnen, daß die Erziehung der Mädchen gleichfalls verdorben iſt, und daß es meiſtentheils an dieſen ſelbſt liegt, wenn ſie der jungen Männerwelt nicht als die begehrenswerthen Ideale erſcheinen, ja wenn ſie ſogar eine unartige Behand-

lung erfahren. Statt jenen philiſtröſen oder unartigen Jünglingen weit aus dem Wege zu gehen oder den Muth zu derber Abfertigung in ihrer Nähe mitzubringen, finden ſich viele Jungfrauen leidlich mit ihnen ab, geben ſich dazu her, einiges wenigſtens, wenn es ihnen nicht gar zu arg wird, ertragen zu wollen, verderben dadurch die Jünglinge immer mehr, und merken nicht, daß dieß gerade der allerverkehrteſte Weg iſt, zu ihrem Ziele zu gelangen. Jeder gilt ſo viel bei Anderen, als er ſich geltend macht. Eine Jungfrau, welche auch nur von ferne ahnen läßt, daß ſie die Annäherung eines Jünglings wünſchenswerth finden könnte, gibt dieſem dadurch ſchon das Recht, ſie rückſichtslos zu behandeln, weil jener Wunſch unter allen Umſtänden unweiblich iſt. Sich zurückziehen, fliehen, ſich verbergen muß ſie, wenn ſie auch nur die leiſeſte Ahnung bekommt, daß ſich ihr ein Mann nähern will. Dadurch allein kann ſie erfahren, ob jenen die Neigung und damit die rechte Hochachtung zur Annäherung bewegt, oder etwas Anderes, Verwerfliches.

Indeſſen da nun einmal die Männer jetzt nicht anders ſind, und da es wohl etwas lange dauern wird, ehe die Mütter wieder alle oder doch zum großen Theile zur Vernunft zurückkehren und durch eine richtigere Erziehung ihrer Töchter die Männerwelt zur Beſſerung zwingen; ſo haben diejenigen Frauen und Jungfrauen, welche in die üble Lage kommen, von jenem unartigen oder gar rohen Weſen der jungen Männer Angriffe zu erfahren, doppelten Muth und doppelte Beſonnenheit nöthig, um ſich wenigſtens ihrerſeits Achtung zu erzwingen, jenen aber dadurch eine heilſame Straflektion zu ertheilen. Darum iſt mir folgende Geſchichte, welche auch zugleich vor einer verkehrten Pruderie

warnen kann, immer beſonders lieb geweſen, und ich habe ſie mir von meinem Schwager, der ſie ſelbſt mit erlebt hat, oft und bis auf die kleinſte Einzelnheit wiedererzählen laſſen.

Frau Aßmann, die junge ſchöne Witwe eines nach kurzer Ehe ihr durch den Tod entriſſenen Wiener Kaufmanns, war nach Prag gekommen, um von einem läſſigen Schuldner ihres Mannes eine ziemlich bedeutende Summe beizutreiben. Sie hatte ihr Geſchäft glücklich beendigt und benutzte nun die günſtige Gelegenheit, ſich die böhmiſche Hauptſtadt genauer anzuſehen. Sie nahm ſich dazu einen Lohnbedienten und ließ ſich das Wichtigſte zeigen. Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen, ſie hatte eben den Hradſchin beſucht und war nach einem ziemlich anſtrengenden Gange in die Gegend des Theaters gekommen. Da ſie unterwegs von ihrem Führer erfahren hatte, daß die Billets zu der heute aufzuführenden Oper bis gegen Abend wahrſcheinlich vergriffen ſein würden, ſie aber hineinzugehen beabſichtigte, ſo gab ſie dem Diener den Auftrag, ihr ein Billet zu beſorgen und ſie nachher aus der Reſtauration, vor deren Thüre ſie gerade ſtanden, abzuholen.

In Wien fällt es bekanntlich gar nicht auf, wenn Herren mit Damen oder auch Damen ganz allein an ſolchen öffentlichen Ort gehen und da etwas genießen. In Prag dagegen, wo ſchon etwas norddeutſche Pruderie herrſcht, iſt das nicht Sitte und würde, wenn es eine Dame ohne männliche Begleitung wagte, ſie ſchnell in unangenehmes Gerede bringen. Das wußte Frau Aßmann nicht. Sie trat ein und erſchrak nicht wenig. Faſt wäre ſie wieder zurückgetreten und hätte ihren Lohndiener lieber auf der Straße erwartet. Allein ſo ſchnell war ſie doch nicht zur

Erkenntniß der örtlichen Verſchiedenheit gekommen, daß ſie ſchon beim erſten Schritt ſich dazu hätte entſchließen können. Sie ging alſo weiter in's Zimmer hinein, ſah in der nächſten Fenſterniſche einen leeren Stuhl vor einem kleinen Tiſche ſtehen und wandte ſich darauf zu. Der Kellner eilte ihr ſchnell entgegen und fragte nach ihrem Befehle. Sie beſtellte eine Taſſe Chokolade.

Der Saal, in welchen ſie eingetreten war, hatte eine ziemliche Ausdehnung, ſo daß das in der Mitte ſtehende Billard beinahe darin verſchwand. An den Seiten waren verſchiedene Tiſche, meiſtens mit frühſtückenden Offizieren beſetzt, um das Billard ſpielten gegen zwölf Studenten eine Geſellſchaftspartie, und wohl halb ſo viele ſahen zu. Nicht Eine weibliche Seele war zu ſehen, und man kann ſich leicht vorſtellen, wie der Einzigen das Blut zu Geſichte ſteigen mußte. Indeſſen die Sache war geſchehen, und ſie mußte nun gute Miene dazu machen. Zum Glücke lag auf dem Tiſchchen eine Zeitung, ſie nahm ſie ziemlich dicht vor die Augen und ſchien darin zu leſen.

Die Studenten hatten, als die Dame eintrat, einige Augenblicke zu ſpielen aufgehört, auch die Offiziere alle ihre Köpfe herumgedreht, und ein allgemeines Ziſcheln und Wiſpern, wer und was für eine Heldin das ſein müſſe, daß ſie die Herren gar hier aufſuche, war an die Stelle des vorigen lauten Lärms getreten. Endlich aber konnte die Jugend, uneingedenk ihrer akademiſchen Würde, ſich nicht mehr im Zaume halten; das ins Ohr Raunen genügte ihr nicht mehr, einige Studenten machten laute und nicht ſehr feine Anſpielungen. Da brachte der Kellner die Chokolade, empfing ſein Geld und machte den Studenten im Weggehen eine Geberde, welche andeuten ſollte, daß er die Dame für

etwas beſonders Feines halte, welche aber durchaus mißverſtanden wurde und darum ein ziemlich lebhaftes Lachen erregte.

Einen Augenblick war Frau Aßmann auf ihren Lohndiener ungehalten geweſen, weil er ihr nicht abgerathen hatte, an einen ſolchen Ort zu gehen; aber dann hatte ſie ſich doch beſonnen, daß ſie dem armen Menſchen gar keine Veranlaſſung, ja eigentlich nicht einmal Zeit gegeben hatte, ſeine Meinung, wenn er etwa eine hierüber gehabt hätte, auszuſprechen. Nun jedoch überlegte ſie ernſtlich, ob ſie nicht lieber die Chokolade blos koſten und mit einem Geſichte, als ob ſie ihr nicht zuſage, aufſtehen und fortgehen ſollte. Noch war ſie nicht zu einem Entſchluſſe gekommen, da trat ein alter, häßlicher, ſchmutziger und zerlumpter Bettler herein. Er ging zu den Offizieren, ſammelte ſich ſeine Kreuzer ein und wandte ſich endlich auch zu den Studenten. Da warf ihm einer einen Zehner (10 kr.) zu und rief: „Hier haſt Du einen Zehner, und wenn Du jener Dame dort einen Kuß gibſt, ſo bekommſt Du noch zehn Gulden!“

Um das Billard erſcholl lauter Jubel, nur bei den Offizieren ließ ſich hier und da ein deutliches Murren vernehmen. Die Dame legte ihr Zeitungsblatt fort, ſah ſich nach dem Bettler um — und allgemeine Stille erfolgte. Sie zog die kleine Serviette unter ihrer Taſſe hervor und ſagte zu dem Bettler: „Komme er her!“ Der alte Mann, in der Meinung, von ihr auch eine ſilberne Gabe empfangen zu ſollen, trat ſogleich zu ihr. Sie reichte ihm die Serviette und fuhr fort: „Hier, wiſche er ſich den Mund ſauber ab!“ Es geſchah, und wie auf einen Wink erhoben ſich ſämmtliche ſitzende Herren mit der größten Stille von ihren Stühlen, um zu ſehen, was ſich hier begeben würde.

Die Dame neigte ſich dem Bettler zu und ſagte: „So! Nun küſſe er mich!“ Und als dieſer es mit jener Beſcheidenheit gethan hatte, zu welcher jede edle That die nicht ganz verdorbenen Menſchen zwingt, fügte ſie hinzu: „Und jetzt laſſe er ſich ſeine zehn Gulden geben!“

Die letzten Worte hatte nur der arme Mann ſelber gehört; denn kaum hatte die Dame ihm den Kuß wirklich gegeben, ſo war von Seiten der Offiziere und der Studenten ein ſo lautes Bravorufen, ein ſolcher Sturm von jubelndem Beifall erfolgt, daß Frau Aßmann unwillkürlich aufgeſtanden war und vielleicht jetzt, was ſie vorher beinahe gewollt, ausgeführt hätte, nämlich mit einer ſtummen Verbeugung ſich zu entfernen, wenn nicht eine neue Wendung eingetreten wäre und ſie noch zu einigem Bleiben genöthigt hätte.

Der ungezogene Jüngling nämlich, von welchem jenes Verſprechen ausgegangen war, rief verlegen: „So war's gar nicht gemeint! Es war ja nur ein ſchlechter Spaß!“ Da blieb Frau Aßmann mitten vor den vielen Herren neben dem Bettler ſtehen und ſprach: „Das Wort „ſchlecht“ gebrauchen Sie ſelbſt, mein Herr! Ich habe keine Veranlaſſung, die Richtigkeit Ihres Urtheils zu bezweifeln; aber wenn Sie einen Spaß hätten machen wollen, ſo mußten Sie das gegen Leute thun, welche keine Rückſicht verdienen, nicht aber gegen einen alten Bettler und gegen eine Ihnen unbekannte Frau. Ich berufe mich auf Sie alle, meine Herren! Sie ſind Zeugen, daß jener Herr da ſich laut und öffentlich verpflichtet hat, dieſem Armen zehn Gulden zu geben!“ Ein verworrenes allgemeines Ja war die Antwort, und einer der älteren Offiziere ging ſofort auf den Studenten zu und ſagte ihm etwas ins Ohr. Dieſer griff auch ſchnell nach ſeiner Börſe und machte Miene zu bezahlen.

Das war Frau Aßmann genug, und ſie ſchickte ſich an, zu gehen. Als aber ihr Blick auf den Bettler fiel, welchen ſie ſoeben geküßt hatte, kam ihr der prächtige Einfall, dieſem die Erinnerung an den ſo ſeltſamen Kuß etwas dauernder zu machen. Sie holte ihr Taſchenbuch heraus und drückte ihm ein Papier mit den Worten in die Hand: „Hier, Alter, will ich ihm noch etwas Beſſeres geben, als ein Kuß für ihn iſt, aber nur unter der Bedingung, daß er nicht eher von hier fortgeht oder ſich beruhigt, als bis er ſeine zehn Gulden empfangen hat.“ Und damit ließ ſie ihre Chokolade ſtehen, verbeugte ſich anmuthig und verließ den Saal.

Wohl hatte der beſtrafte „Spaßmacher“ ſeine Börſe gezogen; aber bezahlen konnte er von deren dürftigem Inhalte nicht. Er bat ſeine Genoſſen um Darlehen, und ſiehe, alle Studenten zuſammengenommen hatten nicht ſo viel Geld bei ſich, daß ſie jene Summe vollmachen konnten, ſondern noch zum Kellner ihre Zuflucht nehmen mußten. Der Bettler war ruhig ſtehen geblieben und hatte unterdeſſen ſein Papier beſehen. Die hellen Freudenthränen rollten dem Alten von den Backen, und als man ihn fragte, wie viel ihm denn die Dame gegeben hätte, zeigte er den Herren eine fünfzigguldige Banknote und ſagte: „Gott ſei Dank! Nun habe ich zum letzten Male gebettelt; denn ſo viel fehlte mir noch, um mich ins Verſorgungshaus einzukaufen!“

Aber ſelbſt dieſe überraſchende Frucht ſeiner Ungezogenheit konnte dem Studenten die wohlverdiente und empfangene Straflektion nicht verſüßen.

Der bedenkliche Entſchluß.

Eliſe war die Tochter eines reichen Advokaten in der Hauptſtadt. Sie hatte ihre Mutter früh verloren und war unter der Obhut einer alten Tante aufgewachſen. Früh entwickelte ſich bei ihr eine ſeltene, faſt unweibliche Selbſtſtändigkeit, die ihrem Vater aber nicht unlieb war, da er keinen Sohn und nur dieſe einzige Tochter hatte, alſo theils nicht vergleichen und das Zuviel wegſchneiden konnte, theils in der Tochter gleichſam einen Erſatz auch für den verſagten Sohn ſehen mochte. Kindiſcher Eigenſinn kann ja, richtig geleitet, der Anfang zum Charakter werden. Es wäre wohl längſt ſchon Zeit geweſen, daß Eliſe einen von den vielen Anbetern, an denen es ja einem reichen Mädchen nie fehlt, erhört und glücklich oder doch reich gemacht hätte. Aber darin eben zeigte ſich dieſe Selbſtſtändigkeit, daß ſie dann, als ſie ſich wählen laſſen durfte, nicht gewählt ſein wollte.

Dies hing aber ſo zuſammen. Einſt in ihrem ſechzehnten Jahre glaubte ſie für einen jungen und ſchönen Edelmann, der mit ihr auffallend oft und gern tanzte, Liebe

zu fühlen. Sie hatte es darum auch über ihr jungfräuliches Gewiſſen gebracht, eine heimliche Liebesbewerbung anzunehmen und den erſten Rauſch ſeliger Liebe für ſich zu genießen. Allein was hätte ſie damit für ſich allein machen ſollen? Sie mußte doch ihrem Vater den Brief zeigen, und dieſer hatte die verſtändigen Worte zu ihr geſprochen: „Ein Mädchen hat vor dem zwanzigſten Jahre keinen Heirathsverſtand, und ein reiches Mädchen bekommt ihn gar noch ſpäter: alſo wünſche ich, daß Du mit Deiner Antwort auf dieſe Anfrage bis zu Deinem zwanzigſten Jahre warteſt. Biſt Du dann noch bereit, dieſen über und über verſchuldeten Edelmann reich zu machen, ſo habe ich nichts dagegen. Mir iſt's einerlei, ob mein künftiger Schwiegerſohn reich oder arm iſt. Aber das will ich, daß Du ihn liebſt und daß Du die volle Ueberzeugung haſt, von ihm um Deiner ſelbſt und nicht um Deiner Mitgift halber geliebt zu werden." Der Vater hatte Recht, und wenn es ihm die Tochter auch nicht gleich geben mochte, ſo mußte ſie doch dem ſtrengen Vater gehorchen, und lernte dadurch auch bald ihm Recht geben.

Allein nun war ſie zwanzig, ja zwei und zwanzig Jahre alt geworden, und ſie hatte immer noch nicht Ja ſagen mögen. Da ſich indeſſen der Vater überzeugt hatte, daß es weder Trotz, noch ſonſt etwas Verkehrtes war, was ſie abhielt, ſo beruhigte er ſich dabei und ließ ihr ganz ihren Willen. Nur die Tante bemühte ſich etwas mehr, ſie Dieſem oder Jenem geneigt zu machen, weil ſie nach Art der Altjungfern die thörichte Meinung hatte, daß es nur Eine und noch dazu kurze Zeit des Jungfrauenalters gebe, in welcher die ganze Seligkeit der Liebe genoſſen werden könne. Aber Eliſe wußte immer ſo geſchickt die ſchwachen

Seiten ihrer Bewerber aufzufinden und darzuſtellen, daß die Tante ihr nicht länger zuzureden wagte.

Endlich — zur größten Freude des Vaters und natürlich auch der Tante — war das Herz gefeſſelt. Ein armer Offizier aus gutem Hauſe und von vorzüglicher Bildung war der Glückliche. Er war auch kaum zu der Hoffnung gekommen, daß er erhört werden möchte, ſo ging er zum Vater und brachte ſeine Bewerbung an. Dieſer ſprach mit der Tochter, und Beide waren nach Allem, was ſie von Eduard geſehen und gehört hatten, bald einig, ihn in die Familie aufzunehmen

Andern Tags ließ ihn der Advokat kommen und verkündigte ihm ſein Glück, fügte auch gleich hinzu, daß er, wie ſich von ſelbſt verſtünde, ihm das Kapital zur Kaution geben und dann noch einen jährlichen Zuſchuß von ſechshundert Thalern ſichern wollte. Wer war glücklicher, als Eduard? Und — durfte man allerdings hinzuſetzen auch als Eliſe?

Sie brauchten Beide auf nichts mehr zu warten; alſo konnte die Hochzeit bald angeſetzt werden. Es war kurz nach Weihnachten, als die Verlobung ſtattfand. Wer mochte es Eliſen verdenken, daß ſie erſt noch die ſchöne Faſchingszeit als gefeierte und beneidete Braut durchtanzen wollte? Genug, ſie wollte, daß die Hochzeit am Johannistage gefeiert werde.

Die Zeit verging, wie ſie glücklichen Brautleuten zu vergehen pflegt, in einem ſeligen Herzensrauſche, der keinem von Beiden erlaubt, die Augen ordentlich zu gebrauchen und etwa das zu bemerken, was ſpäter das Glück trüben könnte. Sie liebten ſich und hatten darum nur Augen für ihre gegenſeitigen Vorzüge, nicht für die Mängel. Und

der Vater wußte zu gut, daß es keine vollkommenen Männer gibt, daß aber wahre Liebe auch hier, leider oft nur zu sehr, der Sünden Menge deckt.

Endlich war der Tag vor der Hochzeit herangekommen, das Aufgebot besorgt, die Trauungsstunde bestimmt, die Hochzeitsgäste geladen und zur Reise in die Schweiz die Koffer gepackt, da empfing der Advokat folgenden Brief:

„Mein lieber Vater!

Bald darf ich Sie nicht mehr, wie noch heute, in Hoffnung, sondern in der Wirklichkeit mit diesem schönen Namen anreden. Darum erlauben Sie mir auch in väterlicher Liebe, daß ich Kindesvertrauen Ihnen zeige und Ihnen eine inständige Bitte ans Herz lege. Sie haben schon an unserem Verlobungstage uns für unsern Ehestand eine jährliche Zulage von sechshundert Thalern bewilligt, und ich war damals überglücklich in dieser fröhlichen Aussicht, weil ich nur an die Liebe meiner herrlichen Elise dachte und alles Andere für gleichgültig hielt. Allein jetzt, wo ich nun das Eheleben und die eigene Wirthschaft beginnen soll, kommt mich eine gewisse Bangigkeit an. Unsere Elise ist einen glänzenden Hausstand gewohnt, hat Diener und Dienerinnen, so viele sie will, und würde sicher leicht sich unglücklich fühlen, wenn sie plötzlich in ungleich einfachere und beschränkte Verhältnisse übergehen sollte. Mir geht aber, wie Sie wissen, nichts über das Lebensglück meiner geliebten Elise: darum wage ich vertrauensvoll an Sie, theuerer Vater! die Bitte, daß Sie doch jenen jährlichen Zuschuß noch um die Hälfte erhöhen möchten. Meine Bedürfnisse kennen Sie, und daß ich nicht meinetwegen bitte, werden Sie mir auf mein Ehrenwort glauben. Darum

hoffe ich, Sie werden durch dieſe Hochzeitsgabe die Freude der Tochter gern erhöhen und dadurch vermehren das Glück

Ihres

dankbaren Sohnes."

Er lieſt, er traut ſeinen Augen kaum, er ſeufzt nur ſchwer: „Arme Eliſe!" Aber wie er auch im innerſten Herzen von dieſem harten Schlage getroffen iſt: das ſcheint ihm doch ſofort feſtzuſtehen, daß er eine ſo unbeſcheidene, richtiger: unverſchämte Forderung nicht bewilligen dürfe, wenn er nicht das Glück ſeiner Tochter gefährden wolle. Er wußte ja zu gut, wie einfach bei allem nothwendigen äußeren Glanze ſeines Hauſes die Tochter gewöhnt war; er konnte ja recht gut ausrechnen, daß ſeine Kinder mit 400 Thalern Gehalt, 500 Thalern Zinſen von der Kaution und 600 Thalern Zuſchuß zunächſt recht ſehr anſtändig leben mußten; er hatte ſich ja auch nicht als einen ſolchen Knicker gezeigt, daß ſein Schwiegerſohn jemals hätte fürchten dürfen, bei vermehrten Bedürfniſſen Noth zu leiden: wozu und warum alſo gerade heute ſolche Bitte? Entweder, ſagte er ſich, iſt Eduard ein lockerer Zeiſig, welcher ſich nur dieſe Zeit hindurch Gewalt angethan hat und ſich als Ehemann ſchadlos halten will; oder er iſt ein Geizhals, welcher das Eiſen ſchmieden will, ſo lange es warm iſt, und welchem die Habſucht den Verſtand verblendet hat, daß er ſich an dem noch zu heißen Eiſen verbrennen wird; oder — —: eine dritte Möglichkeit wollte ihm nicht einfallen, und er ſah nichts Anderes aus dieſem Briefe heraus, als das gewiſſe Unglück ſeines geliebten einzigen Kindes.

In ſchmerzliches Nachdenken verſunken, ſaß er zurückgekehrt vor ſeinem Arbeitstiſche und hielt den Brief noch immer vor ſich, als ob er ihn wieder und immer wieder

leſen wollte. Er hörte nicht, daß ſeine nicht eingeklinkte Thüre aufgeſchoben wurde — und mit Einem Satze ſtand Eliſe hinter ſeinem Stuhle, legte ſcherzend die beiden Händchen über ſeine Augen und that, als ob ſie ihn, wie Kinder es lieben, errathen laſſen wollte, wer ſie wäre. Der Abſtand aber dieſer beiden Stimmungen, der, in welche ihn der Brief verſetzt hatte, und der, welche ein Eingehen auf ſolchen Scherz fordert, war zu groß, als daß der Vater ſeine ſonſt ſo ſchnelle Beſinnung gehabt hätte. Faſt willenlos ließ er mit ſich geſchehen, was die Tochter that, und hielt auch ebenſo willenlos noch den Brief vor ſich. Und Eliſe hatte nicht ſobald die Schriftzüge ihres geliebten Eduard erkannt, als ſie auch ſofort zu leſen anfing, dann aber, als ſie bis zu der „Bangigkeit" geleſen hatte, „die ihn ankomme," die Augen des Vaters losließ und, da er jetzt den Brief ſchnell bei Seite legen wollte, ihn beſchwor, ſie denſelben zu Ende leſen zu laſſen.

„Nun, ſo lies!" ſprach der Vater, „und denke ſelbſt nach, was ich thun ſoll."

Eliſe las, erblaßte, ſetzte ſich, lehnte ſich zurück, legte die Hände über ihr Geſicht, um gleichſam zu verbergen, wie ſehr ſie ſich in der Seele ihres geliebten Bräutigams ſchäme, dachte eine Weile nach, oder vielmehr ſchien nur ſtumm brütend da zu ſitzen, als ob ſie einen großen Schmerz niederkämpfte und einen ſchweren Entſchluß vom Herzen losränge. Endlich erhob ſie ſich, gab ihrem Vater einen innigen Kuß und ſagte: „Vater! ich bitte Dich, gib's ihm!"

„Kind," erwiderte dieſer, „bedenke, was Du bitteſt! Je mehr ich über den Brief Eduard's nachdenke, deſto mehr erkenne ich, daß er ein Geizhals iſt, der nicht früh genug Schätze auf Schätze häufen kann, und der heute alle Schick-

lichkeit vergeſſen hat, weil er wohl meint, Eurer Verbindung könne nun nichts mehr im Wege ſtehen, und wir dürften am allerwenigſten uns jetzt zurückziehen, wenn nicht Deine Ehre auf's Aeußerſte gefährdet ſein ſollte. Und er hat Recht. Euer Bund iſt ſo gut wie geſchloſſen. Aber ich fürchte, daß dieſer Geiz für Dich eine Quelle vielen Kummers werden wird, und darum iſt meine Meinung die, daß ich ihn kommen laſſe, ihm tüchtig den Kopf waſche und ſeine unverſchämte Bitte ihm nicht gewähre. Kann er noch kurirt werden, ſo iſt's auf dieſe Weiſe. Das Andere mußt Du in der Ehe thun."

„Erlaß es mir," antwortete Eliſe in einem auffallend weichen Tone, „mehr über dieſe häßliche Sache zu reden! Aber thue mir den einzigen Gefallen und bewillige ihm die für Dich doch ſo kleine Summe!"

„Das weißt Du," unterbrach ſie der Vater, „daß ich Alles von Herzen gern thue, was Dein Glück vermehren kann, daß es Gottlob mich auch nicht drückt, wenn ich jährlich das Doppelte mehr geben ſollte; allein hier handelt ſich's nicht darum, hier gilt es eine Gefahr von Dir abzuwenden, die immer noch groß genug bleiben wird, auch wenn ich alles das davon abziehe, um was meine Vaterſorge ſie vergrößern mag. Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß Eduard ſich nur um Deines einſtigen Reichthums willen Dir genähert und Dein Herz erworben hat; aber hier hat er doch etwas gethan, was mit den ſonſt von ihm gezeigten zarten Gefühlen zu ſehr in Widerſpruch ſteht, als daß ich Dich ganz ruhig morgen mit ihm vor den Altar treten ſehen könnte. Ich weiß auch wohl, daß Du mein ſtarkes Mädchen biſt, daß Du auch in der Ehe Deinem vernünftigen Willen wirſt Geltung zu verſchaffen wiſſen;

aber es gibt Charakterzüge beim Manne, welche aller weiblichen Klugheit und Energie ſpotten, und dazu gehört vor Allem der Geiz. Alſo überlege wohl, was Du bitteſt!"

„Mein Vater!" ſprach die Tochter faſt ſchon wieder mit ihrer gewöhnlichen Stimme, „ich habe überlegt: gib's ihm!"

„Nun," ſchloß dieſer die Unterredung, „ich thue es, aber ich überlaſſe Dir alle Verantwortung und erwarte, daß Du ſpäter, wenn Du Deinen Entſchluß zu bereuen haben wirſt, nicht mich anklagſt, ſondern nur Dich allein."

Die Tochter umarmte den Vater, ſagte aber kein Wort des Dankes und verließ ſchweigend das Zimmer.

Der Advokat konnte ſich immer noch nicht zu einer bejahenden Antwort entſchließen. Am unerklärlichſten aber war ihm das Benehmen ſeiner Tochter. Er wußte zwar, daß ſie ihren Eduard ſehr lieb hatte; aber er kannte auch ihre argwöhniſche Empfindlichkeit, wenn es ſich um ihren Reichthum handelte. Und jetzt hatte ſie ſogar ſelbſt gebeten, daß er die Habſucht des geldgeblendeten Offiziers befriedige! Er ſtand hier vor einem pſychologiſchen Räthſel, wie ſie freilich die Liebe ſo manche aufgibt. Bedenklich wenigſtens, ſehr bedenklich, mußte er ihren Entſchluß nennen. Endlich aber gab auch er nach und ſchrieb dem künftigen Schwiegerſohn folgende Worte:

„Mein lieber Sohn!

Für das Glück meiner Tochter iſt mir kein Opfer zu ſchwer, auch die von Ihnen erbetene Erhöhung meiner jährlichen Zulage nicht. Möge die hiedurch ausgeſprochene Gewährung Ihrer Bitte Sie deſto mehr antreiben, das Glück meines geliebten Kindes aus allen Kräften zu befördern!"

Vater und Tochter kamen an dieſem Vorabende der Hochzeit, der aber nicht beſonders gefeiert wurde, nicht viel

mehr zuſammen, wenigſtens nicht auf ſo lange allein, daß das Geſpräch noch einmal auf den Gegenſtand von Nachmittag gerichtet werden konnte. Eliſe und die Tante hatten alle Hände voll zu thun, um das morgende Feſt, zu welchem der ganze große Kreis der Verwandtſchaft eingeladen war, zu rechtem Glanze vorzubereiten. Auch die Schneiderin kam noch, da ſie allerlei an dem prächtigen Brautkleide hatte ändern müſſen, und veranlaßte die ſchöne Braut, ihren Schmuck zu letzter Probe noch einmal anzulegen. Sie gefiel ſich ſelber, als ſie vor dem hohen Pfeilerſpiegel ſtand, und hörte ganz gern die Ausrufe der Bewunderung von den Umſtehenden.

Endlich war der hohe Feſttag angebrochen. Schon früh verließ auch der Advokat heute ſeine Arbeitsſtube und ſah den geſtern getroffenen Anordnungen nach. Er war heute ruhiger geworden. Nur noch ein klein wenig Unmuth ſtak ihm im Herzen, aber es war doch nicht mehr, als einem zu Sinne iſt, wenn man ſchlecht geſchlafen hat. Wäre ihm ſeine Tochter, wie er erwartete, gleich entgegen geſprungen, ſie würde ihm noch dieſen letzten Reſt von Verſtimmung ſchnell verſcheucht haben. Aber ſie kam nicht. Er fragte die Tante. Dieſe wußte aber weiter nichts zu ſagen, als daß ſie ſchon früh mit ihrem Gebetbuche fortgegangen wäre und daß ſie gebeten hätte, heute früh mit nichts Wirthſchaftlichem weiter behelligt zu werden, ſondern die Stunden vor der Hochzeit in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen. Das war nun dem Vater gerade nicht ganz recht. Er hatte gar nichts gegen das Beten und Frommſein; aber er meinte, Ein wirklich andächtiges Vaterunſer ſei ſo gut, wie ſtundenlange Litaneien, und was dieſen ſpeziellen Fall mit ſeiner Tochter anlange, ſo ſei es beſſer geweſen, geſtern einen

weniger bedenklichen Entſchluß zu faſſen, als heute den lieben Gott in langen Gebeten anzuflehen, daß er das unverſtändig Beſchloſſene wieder gut mache oder die natürlichen Folgen der menſchlichen Verkehrtheit durch ein Wunder abwende. Durch ſolche Betrachtungen wurde die Wolke ſeines Unmuths immer finſterer, es wollte auch nichts helfen, daß er durch allerlei Tadeln und Schelten über Einzelnes in den getroffenen Feſtvorbereitungen ſich leichter ſprechen wollte, und es war hohe Zeit für ſeine Feſtfreude, daß endlich einige ihm nahe verwandte Hochzeitsgäſte ankamen. Auch der Herr Schwiegerſohn erſchien, und zwar geſchmückt und ſchön anzuſehen, wie ein Kriegsgott. An ein Sondergeſpräch war nicht zu denken, immer mehr füllte ſich der Saal, Begrüßungen und Scherze und Glückwünſche brachten den alten Herrn aus ſich ſelber heraus.

Schon einige Zeit war die Frage auf- und abgegangen, wo denn eigentlich die Königin des Tages, die Braut, ſo lange bleibe. Die Einen entſchuldigten ſie mit der Wichtigkeit des vorhabenden Schrittes, die Andern dachten an die heute doppelt wichtige Toilette, Wenige ließen gelten, was die Tante ſagte, daß ſie ſich andächtigen Betrachtungen hingebe. Der Bräutigam hatte vor der vielen Liebenswürdigkeit, die er nach allen Seiten hin zu entwickeln hatte, gar noch nicht Zeit gehabt, ihr allzu langes Ausbleiben zu bemerken.

Endlich öffnete ſich die Thüre und Eliſe trat herein. Sie hatte nicht das Brautkleid angelegt, ſondern erſchien in einem einfachen, etwas matten Anzuge. Die Tante eilte ſchnell auf ſie zu und ſagte ihr leiſe: „Um Gottes willen, Kind, was ſoll das? In einer Viertelſtunde ſollſt Du am Altare ſtehen und biſt noch nicht geſchmückt? Das ewige

Beten!“ Aber Eliſe wehrte ſie ſanft von ſich ab, winkte auch ihrem Bräutigam, den ſie ſofort in der Verſammlung erſpähet hatte, und der eben voll Entzücken auf ſie zueilen wollte, ſich zurückzuhalten, und trat, einen offenen Brief in der Hand, mitten in den Saal.

„Meine lieben Freunde und Verwandte! Mein lieber Vater hat Sie Alle eingeladen, um mit uns eine fröhliche Hochzeit zu feiern. Ein fröhliches Feſt, denk' ich, ſoll's auch werden, nur eine Hochzeit heute noch nicht. Das Feſt iſt bereitet, aber die Trauung habe ich dieſen Morgen ſelbſt abbeſtellt. Damit jedoch die böſen Zungen keine Gelegenheit haben, ſich im Erfinden und Lügen zu üben, ſo will ich ſelbſt Ihnen Allen jetzt den Grund meiner Weigerung mittheilen. Er liegt in dieſem Brief, welchen geſtern mein Vater empfing, und den ich wider ſein Wiſſen in meinem Beſitze behalten habe. Hören Sie!“ Und nachdem ſie den Brief vorgeleſen hatte und ein allgemeines Murren und einzelnes kaum verhaltenes Pfui durch die Verſammlung gelaufen war, wandte ſie ſich mit einem kalten und verächtlichen Blicke an den Herrn Lieutenant, welchen all ſein oft gerühmter Muth jetzt verlaſſen hatte, und ſagte mit ſchneidendem Tone: „Mein Herr! Handelsartikel kann man nicht zum Traualtare führen. Da Sie ſich nicht getrauen, mich mit jährlich 1500 Thalern zu ernähren, ſo ſind Sie's auch nicht mit 1800 im Stande. Sie werden einſehen, daß Ihre Gegenwart nicht geeignet iſt, die Feſtfreude, die wir jetzt zu genießen hoffen, zu erhöhen.“ Dann aber ging Eliſe zu ihrem Vater, welcher ihr ſchon die offenen Arme entgegenbreitete und im Herzen jubelte, daß der Entſchluß ſeiner Tochter doch nicht ſo bedenklich ausgefallen war, wie er geſtern gefürchtet hatte, küßte ihn herzlich

und bat ihn, ihr dieſe Ueberraſchung zu verzeihen. „Nicht verzeihen!“ ſagte er, „Du haſt recht gehandelt und auch, wie ich's wohl nicht zu Stande gebracht hätte, ſehr klug. Aber nun, Freunde! kommt und laßt uns fröhlich ſein!“

Die Augen der Anweſenden waren zu ſehr auf die beiden Sprechenden gerichtet, als daß ſie hätten bemerken ſollen, wie wenig martialiſch und ſoldatiſch der verwieſene Bräutigam ſich hinter den Gäſten hindurch und zum Saale hinausgeſchlichen hatte. Der Advokat gerieth aber plötzlich in eine ſo fröhliche Laune, daß er den Bitten der Tante, jetzt doch die Gäſte noch nicht in den Speiſeſaal führen zu wollen, weil vor einer Stunde nicht angerichtet werden könne, gar keine Beachtung ſchenkte, ſondern folgenden Befehl gab: „Ihr habt zum Hochzeitmahle jedenfalls ſo viele Gerichte vorbereitet, daß Ihr manches ſchon im Voraus fertig haben müſſet; nun machet nur das Andere fertig und bringet jetzt, was Ihr habt; im Eſſen wollen wir keine Ordnung halten, blos im Trinken!

Und dieſer Einfall nnd ſeine augenblickliche Ausführung wirkte ſo prächtig auf die Stimmung der Gäſte, daß bald ein allgemeiner Jubel den Saal erfüllte. Und als endlich Einer die Schiller'ſche Jubelode „An die Freude“ anſtimmte, waren ſie alle ſo mit ihrem Herzen dabei, daß ſie ſie bis zur letzten Zeile durchſangen.

„Was meinſt Du?“ rief der Advokat ſeiner Tochter zu, „der Dichter ſagt: „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!“ Soll ich Deinem geweſenen Bräutigam, damit er ſich dafür, daß er Dich die Liebe kennen und eine kurze Zeit genießen gelehrt hat, heute auch noch etwas freuen könne, die ſchon ausgezahlte Kaution ſchenken?“

„Mein Vater!“ antwortete Eliſe — und es ward ſo

ſtille im Saale, daß man eine Feder hätte mögen fallen hören — „thue das, und er wird glücklich ſein; denn ſein Herz hängt nur am Geldgötzen. Aber die Liebe hat er mich nicht kennen gelehrt; das hat heute früh der Herr Pfarrer gethan, und was ich da gelernt habe, werde ich nie vergeſſen!“

Der Advokat mochte in ſeiner Weinlaune hierauf nicht weiter eingehen, ſondern ließ ſich Schreibzeug bringen, ſetzte die Schenkungsurkunde auf und ſandte ſie durch einen Diener ſofort zum Offizier. Dieſer nahm ſie an, benutzte den ſchon erhaltenen Urlaub und ließ ſich an den äußerſten Winkel der Monarchie verſetzen.

Eliſe aber blieb bei ihrem Vater als die gehorſamſte und liebenvollſte Tochter bis an ſein Lebensende, drückte ihm die Augen zu, erbte ſein großes Vermögen und wurde — Vorſteherin des von ihr ſelbſt gegründeten Mädchenwaiſenhauſes.

Der Treubruch.

Sind je die Bedingungen und die Anfänge der rechten Jugendliebe ſchön, wahr und tief geſchildert worden, ſo iſt dieß von Schiller in ſeinem Glockenliede geſchehen. „Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe; er ſtürmt ins Leben wild hinaus.“ Sobald die Jahre der Unterſcheidung eintreten, das Mädchen zur Jungfrau heranreift, der Knabe ein Jüngling werden will; ſo taugt es für keinen von Beiden, daß das Spielverhältniß zu einem Umgangsverhältniſſe erweitert oder verengert werde. Der Jüngling würde ſonſt weich und weibiſch werden, und würde nicht durch die Rohheit hindurch zur Kraft kommen, verlöre ſeine ſchönſte Zier. Die Jungfrau lernte nicht jene zarte, ſchamhafte Scheu, als in welcher ihre wahre Macht über die Männerwelt ruht, ſie würde dreiſt, frei, unter Umſtänden frech werden. Deshalb müſſen die Geſchlechter um dieſe Zeit getrennt werden und bleiben: er tobe ſich draußen aus, ſie kehre drinnen in ſich ein. Der Dichter fährt fort: „Durchmißt die Welt am Wanderſtabe; fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.“ Nur von dem Jünglinge

erzählt er, was derſelbe gethan und getrieben hat: er hat ſo viele Menſchen geſehen, hat mit ihnen, für ſie und für ſich gearbeitet, hat gelernt, hat mit ihnen und mit ſich gekämpft; aber er muß auch, da, mit je mehr Menſchen man verkehrt, das Herz deſto weiter und deſto kälter wird, ein immer ſtärkeres Sehnen nach Erfüllung dieſes überall unbefriedigten Herzens gefühlt haben. Nun, nachdem er fremd geworden, nachdem er ſchier Alles, was daheim war, vergeſſen hat oder es ihm doch durch unzählige andere Bilder verdrängt iſt, kehrt er ins Vaterhaus zurück. „Und herrlich in der Jugend Prangen, wie ein Gebild aus Himmelshöh'n, mit züchtigen, verſchämten Wangen ſieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn.“ Von der Entwicklung des Mädchens zur Jungfrau, wie und wo ſie vor ſich gegangen, kein Wort! In die Verborgenheit eines Hauſes, einer Familienſtube, wo Mädchen dieſe geheimnißvolle Zeit durchleben, darf außer dem Vater — und auch dieſem muß Vieles verborgen bleiben — kein Mann, geſchweige ein Jüngling eindringen; ſchon die bloße, ſelbſt kürzeſte Anweſenheit eines Jünglings in dieſem weiblichen Heiligthum wirkt wie Raupenfraß, iſt wie ein Fleck auf einem ſchneeweißen Gewande. Endlich dann, wenn die Mutter das ſchwerſte aller mütterlichen Werke, die Bewahrung und Behütung dieſer reinen Entfaltung der jungfräulichen Knospe zur ſchönen Blüte vollbracht hat, darf jeder Begegnung mit Jünglingen und Männern ruhig entgegen geſehen werden. Die rechte Jungfrau kommt nicht in Gefahr, bedarf keiner Ermahnung, kaum leiſer mütterlicher Winke. Aber wenn dann der Jüngling kommt, welcher gerade in ihr die Geſtalt ſeiner Träume, die Löſung ſeines Herzensräthſels, das Ziel ſeines unbegriffenen Sehnens zu erkennen glaubt;

wenn die Freude über dieſes Finden und Erkennen ihm aus den Augen blitzt und er mit kühnem, verlangendem Blicke in ihrem Auge zu erkennen ſucht, ob da eine Seele herausſchaut, welche die ſeinige befriedigen, beſeligen kann: dann, und nur erſt dann, regt ſich bei der Jungfrau der erſte Lebensanfang der Liebe; aber kaum gefühlt, drängt ſie die Weiblichkeit, ihre Seele möglichſt zu verbergen, dem Jünglinge keinen ferneren Einblick zu geſtatten, vor Allem aber nimmer zu verrathen, daß ihr Herz von jenem forſchenden, erkennenden und verlangenden Blicke getroffen ſei: und, daß ſie doch ſchon etwas verrathen haben könnte, bei höheren Naturen ſogar, daß dieß von dem weiblichen Gefühle gebotene Verbergen doch eigentlich eine Unwahrheit thun ſei — das treibt die Röthe der Scham auf die Wangen. Dies aber iſt im Leben der Jungfrau für den Jüngling das, was in der Schmelzhütte der Silberblick iſt, der ſchönſte Glanz, den die Jungfrau, wie das Metall, nur Einmal ſcheinen läßt: da iſt ſie wirklich und wahrhaftig „wie ein Gebild aus Himmelshöhen.“ Und Liebe, welche unter ſolchen Vorausſetzungen entſteht, aber auf beiden Seiten, iſt auch ſelber ein Gebilde aus den himmliſchen Höhen, d. h. hat die himmliſche Natur an ſich und reift auf der Erde ihrer himmliſchen Vollendung entgegen, dauert ewig.

Aber ach, wie Vieles wird von der Jugend ſowohl, wie von den Eltern, welche ſich doch auf das Weſen der eigenen Kinder und ein wenig auch auf das der Liebe verſtehen ſollten, für Liebe gehalten, was nichts mit jenem Himmelsfeuer gemein hat, als den leider ſo viel gemißbrauchten Namen! Und wie unzählig viele Jungfrauen gibt es, welche nie etwas von jener züchtigen Verſchämtheit

vor dem bloßen Blicke eines Jünglings verſpürt haben, ja welche ſich ſogar etwas darauf zu Gute thun, daß ihre Blicke nicht von jedem Jünglinge ausgehalten werden können, welche aber freilich auch jenen Ernſt und jene Stille der einſamen Zurückgezogenheit nicht kennen gelernt haben, ja welche die albernen Coquetterien der kleinen Mädchen ohne Unterbrechung in das Jungfrauenalter mit hinüber nehmen und nur klüger, liſtiger, darum aber deſto freier und kecker im Herzen, fortſetzen! Und wie viele thörichte Eltern gibt es, welche, ordentlich als wenn ſie vom Böſen getrieben würden, ihre Töchter gerade um jene für das ganze Leben hochwichtige Zeit in unbewachte Tanzſtunden ſchicken, und auf öffentlichen Bällen der Gefahr des Seelentodes entgegenführen! Und alle dieſe können wiſſen, was ſie thun!

Eliſe war die ſechzehnjährige Tochter einer Stadtrathswitwe in einer mittleren Landſtadt. Die Mutter lebte von einer ziemlich bedeutenden Witwenpenſion und von den Zinſen eines kleinen Kapitals, welches erſt bei ihrer Verheirathung der Tochter zufallen ſollte. Eliſe hatte die höhere Töchterſchule beſucht und ſich dort durch Fleiß und Sittſamkeit ein gutes Lob erworben. Da hiedurch die Eitelkeit der Mutter befriedigt wurde, ſo hatte ſie den Bitten des nur auf den Flor ſeiner Schule bedachten Direktors gern nachgegeben, daß die Tochter mit einigen gleichaltrigen Freundinnen noch zwei Jahre über die gewöhnliche Zeit hinaus eine ſogenannte Selecta beſuchte und einen viel höheren Unterricht empfing, als ſie in ihrem Stande brauchen konnte. Endlich mit dem ſechzehnten Jahre wurde ſie konfirmirt. Sie war ſchlank gewachſen, hatte einen anmuthigen Gang, war immer fröhlich und

konnte für ſchön gelten. Sie hatte darum bei den Primanern des Gymnaſiums nicht blos Beifall, ſondern ſie wußte auch längſt recht gut, daß mehrere davon nicht ohne Abſicht ihr regelmäßig auf ihrem viermaligen Schulwege begegnet waren; ſie hatte mit der dieſem Alter eigenen Dreiſtigkeit die Grüße ſtets lächelnd und verbindlich erwidert; ſie glaubte ſchon manchmal ernſtlich umworben zu ſein und bildete ſich ein, bald dieſen, bald jenen ebenfalls zu lieben.

Mit der Konfirmation hörten die Schulwege auf. Aber ſtatt daß damit noch viel mehr hätte aufhören ſollen, ſtatt daß ſie nun auf einige Jahre kaum noch auf der Straße zu ſehen geweſen wäre, erlangte ſie's leicht von ihrer Mutter, einen in den Abendſtunden von ſieben bis neun gegebenen Tanzunterricht mit zu beſuchen. Waren ja doch viele ihrer Freundinnen auch dort, und waren ja die jungen Herren, mit denen man zuſammen lernte und übte, meiſtens Gymnaſiaſten, vielleicht — ſo träumte ſie ſchon ſtark — auch der ſchwarzlockige Bernhard, welcher ſie immer ſo aufmerkſam und, wie es ihr vorkommen wollte, auch bedeutſam auf den Schulwegen gegrüßt hatte. In den erſten paar Wochen tanzten die jungen Mädchen noch allein; ſie erfuhr nicht, ob ihre Hoffnung in Erfüllung gehen würde.

Bernhard war der jüngſte, ſehr hoffnungsvolle Sohn eines geachteten Volksſchullehrers. Er hatte mit ſeinem Fleiße und ſeinen vortrefflichen Anlagen das Gymnaſium ſchnell durchgemacht, ungeachtet er, weil ſein Vater früher auf dem Lande angeſtellt war, erſt ſpät in die unterſte Klaſſe desſelben gekommen war. Die Lehrer hatten ihn ſehr lieb und ſahen ihm darum manchen tollen und witzigen Streich, zu dem ihn die Fülle ſeiner Kraft und ein daraus

entſpringender Uebermuth verleitete, um ſo lieber nach, als er durch doppelt gute Leiſtungen ſie wieder zu verſöhnen ſuchte, und als er ſich dabei nichts Böſes oder Gemeines zu Schulden kommen ließ. Er hatte die Abſicht, im Herbſt ſeine Abgangsprüfung zu machen und die Univerſität zu beziehen, um Philologie zu ſtudiren. Wenn er's auch gerade nicht beſonders nöthig hatte, noch große Anſtrengungen zum Examen zu machen, ſo wollte er doch nicht blos gern die erſte Cenſur erwerben, um deſto leichter Stipendien zu bekommen, ſondern er hatte auch ſchon eine ſolche Liebe zu den Wiſſenſchaften erworben, daß er aus Neigung doppelt fleißig war.

Da erfuhr er, daß Eliſe die Tanzſtunden beſuchte. Er meinte das Mädchen zu lieben. Darum wandelte ihn auch die Luſt zu ſolchem Unterrichte an, ungeachtet er ihn ſonſt verachtet und weit von ſich gewieſen hatte. Von ſeinem Vater konnte er ſich das Honorar an den Tanzlehrer nicht erbitten; der hatte ohnehin ſchon Noth genug, für den angehenden Studenten die nöthige Ausſtattung an Kleidung und Wäſche zu beſorgen. Er war alſo ſchnell entſchloſſen, verſchaffte ſich eine tägliche Privatſtunde und beſuchte für das da zu erwartende Honorar den Tanzunterricht. Endlich kamen die beiden Geſchlechter zuſammen. Und ſiehe! ſchon nach dem Ende des erſten Unterrichtsabends hatte Bernhard den Muth, Eliſen ſeine Begleitung anzutragen, und ſie hatte die unweibliche Dreiſtigkeit, ſie anzunehmen. Und noch waren nicht vier volle Wochen vergangen, da hatte der faſt zwanzigjährige Jüngling dem kaum den Kinderſchuhen entwachſenen Mädchen ſeine Liebe erklärt und Erhörung gefunden. Was aber ärger als arg war, die thörichte Mutter freute ſich innerlich, daß ihr einziges Töchter-

lein ſo früh Beifall gefunden, billigte die ſtille Verlobung, erlaubte Bernhard, ſie oft zu beſuchen und ihnen, was er gut verſtand, vorzuleſen, und hatte gar keine Ahnung davon, daß ſie zweier Menſchen Glück auf das Spiel ſetzte.

Zur Erklärung dieſes auffallenden Vorgangs und der Sorgloſigkeit der Mutter diene dieſes. In kleinen Städten mit höheren Lehranſtalten, wenn dieſe nicht Univerſitäten oder ſolchen im Range gleich ſind, herrſcht gewöhnlich die Unſitte, daß die ſtudirenden Jünglinge viele Jahre vor der Zeit Herzensbande anknüpfen, und daß die meiſten Mütter, ungewarnt durch ſo manche treulos Verlaſſene, es für ein Glück anſehen, wenn ihre Töchter, die ſonſt wohl einen geiſtig nur wenig gebildeten oder im Range niedrigen Mann bekommen hätten, durch ſolche Verlobung beſſere Ausſichten gewinnen. Aber daran denken in der Regel weder die Mütter, noch die jungen Leute, daß die Anſchauungen und Vorſtellungen eines ſtudirenden Jünglings rechter Art auf der Univerſität ſich zunehmend erweitern und vertiefen, daß die ſeeliſchen Grundlagen für die Ideale ſich dadurch ändern, und daß, was dem angehenden Studenten für ſchön und herrlich galt, von dem abgehenden kaum noch geachtet wird. Der Jüngling ſchreitet unaufhaltſam fort, die Jungfrau bleibt in ihren beſchränkten Verhältniſſen, behält ihren engen Geſichtskreis, und muß nachher einen niederdrückenden geiſtigen Abſtand fühlen und fühlbar machen. Kommen ſie dann in der Ehe zuſammen, ſo finden ſie meiſtens Beide nicht, was ſie ſich geträumt hatten.

Auf der andern Seite iſt es auch richtig, daß der ſtudirende Jüngling, deſſen Herz in echter Liebe ſich gebunden hat, vor vielen Verſuchungen und Verlockungen bewahrt bleibt, daß er, wie ſeine Ideen höher werden, auch die

Geliebte in immer mehr idealiſirter Geſtalt vor der Seele erhebt und darin ein ſüßes Glück findet, ein Glück, welches ſchon Viele für die ſpätere Wirklichkeit ſchadlos gehalten hat. Indeſſen gibt es ſelbſt für dieſe immerhin bedenklichen Herzensbündniſſe ein Mittel, die Jungfrau in die erhabenen Regionen des idealen Lebens mit emporzuheben, ſie gleichſam den kühnen Flug zur Sonne empor mitfliegen zu laſſen: das iſt ein ausführliches und häufiges Briefſchreiben.

Kaum war Bernhard mit dem beſten Zeugniſſe von der Schule abgegangen und hatte die Univerſität bezogen, ſo gab er dem Drange ſeines Herzens nach und ſchrieb wöchentlich bogenlange und aufrichtige Briefe über ſein ſtudentiſches und wiſſenſchaftliches Leben und Treiben. Eliſe kannte natürlich keine größere Freude, als dieſe Selbſtbekenntniſſe des Geliebten zu empfangen und zu leſen, und ſo lange immer wieder zu leſen, bis ſie gleichſam die neue Stufe der geiſtigen Entwicklung, welche jeder Brief unmerklich abſpiegelte, nachgeklommen war, und dann ſchrieb ſie wieder und machte ihrem Bernhard die überraſchende Gegenfreude, wahrzunehmen, daß er immer mehr ſeine Seele in die ihrige ergöſſe, und daß ſie gleichſam mit einander an Geiſt und Herz wüchſen. Kamen dann die Ferien, ſo wurde nicht nur der Inhalt der Briefe wieder durchgeſprochen, ſondern durch mündliche Erzählungen ſo mannigfaltig ergänzt, daß, da nun auch noch eine von Bernhard ausgewählte häufige Lektüre dazu kam, ſein Juwel ihm mit immer ſchönerem Feuer entgegenſtrahlte.

So waren zwei Jahre vergangen; das Glück der Beiden war ungetrübt; Bernhard war ſehr fleißig und hatte ſich die Achtung und Liebe einiger berühmten Profeſſoren erworben: noch zwei Jahre, und ſeine vorzüglichen Leiſtungen

hatten ihm dann vielleicht ſchon eine Lebensſtellung verſchafft, in welcher er ſich auf ewig mit ſeiner Eliſe vereinigen konnte. Sein Vater, welcher jene frühzeitige Verlobung gemißbilligt, aber nicht gehindert hatte, erfuhr von den Auszeichnungen, welche ſein Sohn auf der Univerſität erlangte, und er fing an, jene Verbindung doch zu preiſen und von ihr die große Beharrlichkeit ſeines ſonſt doch ziemlich unſtäten und leidenſchaftlichen Sohnes herzuſchreiben. Und da vollends Eliſe ſo viel in ſein Haus kam und aus Bernhards Briefen immer das Beſte für ihn mittheilte, ihn auch als Tochter liebte und ehrte: ſo hatte er ſich nachgerade drein gefunden und wurde immer freundlicher und liebevoller gegen ſein „lieb Töchterchen“, wie er ſie in guter Stimmung zu nennen pflegte.

Da trat eine neue glänzende Erſcheinung in Eliſens Vaterſtadt auf. Es war in jener Zeit zu Anfang des zweiten Jahrzehends, wo in Landſtädten mit mittlerer Bevölkerung, die von den großen Verkehrsſtraßen etwas abgelegen waren, von reichen Induſtriellen Fabriken und Manufakturen aller Art angelegt wurden, damit die Kapitaliſten die nächſten Jahre billiger Arbeitslöhne recht auskaufen und mit leichter Mühe Kröſus' Schätze aufſammeln konnten, daß auch hieher ein ſolcher kam und in kurzer Zeit eine ſchwunghafte Baumwollenweberei in den Gang brachte oder eigentlich durch ſeinen Geſchäftsführer hatte bringen laſſen, ehe er ſelbſt das neugebaute Herrenhaus bezog. Löper — ſo hieß der von allen reichen oder hübſchen Jungfrauen der Stadt erſehnte Beſitzer — war ein junger Mann, im Anfange der Dreißiger, ſchlank gewachſen, blond, blauäugig und von jener Haltung und jenem Ausſehen, welches auf ſchnelles Genuß- oder ſaures Arbeitsleben ſchließen läßt,

welches aber, wie die Erfahrung lehrt, ſelbſt den beſten Jungfrauen gefährlich werden kann. Kaum angekommen, wurde er auch ſchon von dem Bürgermeiſter zu einem Abendeſſen geladen. Die Vornehmſten der Stadt waren zugegen. Auch Eliſe mit ihrer Mutter hatte die Einladung angenommen. Die ſchöne Jungfrau ſtach Herrn Löper gewaltig in die Augen. Er kam bei Tiſche in ihre Nähe zu ſitzen. Die Unterhaltung zwiſchen ihnen wurde ſehr lebhaft; neidlos ſahen die übrigen Jungfrauen in dieſem Falle dem Bemühen des neuen Ankömmlings zu, Eliſens Intereſſe für ſich zu erregen; denn ſie wußten ja, daß er hier zu ſpät käme. Nicht mit gleicher Ruhe beobachtete die Frau Stadträthin, aber weniger darum, weil ſie eine Beſorgniß für das Herz der Tochter gehegt hätte, als vielmehr weil ihre Eitelkeit dadurch, daß der reichſte Mann der Stadt ſich ſo viel um Eliſen und gar nicht um die anderen Damen bekümmerte, mächtig aufgeregt wurde. Und als Löper nun vollends auch auf die Mutter zutrat, mit ihr angelegentlich ſich unterhielt und am Schluſſe der Unterredung ſie bat, in den nächſten Tagen ſeine Aufwartung machen zu dürfen, da ging ihre Eitelkeit mit ihrem Verſtande gänzlich durch, ſo daß ſie ſchon an dieſem Abend die ſchnöde Aeußerung hinwarf: „Schade, mein Kind! daß Du ſchon verſprochen biſt; dieſe Partie wäre Dir gewiß geweſen, und eine reiche Fabrikbeſitzerin hätte ſich doch beſſer ausgenommen, als eine Frau Doktorin oder gar blos Frau Lehrerin.“

Löper mußte Eile haben. Anders Tags machte er ſeinen Beſuch. Die Mutter war entzückt. Man ſprach von der neuen Fabrik. Nur wenige Leute hatten ſie bis jetzt im Innern zu ſehen bekommen. Eliſe ließ den Wunſch merken, daß ſie ein ſolches Werk kennen lernen möchte.

Flugs war die beſte Art eines Gegenbeſuchs zweier Damen bei einem jungen Herrn gefunden. Morgen Nachmittag wollte er ſie empfangen und ihnen ſelbſt Alles zeigen. Es geſchah. Die Einrichtung des Wohnhauſes war fürſtlich zu nennen. Dergleichen hatte Eliſe noch nicht geſehen. Und was für ein prächtiger Pariſer Flügel ſtand in dem Saale und wie liebenswürdig bewunderte er ihr kurzes Spiel, in welchem ſie ſich auf Zureden ihrer Mutter verſuchte! Die Mutter aber glaubte genug geſehen zu haben, und ſie wähnte, für das künftige Wohl ihrer Tochter nach beſten Kräften jetzt ſorgen zu müſſen. Aber wie das anfangen?

Löper kam öfter, brachte Noten, Blumen, Früchte, das Schönſte aus ſeinem großen Garten, ſprach offen mit Eliſen über ihren Bräutigam, neckte ſie mit ihrem künftigen Stande, ſuchte deſſen Schattenſeiten ins Lächerliche zu ziehen, hütete ſich aber wohl, über Bernhard nur die geringſte Andeutung von Geringſchätzung zu machen. Einſt traf er die Mutter allein. Längſt ſchon hatte er das gewünſcht. Er erklärte ihr, daß er ohne Eliſens Beſitz nicht leben könne und wolle, und bat ſie, ihm zur Erwerbung ihrer Liebe behülflich zu ſein. Auch dieſe hatte lange vorausgeſehen, daß es zu ſolcher Erklärung kommen werde, und ihre Vorbereitung dazu getroffen. Mit echt weiblicher Schlauheit ſchilderte ſie das große Herzensglück ihrer Eliſe, gab zwar zu, daß es weder von ihr, noch von der Tochter recht verſtändig geweſen wäre, das Herz ſo früh an einen Jüngling zu binden, von dem man noch gar nicht wiſſen könne, ob er ihr je ein ſicheres Lebensloos zu bieten im Stande ſei, aber blieb doch vorläufig bei der Meinung, daß es nicht leicht ſein dürfte, das Bild des Geliebten aus dem Herzen der Tochter zu verdrängen. Wie ſehr ſie ſich daher auch

durch ſeinen Antrag geehrt fühle, und wie gern ſie unter anderen Umſtänden ihm ein freudiges Ja zur Antwort geben möchte, ſo müſſe ſie doch hierüber ſowohl ſelbſt gegen Eliſen ſchweigen, als auch ihn bitten, ſich von ihrer beiderſeitigen Unterredung gegen ſie nichts merken zu laſſen; denn wäre irgend eine Ausſicht, ihr Herz noch frei zu machen und ihm zuzuwenden, ſo könne es nur auf dieſe Weiſe möglich werden. Sie verſprachen ſich Beide Schweigen und hatten dadurch ohne ausdrückliche Verabredung doch verabredet, Eine Seele gewiß dem Böſen zuzuführen. Löper aber hatte zu viel Uebung im Verführen ſchon gehabt, als daß er vor dieſer Aufgabe hätte zurückſchrecken ſollen.

Es konnte übrigens nicht fehlen, daß die häufigen Beſuche des neuen Fabrikherrn (welcher überall anderwärts mit offenen Armen empfangen ſein würde) bei der Stadträthin allerlei boshafte Sprechereien hervorriefen. Auch zu Bernhard's Vater drangen ſolche Gerüchte. Er ſchrieb nicht oft an ſeinen Sohn, weil er das Meiſte an Eliſen auftrug, und weil er den fleißigen Studenten, da er ohnehin ſchon genug Briefe ſchrieb, nicht veranlaſſen wollte, dem Briefſchreiben noch mehr Zeit zu widmen. Aber jetzt hielt er's doch für Pflicht, ihn auf das, was daheim vorging, aufmerkſam zu machen.

Bernhard war wie aus den Wolken gefallen, als er in ſeines würdigen Vaters Briefe unter Anderm von den häufigen Beſuchen las, welche Löper Eliſen oder deren Mutter mache. Davon hatte ſie ſelbſt ja nichts gemeldet. Er wußte blos von dem Abendeſſen bei Bürgermeiſters und von ſeinem erſten Beſuche. Das Giftwort der Mutter nach jenem Abendeſſen war alſo auch bei Eliſen tief genug

eingedrungen; denn an dem Verheimlichen erkrankt die Liebe, und an der Lüge ſtirbt ſie. Da der gewiſſenhafte Vater in ſeinen Mittheilungen genau unterſchieden hatte, was er wußte, und was blos durch Hörenſagen an ihn gekommen war, jene häufigen Beſuche aber unter die erſte Rubrik gehörten, ſo machte der feurige Jüngling in ſeiner phantaſiereichen Furcht ſchon jetzt alle Schmerzen der Treuloſigkeit durch, ſtürmte ins Freie, lief wie wahnſinnig umher, kehrte ſpät zurück und ſchrieb dann an ſeine Braut. Aber wie „die Jugend immer ſchnell fertig iſt mit dem Worte," ſo ſchoß auch er über das Ziel hinaus und ſprach Vorwürfe aus, die Eliſe noch nicht verdiente. Mit verweinten Augen brachte ſie dieſen Brief der Mutter. Dieſe las, überlegte und ſprach ſich dann ſehr mißbilligend, aber ruhig, über dieſe blinde Eiferſucht aus, tadelte aber auch die Anmaßung, die ſo herbe Vorwürfe ſchreiben könnte, und ermahnte die Tochter, ihm das ernſtlich zu verweiſen, wenn ſie nicht fürchten wollte, mit Bernhard einſt ſehr unglücklich zu werden. Dieſe antwortete mit allem Ausdruck der Liebe, aber doch etwas ſpitz und empfindlich. Das aber mochte Bernhard auch nicht über ſich ergehen laſſen, daß er ſich allein als tadelnswerth anſehen laſſen, daß er für eiferſüchtig ohne Grund gelten ſollte; und da er mit Worten ſtreitluſtig war und eine gewandte Feder führte, ſo ſchickte er das nächſte Mal eine lange Rechtfertigungsepiſtel und erzeugte damit den Schein, als wünſche er ordentlich, an ſeiner Eliſe einige Schuld zu entdecken. Die Tochter war gewohnt, der Mutter alle Briefe vorzuleſen — wie das ja überall in der Ordnung iſt — ſie las auch dieſen. Aber da die eitle Mutter ihre Wünſche ſchon von Bernhard abgewendet hatte, ſo ſah ſie ſeine Aeußerungen nicht mehr

durch die Brille der mütterlichen Liebe an, ſondern mit der Begierde, an ihnen etwas tadeln zu können und in das Herz der Tochter die Sorge und den Argwohn zu werfen. Das geſchah auch jetzt und hatte natürlich wieder Einfluß auf die Antwort, welche Eliſe abſandte. So kam in dieſen Briefwechſel eine Schärfe, die Bernhard beklagte, aber als Bräutigam nicht vermeiden zu dürfen glaubte, und welche Eliſe auf Antrieb der Mutter fortſetzte und zugleich als ein Anzeichen von mangelnder Liebe bei dem Bräutigam anſah.

Und gerade jetzt ereignete ſich noch etwas Anderes von ſchlimmer Wirkung. Es war um die Zeit, wo die burſchenſchaftlichen Verbindungen auf den deutſchen Univerſitäten florirt hatten, und jetzt eben zu jenen berüchtigten Unterſuchungen Veranlaſſung gaben und eine Menge Verhaftungen im Gefolge hatten. Bernhard war bei ſeinem heftigen Weſen und bei ſeiner lebhaften Phantaſie oft in Verſuchung geweſen, ſolcher Verbindung beizutreten, er war auch oft darum angegangen, zumal nachdem er einſt in Geſellſchaft ihm befreundeter Burſchen eine für ein Etuis in viele Theile zerſchnittene, aufgeklebte und dann oft zuſammengefaltete Karte von Deutſchland zerriſſen und mit den Worten: „Deutſchland iſt wohl noch nicht genug zerſtückelt, müßt ihr's noch von dem Kleiſterſchmierer zerfetzen laſſen?“ ins Feuer geworfen hatte. Allein er hatte ſeinem Vater das Verſprechen gegeben, in keine Verbindung einzutreten; er hatte ſich ſelber gelobt, nur den Studien zu leben, um ſeiner geliebten Eliſe ein recht gutes Loos bald zu bereiten: und er hielt ſtreng Wort. Nichts deſto weniger entſtand in ſeiner Heimath um dieſe Zeit das Gerede, nicht blos, daß er einer der tüchtigſten Burſchen wäre, ſondern auch daß er

im Raufen und Saufen auf der Univerſität kaum ſeines Gleichen hätte. Zum Beweiſe hiefür wurden manche charakteriſtiſche Züge erzählt, über welche wohl leichtſinnige Jünglinge ſich freuen, ja deren ſie ſich rühmen mögen, welche aber von einem Bräutigam zu hören eine Braut ſehr betrüben muß. Wie es Eliſe erfuhr? Sie wußte es ſelbſt kaum, von wem ſie die erſte Andeutung bekommen hatte; da es bald Stadtgeſpräch geworden war, ſo wurde es ihr von allen Seiten zugetragen. Sie erſchrak; aber in ihre Betrübniß und Angſt miſchte ſich doch eine heimliche Befriedigung darüber, daß ſie nun auch Grund zu Vorwürfen habe; denn ſie ſtand natürlich nicht an, ihm alles Gehörte mitzutheilen und vorzuhalten. Indeſſen als ſie gerade recht geſpannt war, Bernhard's Antwort zu leſen und an dieſem Dienstage — das war der Tag, an welchem nun ſchon ſeit mehr als zwei Jahren ununterbrochen ſeine Briefe eingetroffen waren — ſchon etwas früher, als gewöhnlich, am Fenſter ſtand und auf den endlich in der Straße erſcheinenden Briefträger wartete, als ſie ihn gerade auf ihr Haus zukommen, dann aber vorüber eilen ſah: da faßte ſie doch ein ganz eigenthümlicher Schmerz. Zum erſten Male hatte er nicht geſchrieben! Hatte er ihre Mittheilungen gar zu übel aufgenommen? Oder fühlte er ſich ſo ſehr von ihnen getroffen und ſuchte er noch nach Ausflüchten? Einer Unwahrheit konnte ſie ihn bis jetzt nicht zeihen; allein ſie hatte ja bisher nach ſeinem Verhältniſſe zur Burſchenſchaft nicht gefragt, alſo war es ja immerhin möglich, daß ſeines Vaters Zuverſicht, die dieſer allem Gerede entgegengeſetzte, auf lockerem Grunde ruhte. Als ſie eben noch hin- und herſchwankte mit ihrem Urtheile, da kam Löper herein. Er ſah, daß Eliſe geweint hatte,

fragte nach der Veranlaſſung, erfuhr ſie von der Mutter, und ſuchte ſie in folgender Weiſe zu beruhigen:

„Ich weiß ja natürlich nicht, ob Ihr Herr Bräutigam zur deutſchen Burſchenſchaft gehört; aber das weiß ich gewiß, daß Sie es nimmermehr von ihm erfahren würden, wenn er dazu gehörte. Denn die Burſchenſchaft iſt eine durch ganz Deutſchland verzweigte Verſchwörung von Studenten und anderen Brauſeköpfen, alle deutſche Fürſten zu ermorden und Deutſchland in eine einzige untheilbare Republik zu verwandeln. Natürlich hat jeder Mitverſchworene auch auf ſeine ewige Verſchwiegenheit einen Eid ablegen müſſen; und wenn man nicht zufällig ein Verzeichniß aller Mitglieder entdeckt hätte, ſo würde man ihrer wohl nie habhaft geworden ſein. Aber weil man jetzt ohne Weiteres alle jene Studenten, deren Namen in jenem Verzeichniſſe ſtehen, einzieht und auf die Feſtungen ſchickt; ſo glaub' ich, daß Ihr Herr Bräutigam nicht dabei ſein kann, weil er ſonſt wohl ſchon vor acht Tagen nicht geſchrieben haben würde. Beruhigen Sie ſich, ſchönes Fräulein! — ſchloß er nachläſſig — man kann ja ſein ganzes Leben hindurch nicht gleich pünktlich ſein; ich wette, nur eine kleine Nachläſſigkeit hat den Brief verzögert."

Eliſen wurde nun erſt recht bange. Sie eilte nach Löper's Entfernung zu Bernhards Vater; aber ſie hörte auch da nichts, als die gute Zuverſicht des Alten, daß ſein Sohn nimmermehr zu einem Mordbunde gehören könne. Das waren fürchterliche vier und zwanzig Stunden bis zum andern Tage, wo erſt wieder ein Brief ankommen konnte! Sie ſtand am Fenſter, der Briefträger kam und — ging vorüber. An ſeine Eltern war, wie ſie ſpäter hörte, auch nichts gekommen. Sie ſagte ſich wohl oft vor,

daß es nicht gut ſei, wenn man durch die Liebe des Bräutigams an ſolche Pünktlichkeit gewöhnt ſei; aber ſie fühlte doch auch ganz richtig, daß es nichts Geringes ſein müſſe, was ihn zu ſolcher Ausnahme genöthigt habe.

Endlich am dritten Tage kam ein Brief an. Nach ihrer Gewohnheit — da ſie die Briefe entfaltet in einer Mappe aufbewahrte — zerriß ſie eilfertig den Umſchlag, um nur erſt zum Leſen zu kommen. Aber ſiehe da! nichts von dem Erwarteten oder Gefürchteten ſtand darin. Er entſchuldigte ſich nicht, daß er ſpäter ſchriebe; er war nur ſehr betrübt, daß man in ſeiner Heimath ihn ſo verleumde und die Seinen ohne Grund beunruhige, und dieſe trübe Stimmung ging durch den ganzen Brief. Erſt als die Mutter den Brief in die Hände bekam, erkannte ſie an dem Datum, daß er doch zur gewöhnlichen Zeit auf die Poſt gegeben war; daß alſo die Poſt ihn verſchleppt haben mußte. Man ſuchte die Fetzen des Umſchlags zuſammen; aber gerade das Datum der Annahme war darauf verwiſcht, und man konnte nichts Sicheres muthmaßen. Die Mutter erklärte es für ſträfliche Nachläſſigkeit von Bernhard, welcher den Brief aufzugeben wahrſcheinlich vergeſſen habe.

Eliſe las ihm ſofort ordentlich den Text, ſprach aber wider Willen gerade in der Schilderung ihrer Angſt und Ungeduld ihre Liebe zu ihm aus. Zuletzt erwähnte ſie auch der Rede Löpers, aber als irgendwo gehörte, und beſchwor ihn, ihr zu ſagen, ob er von den jetzigen Unterſuchungen irgend etwas zu befürchten habe. Schließlich bat ſie ihn, ſeine Säumniß dadurch wieder gut zu machen, daß er ihr umgehend antworte.

Zwei Tage hatte ihr Brief zu gehen. Rechnete ſie

noch einen auf das Austragen und Schreiben, so mußte sie am sechsten Tage Antwort haben. Es kam keine. Endlich am achten traf sie ein. Aber merkwürdig: die Post bezeichnete den 15. des Monats als Annahmetag, über dem Briefe stand der 13. Was war das? Und der Inhalt war wieder so tief melancholisch, so klagend über das Mißtrauen, welches er jetzt überall in Elisens Briefen finden müsse, so bitter zweifelnd an ihrer Liebe, und doch auch wieder so schmerzlich diese Liebe als das preisend, um dessentwillen ihm noch das sorgen- und arbeitschwere Leben lieb wäre, daß Elise sich nicht darein finden konnte. Sie verstand ihren Geliebten nicht mehr, weil sie von Vermuthungen und Beargwöhnungen umgetrieben wurde, von denen er gar keine klare Vorstellung haben, denen er darum auch nicht begegnen konnte.

Nachmittags ging sie zu den Eltern Bernhards. Was für Unruhe fand sie da! Der alte Vater machte sich in höchster Aufregung, ab und zu einen schweren Seufzer ausstoßend, zu einer Reise bereit; die Mutter hatte ganz roth geweinte Augen; man suchte sich vor ihr zu verbergen. Sie sprach von ihrem Briefe. Der Alte horchte hoch auf. Aber als sie ihm die Verschiedenheit des Datums in und auf dem Briefe zeigte, da rief er schmerzlich aus: „Ach, es ist wahr! es ist nur zu wahr! Der Brief ist auf der Festung geschrieben, an einen Universitätsfreund geschickt und von diesem erst auf die Post gegeben."

Elise erschrak, verstand aber noch nicht den Zusammenhang. Endlich erfuhr sie, daß schon seit ehegestern die ganze Stadt davon rede, daß Bernhard eingezogen und nach der Festung abgeführt sei, daß ihn mehrere dort auf der Straße in Ketten gesehen haben sollten, daß aber trotz

der eifrigſten Erkundigungen am ganzen geſtrigen Tage wohl Jeder dasſelbe gehört, aber keiner ſagen wollte, von wem die Rede ausgegangen ſei, und wer denn den Unglücklichen geſehen habe. Darum habe ſich der Vater auf acht Tage Urlaub geholt und wolle jetzt hin und ſeinen Sohn auf der Univerſität beſuchen und, fände er's ja beſtätigt, von dort unmittelbar zum Könige eilen und auf Grund ſeiner eigenen Verdienſte um das Vaterland — er war Lützower Jäger geweſen und trug das eiſerne Kreuz — dieſen um Gnade für ſeinen Sohn bitten.

Da nun der Vater an die Schuld des Sohnes zu glauben ſchien; da die Mutter alle Augenblicke wieder aufhörte, den Reiſeſack zu packen, und händeringend im Zimmer hin- und herrannte: ſo überließ ſich auch Eliſe ihrem heftigen Schmerze und durch natürliche Sympathie bald ſo heftig, daß die Eltern faſt ihr eigenes Leid vergaßen und nur die unglückliche Braut zu tröſten ſuchten. Endlich war die Stunde zur Abfahrt der Poſt gekommen; der Vater küßte und ſegnete Beide und eilte ſchweren Herzens davon.

Am Abend des andern Tages ziemlich ſpät kam die Poſt in der Univerſitätsſtadt an. Der Vater nahm ſeine Reiſetaſche, fragte nach ſeines Sohnes Wohnung, fand ſie bald, klingelte den Wirthsleuten, mußte lange warten, fragte nach ſeinem Sohne und erfuhr, daß derſelbe nicht zu Hauſe ſei, und auf die weitere Frage, wo er wäre, daß er eine kleine Reiſe gemacht habe und erſt morgen Vormittag wiederkommen wolle. Als der alte Herr das Wort „verreiſt" hörte, ſank er kraftlos an die Wand; denn in dieſem Augen-

blicke ſchien es ihm gewiß, daß ſein Bernhard auf der Feſtung ſei. Indeſſen als er ſich zu erkennen gegeben, als er noch mehrere Male die allerbeſtimmteſte Antwort bekommen hatte, daß an jener ganzen Geſchichte auch nicht Ein wahres Wort ſei, da fing er an, ruhiger zu werden. Er ließ ſich auf ſeines Sohnes Zimmer führen, glaubte aus dem Eindrucke, den eine gewiſſermaßen friſche gelehrte Unordnung auf ihn machte, auf die Richtigkeit des vom Wirthe Geſagten ſchließen zu können, und bat dieſen, ihm ein Nachtlager in ſeines Sohnes Zimmer bereiten zu laſſen. Es geſchah. Aber wie ſehr er auch der leiblichen Ruhe bedurfte, da er ſeit dreißig Stunden faſt nicht aus dem Poſtwagen gekommen war, ſo ließen ihn Sorge, Zweifel, Angſt doch nicht zu einem feſten Schlafe kommen. Der Sohn in Ketten! das war das böſe Traumbild, welches ihn immer wieder verfolgte und ſo lebhaft ſich vor ſeine Seele ſtellte, daß er oft darüber erwachte und ſeine Augen naß fühlte. Es war eine lange und ſchwere Nacht! Endlich ſtieg die Auguſtſonne empor, und der Vater erhob ſich und betete am offenen Fenſter für ſich und die Seinen, vor allem aber für ſeinen geliebten Bernhard. Dann lehnte er ſich zum Fenſter hinaus, um ſich die Umgebung näher anzuſehen. Sein Auge trug nicht mehr ſehr weit in die Ferne. Er ſah daher wohl, wie auf der noch menſchenleeren Straße von oben her Jemand kam, dann ſchneller ging und zuletzt lief; aber er merkte nicht eher, daß es ſein Bernhard war, als bis dieſer von unten fröhlich rief: „Guten Morgen, lieber Vater!“ Er hatte nämlich, um die Collegia nicht zu verſäumen, den Weg von einem vier Meilen entfernten Städtchen, in welchem ein ehemaliger Studiengenoſſe wohnte, während der ſchönen Nacht gemacht und war darum ſo früh ſchon angekommen.

Da im Hauſe noch Niemand wach war, öffnete ihm der Vater ſelbſt die Thüre und drückte ihn mit dem Ausrufe: „Gott ſei Dank, daß Du da biſt!“ in einer langen Umarmung heftig an ſeine Bruſt und weinte laut. Wenige Fragen und Antworten genügten, dem Vater das Herz leicht und fröhlich zu machen. Von Allem, was über ſeinen Sohn geaſterredet war, hatte nichts Grund, ja nicht einmal einigen Anhalt: lauter böswillige Erfindung!

„Nun,“ ſagte der beglückte Vater, „wieder und wieder ſei Gott dafür gelobt und geprieſen, daß Du noch ein braver und lieber Sohn biſt, und daß ich's nach ſolchen angſtvollen Tagen doppelt würdigen kann! Jetzt gib mir Papier und Feder und Tinte, daß ich der guten Mutter auch das Herz leicht machen kann, und dann lehre mich eine Univerſität kennen. Seit meiner Jugend habe ich mich danach geſehnt, das Studentenleben einmal in der Nähe zu betrachten, und jetzt erſt bekomme ich Gelegenheit dazu!“

Der Vater ſchrieb wenige triumphirende Zeilen, und der Sohn überlegte unterdeſſen, wie er des Studentenlebens Art und Weſen am beſten zeigen könnte. Das mußte von ihm allerdings überlegt werden; denn er kannte aus eigener Anſchauung und Erfahrung bis jetzt nur die Eine Seite desſelben, das Studiren in Vorleſungen und Büchern; von der andern, dem Studiren im Leben, d. h. auf dem Fechtboden, am Biertiſch und auf fröhlichen Fahrten, wußte er nur durch Hörenſagen. Da er aber Freunde hatte, die auch hierin reichliche Erfahrungen geſammelt hatten, ſo wurde beſchloſſen, am Vormittage einige allgemein anziehende Collegia zu beſuchen und Mittags im Speiſehauſe mit Bekannten Verabredungen über die Nachmittage und

Abende zu treffen; denn drei Tage wollte der Vater da bleiben und ſeines geliebten Sohnes recht froh werden.

Nachdem man am Nachmittage einen weiteren Ausflug mit einigen Landsleuten gemacht hatte, wurde Abends das Geſellſchaftshaus einer Verbindung beſucht und ein kleiner Kommers mitgemacht. Da mehrere Verbindungsglieder mit Bernhard in näherem wiſſenſchaftlichen Verkehre ſtanden, und ihn wegen ſeiner Kenntniſſe und wegen ſeines feſten Charakters hochſchätzten, ſo hatten dieſe den übrigen einen Wink gegeben, der ſie zur Mäßigung und zur Mäßigkeit ermahnte. Man führte die gewöhnlichen Beluſtigungen auf, ſang den Landesvater, den Rundgeſang, führte eine Gerichtsverhandlung auf und hielt bei dem Allen ein ſchönes Maß inne. Bernhard hatte dergleichen noch nie mitgemacht; er war ganz entzückt davon: ihm ſchien es, als hätte er gerade die poetiſche Seite des Studentenlebens, die er bisher ganz wo anders, genau genommen nur in ſeiner Liebe, gefunden hatte, erſt heute ahnen gelernt. Und ſein Vater fand wenigſtens die Heiterkeit der Jugend ſehr lobenswerth und begriff nicht, wie man über die Verbindungen ſo abfällig urtheilen konnte. Indeſſen blieben doch Beide dabei ſtehen, daß, wer ſeine volle Befriedigung in den Wiſſenſchaften fände, nicht nöthig habe und auch nicht wohl thue, ſich die Pflicht ſolcher regelmäßigen Erholungen aufzulegen.

Am andern Tage beſuchten ſie Vormittags wieder einige Vorleſungen. Nachmittags wurde eine Kahnfahrt unternommen. Erſt mit beginnender Dunkelheit kehrten ſie heim. Die Hauswirthin hatte einen Brief für den Vater. Dieſer erſchrak. Der Sohn eilte voraus und zündete Licht an. Der Brief wurde geöffnet. Ein zweiter lag darin und fiel zur Erde. Bernhard hob ihn auf, erkannte die

Hand von Eliſens Mutter, nahm ihn gleich an's Licht und las folgende an ſeine eigene Mutter gerichteten Zeilen:

„Liebe Freundin! Nach dem bittern Geſchick, welches Sie in Ihrem Sohn getroffen hat, und welches beinahe auch meine Eliſe auf's Schmerzlichſte mit betroffen hätte, kann es Sie nicht wundern und überraſchen, daß ich nicht mehr geneigt bin, das Loos meiner Tochter an das ſo unſichere Ihres Sohnes zu knüpfen. Ich habe alſo den Bitten meiner Tochter nachgegeben und ihr erlaubt, ſich mit dem Fabrikbeſitzer Herrn Löper heute zu verloben. Anbei ſende ich Ihnen ein Packet mit allen Briefen und Geſchenken Ihres Sohnes an meine Tochter und bitte Sie, das an Ihren Sohn zu befördern und ihn zu erſuchen, daß er auch das von meiner Tochter in den Händen Habende baldmöglichſt herſchicke. Daß ich an Ihrem mütterlichen Schmerz über das Unglück Ihres Sohnes den innigſten Antheil nehme, darf ich wohl nicht weiter verſichern, da ich ja ſo lange das beſſere Theil ſeines Weſens mit Mutterliebe umfaßt habe. Gott ſtärke Sie und laſſe Sie einſt noch die Mutterfreude erleben, deren Sie ſo ſehr würdig ſind! Ihre ꝛc. ꝛc.“

Ehe noch der Vater ſeine Brille zurechtgerückt und zu leſen kaum angefangen hatte, ſprang ſchon Bernhard mit einem lauten Schmerzensſchrei auf und ſchrie: „Der Schurke! Die Treuloſe!“ Und auf die Frage des erſchrockenen Alten erwiderte er mit fürchterlichem Hohne: „Alſo daher die Verleumdungen, daher der ſonderbare Ton in ihren Briefen, daher das Bubenſtück, daß ich auf der Feſtung ſein ſoll, daher, daß ſie ſchon lange im Herzen mir untreu geworden war, daß ſie eine reiche Frau werden will!“ Der Vater bat ihn, ſich zu beruhigen, bis er Alles geleſen habe. Bern-

hard ſetzte ſich, ſtützte den Kopf zwiſchen beide Hände und ſtarrte auf den Boden. Aber auch der Vater, nachdem er beide Briefe ſorgſam geleſen und betrachtet hatte, verſank in düſteres Schweigen und unterdrückte nur mit Mühe das Weinen, das ihm ſo nahe war. Endlich ſtand er auf, legte ſeine Hände auf Bernhards Haupt und ſprach:

„Mein lieber Sohn! Dein junges Leben trifft ein harter Schlag. Deine Eliſe hat Dich treulos verlaſſen und will einem Andern ihre Hand geben. Du haſt wohl Recht, daß Löper ein Schurke iſt. Du haſt auch Recht, daß Eliſe treulos iſt. Aber ich glaube, das arme Mädchen iſt eher zu beklagen, als anzuklagen. Die liebe Mutter ſchreibt mir, daß man Eliſen für ganz gewiß dargeſtellt habe, daß Du auf der Feſtung ſeieſt, daß Du Deine letzten beiden Briefe von dort geſchrieben habeſt, und daß Löper ſie gerade an dieſem Tage ihres größten Schmerzes um ihre Hand gebeten habe. Ihre arge, eitle Mutter ſcheint die ganze Intrigue geleitet und die Seele ihrer Tochter um den Glanz und Ruhm, die Schwiegermutter des reichſten Mannes in der Stadt zu werden, leichtfertig verkauft zu haben. Ich kann es Dir wohl nachfühlen, daß Du Dich jetzt für den unglücklichſten Jüngling von der Welt hältſt. Aber es iſt beſſer, und ich preiſe Gott dafür, daß Dir dieſe Wunde von fremder Bosheit geſchlagen wird, als daß Du Dich ſelber anklagen müßteſt. Glaube mir, der ich die Welt länger geſehen habe, als Du, daß viele, leider unzählige Bubenſtücke dieſer Art geſpielt werden; glaube mir, daß auch Du noch viel von der Treuloſigkeit der Menſchen erfahren wirſt. Aber ſei ſtark, werde ein Mann, trage das Unabänderliche, verſchließ Deine Seele dem Haſſe und der Rache, halte ſelbſt feſt an der Liebe Gottes und der Brüder

und widme jetzt Deine Brautliebe der Wiſſenſchaft! Mit einem Mädchen, das Dich für einen Lügner und Betrüger halten kann — denn das hat ſie gethan, da ſie meine Rückkehr nicht abwartete — wäreſt Du doch nicht glücklich geworden. Sie hat ſich von Dir losgemacht, ſo ſagſt Du; ich aber ſage: Gott hat ſie von Dir losgemacht, um euch Beiden zu geben, was Ihr beſſer verdienet, ihr die Strafe, Dir, wenn Du brav bleibſt, den reichen Lohn. Weine immerhin, aber danke Gott! Er ſegne Dich!"

Bernhard umarmte ſeinen Vater; aber ſein Auge blieb trocken und ſchweifte wie irre im Zimmer umher. Er hätte ſich gerne austoben mögen; aber die Gegenwart des Vaters verbot ihm das. Als dieſer zu ſeiner Betrübniß ſah, daß der Schlag doch härter getroffen hatte, als er ſich's vorher vorgeſtellt, ſo ſchlug er ihm noch einen Gang ins Freie vor. Aber faſt ſtumm ging der Jüngling neben dem aus zärtlicher Fürſorge beredten Alten her, und dieſer wußte zuletzt kein anderes Mittel, als das Gebet und die Zeit.

Andern Tags ganz früh war Bernhard ſchon munter, ſuchte alle Briefe und Andenken von ſeiner ehemaligen Geliebten zuſammen und ſchrieb dazu folgende Zeilen:

„Eliſe! Wer Dich von meinem Herzen losgeriſſen hat, der findet einſt ſeinen Richter, und wäre es erſt am jüngſten Tage. Dir vergebe ich, daß Du mir nicht vertrauet, alſo mich auch nicht geliebt haſt. Lebe wohl und ſo glücklich, als Du in der Erinnerung an die gebrochene Treue vermagſt! Ich klage Dich nicht an, aber ich werde auch verlernen, Dich zu lieben und Deiner zu gedenken. Mögeſt Du nie ſo unglücklich werden, wie ich's jetzt bin!"

Der Vater war eigentlich nicht zufrieden mit dieſem Briefe; er fand darin nicht männlichen Stolz genug. Aber

da er ſelbſt die Meinung ausgeſprochen und mit dem Hinweis auf Eliſens Benehmen vor ſeiner Abreiſe unterſtützt hatte, daß ſie wohl am wenigſten Schuld trage, ſo fügte er ſich endlich in die Gründe ſeines Sohnes, welche dieſer für die Ehrlichkeit ſeiner Aeußerungen anführte.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſer Tag wenig Freuden bot, wie ſehr ſich auch Bernhard anſtrengte, heiter zu ſcheinen und ſeinem Vater Abwechslung aller Art zu verſchaffen. Es ſchien dem alten Herrn ſelber räthlich, ſeinen Aufenthalt nicht, wie er Anfangs gewollt hatte, zu verlängern, ſondern am folgenden Morgen abzureiſen, damit der Sohn in der Einſamkeit ſeinen Schmerz verarbeiten und um ſo eher daran geneſen könne. Es geſchah, und erſt beim Abſchiede floſſen Bernhards erſte Thränen.

Die Jugend rechter Art ſchwärmt für Ideale Sie kennt das Leben nur von Ferne, ſie ſieht darum nicht genau und ergänzt das in der Wirklichkeit Fehlende durch ihre Phantaſie. Kommt darum ein dem idealen Leben in anderm Sinne, nämlich dem Leben der Wiſſenſchaft, ſich hingebender Jüngling in dieſes Leben hinein, ohne daß ſein Herz ſchon gewählt hat, ſo perſonifizirt ſich alles phantaſtiſche Wünſchen und Sehnen in einem idealen Mädchen, der Königin ſeines Herzens, und er geht durch das wirkliche Leben immer forſchend, ſuchend, fragend, ob dieſe oder jene Jungfrau, welche einen lebendigeren Eindruck auf ihn macht, mit ſeinem Ideale übereinſtimme oder nicht. Anders iſt es bei den Leuten, welche dem praktiſchen Leben angehören; dieſe haben, höchſtens wenn ſie durch Romanlektüre

ab- oder irregeleitet ſind, nur materielle, ſinnliche Intereſſen und fahren darum mit ihren Neigungen auch nicht unſtet hin und her, ſondern wählen je nach dem Bedürfniß entweder ihres Verſtandes oder ihres Geſchäfts oder, wenn ſie fromm ſind, ihres Herzens ſchnell und in ihrer Weiſe ſicher. Man darf aber auf jene Jünglinge der Wiſſenſchaft darum nicht ſchelten, daß ſie lange und oft vergeblich ſuchen: wohl ihnen, wenn ſie endlich finden, ehe die Tretmühle des alltäglichen Lebens ihre Ideale zerrieben hat, ehe ſie der Schwärmerei unfähig geworden ſind! wohl ihnen, wenn ſie nicht zu lange vergeblich ſuchen müſſen und nachher, zu alt und kalt geworden, den andern Leuten des praktiſchen Lebens zu ähnlich werden und die Liebe als ein gutes hausbackenes Brot zum Sattwerden genießen!

Wenn dagegen ein Jüngling, ſchon ehe er jenes ideale Leben der Wiſſenſchaft beginnt, ſein Herz gebunden hat, ſo überträgt er auf dieſes alle idealen Züge und Merkmale, ſo ſchmückt er's in ſeiner Phantaſie immer reizender aus, ſo findet ſeine Seele darin ihren einzigen und ſchönſten Halt. Kommt's zur ehelichen Verbindung, dann tritt die Täuſchung oft recht ſchmerzlich zu Tage; aber die Schuld wird dann auf die Natur des Idealen geſchoben, und man begnügt ſich wenigſtens oft mit dem Troſte des Dichters: „Auch ich war in Arkadien!“ Wie aber, wenn in ſolchem Falle die Geliebte untreu wird? Dann wird damit die ganze Idealwelt des Jünglings in Trümmer geſchlagen, dann iſt's mit allem Sehnen und Streben nach dem unſichtbaren Höheren für jetzt vorbei, und es ſteht ſehr in Frage, ob ſich auf jenen Trümmern jemals wieder etwas Erträgliches aufbauen läßt. Ein ſolcher Treubruch iſt demnach in ſeinen Folgen für den Jüngling rechter Art viel

furchtbarer, als ſonſt eine Schnödigkeit dieſer Art zu wirken pflegt.

Das ſollte Bernhard in der ſchmerzlichſten Weiſe erfahren. Die Kunde von ſeinem Unglücke kam unter ſeinen Bekannten bald herum. Sie nahmen herzlichen Antheil, kamen, ſuchten ihn zu zerſtreuen, beſuchten ihn oft, hielten ihn vom Arbeiten ab, redeten ihm den Ernſt ſeiner bisherigen Lebensanſichten aus und machten ihn ſeinem Vorſatze, durch eiſernen Fleiß ſeinen Schmerz vergeſſen zu machen, untreu. Von den Studentenfreuden kannte er bis jetzt ſo gut wie nichts. Sein Vater ſelbſt hatte ja an jenem Abende kein grämliches Geſicht dazu gemacht: warum ſollte er nicht den Genoſſen, welche es ſo gut mit ihm meinten, folgen und mit ihnen fröhlich ſein? Bald wurde er feierlich in die Verbindung aufgenommen. Aber nun mußte er auch den Fechtboden beſuchen, um ſich zum tüchtigen Schläger ausbilden zu laſſen: bald hatte er in dem erſten Zweikampfe mit Ruhm beſtanden. Die nächſten Ferien kamen. Seine Eltern erwarteten, wie gewöhnlich, ſeinen Beſuch. Er aber mochte nicht in die Lage kommen, in den heimiſchen Kreiſen auf's Neue beſprochen oder bemitleidet zu werden; er ſchrieb ab und kam nicht. Aber was er ſich vorgenommen hatte, in dieſen Ferien das im Studiren Verſäumte treulich nachzuholen, geſchah leider auch nicht: es waren ja zu viele Glieder ſeiner Verbindung dort geblieben, mit denen mußte das angefangene Leben fortgeſetzt werden.

Und nun kam er in eine andere Gefahr. Nämlich das treue Arbeiten des ſtudirenden Jünglings erntet ſeinen erſten Lohn in einem rühmlichen Examen, ſeinen weiteren und ſchönern in einem wirkungsreichen Leben. Es gehört darum

wieder eine auf's Ideale gerichtete Seele dazu, für dieſe ſchwere tägliche Arbeit die nöthige Spannkraft zu gewinnen. Jene Zuſammenkünfte der Jugend aber bieten dem geiſtig begabten Jünglinge für ſeinen Witz, für ſeinen Humor, für ſeine geiſtreiche Beredtſamkeit ſogleich die Lorbeeren, und wer mit ſolchen Gaben in dieſe Kreiſe eintritt, wird gewöhnlich durch das reichlich geſpendete Lob und durch die allgemeine Bewunderung und Liebe ſo gefeſſelt, daß er nur ſchwer wieder davon loskommen kann. Bernhard war geiſtreich, begeiſtert, hatte das Wort in ſeiner Gewalt: kein Wunder, daß er bald der Liebling Aller wurde, und daß er bald kein ſchöneres Ziel der täglichen Beſchäftigungen mehr kannte, als am Abende durch neue Einfälle, Gedichte, Reden und dergleichen neuen Beifall zu ernten und ſeine Verbindung vor den anderen zur beliebteſten und glänzendſten zu machen. Dafür ward er bald ihr Senior.

Das dritte Studienjahr ging zu Ende, damit auch das ziemlich hohe Stipendium, welches Bernhard bis jetzt genoſſen hatte. Mit Schrecken ſah er die letzten Wochen herannahen, mit Schrecken dachte er nun an die Zeit, wo er im elterlichen Hauſe ſitzen und zum Examen ſich vorbereiten ſollte. Da kam ihm unverhofft ein unglückliches Glück! In ſeiner Verbindung war ein Ausländer, ein junger Juriſt, welcher einen für die dortigen Univerſitäts-Verhältniſſe ſehr bedeutenden jährlichen Wechſel aus dem vom Vormunde verwalteten Vermögen bezog. Dieſen hatte Bernhards freies, offenes und gutmüthiges Weſen längſt angezogen und zu ſeinem Freunde gemacht. Als er nun erfuhr, daß der von Allen geliebte Senior abgehen müſſe, bot er ihm unter der Bedingung, daß er mit ihm noch gleich lange, nämlich zwei Jahre, bliebe, eine jährliche Freundes-

gabe von zweihundert Thalern an. Bernhard ſträubte ſich erſt; aber der Widerwille gegen ſeine Heimath und gegen den Anblick ſeiner treuloſen Geliebten, dem er nicht gänzlich ſich entziehen zu können fürchtete, und die Abſicht, endlich doch wieder mehr an die Arbeit zu denken und erſt nach wohlbeſtandener Prüfung heimzukehren, machten ihn endlich geneigt, und die Beiden ſchloſſen einen Bund auf Leben und Tod.

Allein der reiche Freund war gar nicht Studirens halber auf die Univerſität gekommen, ſondern wollte nur für ſein vieles Geld in der gebildeten Jünglingsgeſellſchaft des Lebens Freuden erjagen und genießen. Das hatte Bernhard nicht vorher bedacht, daß er durch Annahme jener Liebesgabe ſich in die ſchlimmſte Abhängigkeit brachte, daß er ſchon aus gewöhnlicher Dankbarkeit Jenem den Luſtplan ausführen helfen mußte. So oft er alſo auch Anſtrengungen machte, ſich wieder ernſtlicher mit ſeinen Studien zu beſchäftigen, ſo oft wurde er auch wieder davon abgehalten und auf längere Zeit davon abgebracht: die vorige Willenskraft für das Arbeiten war ihm geſchwunden, oder vielmehr ſie war einer charaktervollen Energie in allen äußerlichen Dingen des Studentenlebens gewichen. Er ſchien für die Studien verloren zu gehen.

Sein alter Vater trieb in ſeinen Briefen immer ernſtlicher zum Examen; aber da der Sohn einmal auf künſtliche Ausreden gekommen war, ſo ſetzte er ſie mit Erfolg fort und wehrte alle derartigen Angriffe und Vorwürfe geſchickt ab. Die gute Mutter, welche von dieſen Dingen nicht viel verſtand, welche aber aus dem Liebesunglück ihres Sohnes nach Frauenart mehr machte, als ein ernſter Mann daraus machen darf, ſuchte des Vaters Unzufriedenheit zu

verſcheuchen, und gab beſonders viel darauf, daß er einen ſo edlen reichen Freund habe finden können. Wenn aber wirklich einmal eine Andeutung von dem wilden Leben Bernhards vor die Ohren der Eltern kam, ſo erklärten ſie dieſelbe für eine ähnliche Verleumdung, wie die frühere wirklich geweſen war, und ließen ſich nach dieſer Seite hin nicht beunruhigen.

So vergingen auch dieſe zwei Jahre. Der Freund verließ die Univerſität, gab Bernhard noch ein beträchtliches Geſchenk und – vergaß ihn. Bernhard aber hatte drei Jahre ſeines Lebens verloren, ſeinen Geiſt wüſte und ſchal gemacht, die Luſt zum Ernſt der Arbeit völlig eingebüßt und von den ſchönen Kenntniſſen, die er früher erworben, die meiſten vergeſſen. Der Treubruch einer leichtſinnigen Jungfrau hatte einem jugendlichen Geiſte das Höchſte, was er beſitzen kann, das Streben nach dem Idealen, geraubt, hatte ihn zum gemeinen Genuß erniedrigt. Was konnte noch aus ihm werden? Er ſah nichts Anderes vor ſich, als eine That der Verzweiflung oder den Beruf eines Schauſpielers. Da kam von ſeiner Mutter dieſer Brief:

„Mein lieber Sohn! Ich habe von einer Sterbenden eine Pflicht übernommen, und das möge Dir erklären, warum ich über einen Gegenſtand an Dich ſchreibe, von welchem in unſeren Briefen mit Recht nicht mehr die Rede geweſen iſt. Doch laß mich der Reihe nach erzählen, und verzeihe Deiner alten Mutter, wenn ſie die Worte nicht ſo ſetzt, wie es wohl recht wäre und wie ſie's gerne möchte.

„Du weißt, daß wir Deinethalben mit der Frau Stadträthin ſowohl, wie mit Löper's niemals zuſammengekommen ſind, daß wir uns gegenſeitig ſtets vermieden haben. Schon vor einem Vierteljahre hörten wir, daß Frau Löper nach

ihrer zweiten Niederkunft ſich nicht wieder erholen könne, daß ſie vielmehr in Gefahr ſei, der galoppirenden Schwindſucht zu erliegen. Wir bedauerten ſie aufrichtig und konnten uns des Gedankens nicht erwehren, daß ſie doch von dem Verkauf ihrer Seele an den Reichthum wenig Genuß gehabt hätte. Das erſte Kind war ihr ſchon nach einem Jahre geſtorben, und vor vier Wochen ſenkte man auch das zweite ins kühle Grab. Die arme Frau! Was hatte ſie nun von ihrem Reichthum? Ich habe ſie eines Morgens früh, gleich nach der Beerdigung dieſes zweiten Kindes, von unſerm Bodenfenſter aus an dem Grabe ihrer beiden Lieblinge lange knieen und weinen ſehen. Ach, ich hätte mich beinahe überwunden und wäre zu ihr geeilt und hätte ſie gebeten, durch das lange Knieen in dem thauigen Graſe doch nicht ihr eigenes Leben zu gefährden. Aber dann dachte ich wieder an ihr ſchnödes Benehmen gegen Dich, und ich bewahrte mich, wie ich meinte, vor Spott und Mißdeutung. Geſtern nun gegen Abend ſitze ich mit Deinem lieben Vater am Fenſter. Da kommt der Bediente des Herrn Löper auf unſer Haus zugegangen und richtig zu uns herein. Er brachte einen Brief ſeines Herrn an mich, in welchem mich derſelbe Namens ſeiner ſterbenden Frau auf's Dringendſte bat, auf eine kurze Unterredung zu ihr zu kommen. Ich las und gab den Brief Deinem Vater. Der ſagte ſofort zum Bedienten: „Meine Frau wird ſogleich kommen!“

„Nun, mein Bernhard! ich habe ja die Eliſe auch einſt wie eine Tochter geliebt: warum ſollte ich ihr dieſe Bitte nicht erfüllen? Vater litt gar nicht einmal, daß ich erſt ein beſſeres Kleid anlegte, ſondern er ſagte, das Wort „ſterbend“ vertrage keinen Aufſchub.

„Ich wurde vor ihr Bett geführt. Ach, Sohn! ich kann's Dir nicht beſchreiben, wie dieſer Anblick mir das Herz zerriß. Da lag ſie, weiß gekleidet, aber ihr ſchönes Geſicht war noch weißer, ach, ſo durchſichtig, als wäre ſie ſchon ein Engel, und die lieben Augen glänzten ſo überirdiſch, daß ich vor großem Weh keine Thräne hervorbringen konnte.

„Sie winkte mir, vor ihrem Bette Platz zu nehmen. „„Reden Sie nicht,"" hob ſie mit matter Stimme an, „„ich habe Gott gebeten, mir wenigſtens noch ſo viel Kraft zu geben, daß ich mir die ſchwerſte Laſt vom Herzen ſchaffen kann; die Zeit könnte zu ſchnell enteilen. Ich weiß es, fuhr ſie fort, ich habe das Leben Ihres Sohnes vergiftet, ich weiß es, daß er dem Untergange nahe iſt, ich weiß es, daß ich allein die ſchwere Schuld daran trage. Ich kann darum nicht aus der Welt gehen, ich kann auch nicht eher das heilige Abendmahl genießen, als bis ich von Ihnen und dadurch hoffentlich auch von Ihrem Sohne Verzeihung erhalten habe. Es bindet mich nichts mehr an das Leben; alſo ſage ich die volle Wahrheit und bitte Sie blos, ſolchen Gebrauch davon zu machen, daß die Lebenden möglichſt geſchont werden.

„„Mein Mann liebte mich damals, als ich Ihres Sohnes Braut war, wie er ſagte, um meiner Schönheit willen. Er ſcheute kein Mittel, mich zu beſitzen. Meine Mutter in unſeliger Verblendung half ihm. Als Ihr lieber Mann fortgereiſt war, um zu erfahren, ob Bernhard wirklich auf der Feſtung wäre, ſchickte Löper einen Mann zur Mutter, welcher ausſagte, daß er ihn ſelbſt unter den Baugefangenen geſehen und geſprochen habe. Mein Schmerz war groß. Andern Tags warb Löper. Meine Mutter ſtellte mir die

Sache ſo dar, daß ich Ja ſagen mußte, ehe noch jene Schande meines bisherigen Bräutigams ganz offenbar wurde; denn ſonſt wäre er gezwungen, ſeine Bewerbung zurückzunehmen. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte. Nur um drei Tage Aufſchub bat ich. Die Grauſamen gewährten mir ihn nicht. Der Mutter unaufhörliches Wort von der reichen Verſorgung und von der Schande Bernhards, eigene Eitelkeit, Mangel an Vertrauen zu Bernhard und was weiß ich noch Alles machten mich endlich ſchwach, und ich brach ihm die Treue.""

„Sie ſank jetzt mit dem Haupte ein wenig ſeitwärts. Eine ſtarke Bewegung erfaßte ſie. Ich fand jetzt Thränen und ließ ihnen freien Lauf. Nach einer kleinen Pauſe erhob ſie ſich wieder und fuhr fort:

„„Nach wenigen Tagen kam Ihr lieber Mann von Bernhard zurück. Da ging mein Leiden an. Ich erfuhr Eins nach dem Andern. Löper hatte ſämmtliche Verläumdungen gegen Bernhard ausgeſprengt, Löper jenen Lügner zur Mutter geſchickt und bezahlt, Löper den Poſtſtempel auf den beiden letzten Briefen fälſchen laſſen, Löper durch böſe Liſt mich zum Treubruch verleitet. Ich wollte nun auch ihm keine Treue halten, die Verlobung wieder aufheben. Ach hätte ich's doch gethan! Aber da mir die Mutter vorſtellte, daß es mit Bernhards Liebe doch für immer vorbei wäre, daß, wenn ich gar zum zweiten Male die Treue bräche, ich zum Kinderſpott werden müßte; ſo fügte ich mich und trank den bittern Kelch bis bald zum letzten Tropfen. Gott hat mich ſchwer heimgeſucht; aber ich habe nicht gemurret; ich wußte, daß ich Alles verdiente, daß ich noch viel mehr Strafe verdient hätte. Reich wurde ich durch meine Heirath; aber nichts, gar nichts in der Welt

kann das Elend aufwiegen, an der Seite eines Mannes zu leben, den man verachtet, und den man vor den Leuten zu lieben heucheln muß. Das Schwerſte iſt mir dieß geworden, daß auch meine Mutter nicht ganz erfahren hat, wie grenzenlos unglücklich ich geweſen bin.

„„Ich ſtehe nun bald vor Gott. Aber ich würde etwas hienieden verſäumen, wenn ich nicht ſorgte, daß noch Ihr Bernhard mich von Herzen beklagen, daß er mir verzeihen und daß er wieder ohne Groll an mich denken könnte. Liebe Mutter!““ — fuhr ſie fort und reichte mir ihre Hand — „„ich hoffe, Sie wehren es mir nicht mehr, daß ich Sie mit dieſer ſchönen Erinnerung aus der glücklichſten Zeit meines Lebens nenne — liebe Mutter! beten Sie für mich in meinen nächſten bangen Stunden, bringen Sie Bernhard meine Bitte um Verzeihung, ach! und noch eine, die letzte Bitte meines Lebens! Meine Seele hat ihn geliebt, wie nichts in der Welt, und ſie hat noch bis dieſen Augenblick nicht aufgehört, ihn zu lieben. Ich hoffe, daß wir einſt im ſeligen Jenſeits uns wiederſehen werden, ich hoffe, daß er mich dort wieder und vielleicht ewig lieben werde. Sagen Sie ihm, ſchreiben Sie ihm, er ſolle ſeine herrlichen Geiſtesanlagen ausbilden und nicht länger mit dem Leben grollen. Ich weiß, ja ich ſehe es im Geiſte, daß er noch ein Herz finden wird, das würdiger und fähiger iſt, ihn zu beglücken, als das meine war; ich laſſe ihn bitten, daß er ſich wieder aufrichte; ich laſſe ihm ſagen, daß ich im Gebet für ſeine und meine Seele aus dieſer Welt ſcheiden werde. Und nun, Mutter! ſegnen Sie mich und leben Sie wohl!““

„Ich erhob mich, kniete vor ihrem Bette nieder, küßte ihre Hände, ſtand auf, küßte ihre Stirn, legte meine Hand auf ihr Haupt und bat Gott um ſeinen Segen. Sie

winkte mir. Ich ging, wandte mich in der Thüre noch einmal um, ſah, wie ſie zurückſank, begegnete draußen dem auf mein Weggehen wartenden Geiſtlichen und eilte nach Hauſe, ohne den böſen Mann auch nur geſehen zu haben.

„Lieber Sohn! Ich habe Dir das Alles, was die ſterbende Eliſe mir geſagt hat, im Zuſammenhange und hinter einander geſchrieben. In der Wirklichkeit aber war's anders. Da machte ſie oft Pauſen und ſeufzte dazwiſchen und erholte ſich wieder. Dein Vater hörte mich an, zog ſein Käppchen ab und betete lange Zeit.

„Und heute früh bekamen wir die Botſchaft, daß die Verſöhnte gleich nach empfangener heiliger Wegzehrung die müden Augen geſchloſſen und nicht wieder geöffnet habe. Ihren Mann und ihre Mutter hat ſie nicht wieder geſehen, und geſtorben mag ſie ſein, als wir Beide für ſie recht inbrünſtig gebetet haben.

„Nun aber, mein theuerer Bernhard, kann ich nicht mehr ſchreiben. Das nächſte Mal mehr! Jetzt iſt mir noch ſo weh und doch auch wieder ſo froh um's Herz. Und ich glaube, auch Du wirſt dem ſeligen Geiſte Deiner ehemaligen Braut nicht mehr zürnen können. „Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern."

So weit war der Brief von der Mutter geſchrieben. Dann kamen noch folgende wenigen Worte des Vaters:

„Morgen werde ich Deine einſtige Braut zu Grabe geleiten und ſtatt Deiner in des Dreieinigen Namen Erde auf ihren Sarg werfen. Dann werde ich auch Gott bitten, daß er den Bann, welcher Dich ſeit drei Jahren gefangen hält, gnädig löſen und dadurch wieder froh machen möge Deine trauernden Eltern!"

Nur mit Mühe hatte Bernhard den mütterlichen Brief zu Ende leſen können, ſo häufige Thränen hatten ihm immer wieder die Augen verdunkelt. Endlich ſeufzte er tief auf, lehnte ſich auf ſeinem Stuhle zurück, weinte immer weiter und — man möchte ſagen — immer mildere und ſüßere Thränen, und fühlte, wie ein ſchweres Gewicht nach dem andern, an denen er ſich ſo lange ſchier todesmatt getragen hatte, von ſeiner Seele niederſank, bis er endlich in die ſanfteſten Gebetsgedanken ſich verſenkte. Wohl hatte ſein würdiger Vater Recht, daß ihn ſeit drei Jahren ein ſchwerer Bann gefangen gehalten hatte. Aber desſelben Vaters treu gemeinter Wunſch ging auch in Erfüllung: jener Entſchluß, auf die Bühne zu gehen und dadurch dem für drückend gehaltenen Arbeitsjoche feig zu entfliehen, welcher unter anderen Umſtänden leicht hätte zur Ausführung kommen können, wurde jetzt weit weggeworfen und dafür der andere gefaßt, durch eine Erneuerung der früheren Lebensweiſe ſeiner nunmehr verklärten Eliſe wieder würdig zu werden.

Sein Groll gegen ſie und damit gegen das Leben war geſchwunden; die alte Liebe mit all ihren idealen Erhebungen und Sehnſuchten kehrte in ſeine Seele wieder ein; über den Sternen ſuchte er ihren ſeligen Geiſt; und der romantiſche Zug ſeines Herzens ließ ihn das Wort: „Wo euer Schatz iſt, da iſt euer Herz“ und das andere vom „Schätzeſammeln für den Himmel“ bald ſo verſtehen, daß er nun einen Seelenſchatz im Himmel habe und darum von dem niedrigen Erdentreiben der Luſt und der Eitelkeit ſich entfernen und nach oben trachten müſſe: kurz, ſein Geiſt wurde wieder für das Ideale und darum auch wieder für die Wiſſenſchaft gewonnen.

Den heutigen Tag brachte er noch in ſtiller und ver-

borgener Trauer zu. Aber ſchon am nächſten Morgen ſetzte er ſeine Gedanken in Thaten um. Er ſchied aus der Landsmannſchaft und verbat ſich auf's Strengſte jede weitere geſellige Beziehung; er meldete ſich ſchriftlich zur Prüfung und ließ ſich, ungeduldig wie er war, ſofort die Aufgaben zu den Examenarbeiten geben; er holte ſich von der Bibliothek die zunächſt nöthigen Bücher zuſammen; er machte ſich bei ſeinem Wirthe den billigſten Mittagstiſch aus, um mit dem Geſchenke ſeines Freundes wenigſtens bis zur Vollendung ſeiner Arbeiten reichen zu können; er verbot ſeinen Wirthsleuten, jemals einen Beſuchenden zu ihm zu laſſen — und berichtete dieſes Alles und die volle Wahrheit von ſeinem verlorenen Leben während der letzten drei Jahre an ſeine Eltern.

Auch dieſe weinten manche bittere Thräne, als ſie ſo tief in den Abgrund hinein ſahen, an welchem ihr unglücklicher Sohn ungewarnt und geſchloſſenen Auges ſo lange geſtanden hatte. Aber der Vater ermannte ſich bald wieder und faßte frohe Hoffnung: er meinte an dieſer gewaltſamen Umkehr das edle Theil ſeines Sohnes zu erkennen und gründete ſein Vertrauen auf deſſen offene Bekenntniſſe. Er ſchrieb ihm wieder, ſprach ſeine frohe Erwartung auf ein baldiges gutes Examen aus, aber erwähnte nichts von den Wünſchen und Bitten der Mutter, durch zu vieles Arbeiten ſeiner Geſundheit nicht zu ſchaden; „denn“ — pflegte er zu ſagen — „durch zu vieles Arbeiten iſt noch kein Menſch zu Grunde gegangen, höchſtens durch verkehrtes.“

Vier Wochen waren vergangen. Bernhard hatte nur Sonntags einen oder den andern Bekannten auf kurze Zeit geſehen, ſonſt aber nur täglich einen ſchnellen und kurzen Gang ins Freie oder einen eiligen auf die Bibliothek ge-

macht und in der übrigen Zeit emſig gearbeitet, theils ſammelnd, entwerfend, hervorbringend, theils wiederholend und neu lernend. Erſt jetzt entdeckte er, was nicht alle Studenten finden, daß er in Wochen aus Büchern ſo viel lernen könne, wie aus Vorleſungen ſonſt in ganzen Semeſtern, und er fühlte ſich durch dieſen Fund hochbeglückt und ahnte ſchon, wie weit ſich bei ſolcher fortgeſetzten Arbeit ſein geiſtiger Geſichtskreis ausdehnen müſſe. Das war der Anfang einer Liebe zur Wiſſenſchaft; denn wie fleißig er auch früher geweſen war, von ſolcher wirklichen Liebe hatte er ehemals nichts verſpürt.

Da ſaß er eines Tages wieder tief unter ſeinen Büchern vergraben, als es anklopfte und der Briefträger ihm einen großen Brief mit einem Gerichtsſiegel brachte. Er erſchrak und öffnete eilig. Und ſiehe da! es war eine Abſchrift des kurzen Teſtaments ſeiner ehemaligen Eliſe und die amtliche Aufforderung an ihn, ob er die ihm angebotene Erbſchaft annehmen wolle. Der einzige Artikel des Dokuments, den ſie etwa zwei Wochen vor ihrem Tode aufgeſetzt und gerichtlich übergeben hatte, lautete alſo:

„Da mein Mann keine Anſprüche auf mein väterliches Erbtheil machen zu wollen (in der Beilage) erklärt hat; da meine Mutter, ſo lange ſie lebt, durch meines ſeligen Vaters Treue hänlinglich verſorgt iſt; und da ich die Pflicht habe, meinen ehemaligen Bräutigam, welcher durch meine Untreue — die mir Gott und er vergeben möge! — in große Gefahren für ſeine Zukunft gebracht iſt, nicht ganz untergehen zu laſſen, ſondern ihm wenigſtens die äußeren Mittel zur nothdürftigen Exiſtenz zu ſchaffen: ſo ſetze ich hiedurch den Bernhard . . . zum Erben der mir erb- und eigenthümlich angehörigen fünf tauſend Thaler ein

und laſſe ihn hiedurch bitten, das Geld um meiner Seelenruhe willen anzunehmen und nach beſtem Wiſſen zu verwenden. Eliſe Löper.“

Die Liebe, welche die Hand beim Niederſchreiben dieſer Zeilen geführt hatte, konnte Bernhard faſſen; aber den edlen Stolz, welcher ſich in ſeinem eigenen Herzen bei der Frage nach dem Annehmen oder Ablehnen regte, doch nicht ſofort unterdrücken. Und wie herrlich auch hatte er ſich's ausgedacht, durch eiſernen Fleiß und harte Entbehrungen die rechte Buße für die Zeit hinter ihm zu thun und ſeine Eltern durch ein auf dieſe Weiſe doppelt glänzendes Examen zu erfreuen! Nun ſollte er's wieder bequemer haben, nun gar wieder in Verſuchungen und Stricke fallen? Nimmermehr! Aber annehmen mußte er's, das glaubte er dem ſo ſchmerzlich gereinigten Andenken ſeiner Eliſe ſchuldig zu ſein. Doch ſtand ja auch dabei, daß er's nach beſtem Wiſſen verwenden möchte. Sollte er's ſeinen Eltern ſchenken? Dieſe ſowohl, wie ſeine älteren Geſchwiſter, hatten, was ſie zur Zufriedenheit brauchten, und er war der letzte Sohn, welcher das Einkommen ſeiner Eltern etwas verringert hatte. Aber die Welt vollends konnte noch ſchnöde ſpötteln über das Schmerzensgeld, das ihm für die gebrochene Treue gezahlt wäre!

Endlich kam er zum Entſchluß. Er ging zu einem Notar, ließ eine Urkunde aufnehmen, daß er das Erbe annehme und die jährlichen Zinſen ſo lange für ſich beziehen wolle, bis er ebenſo viel als Gehalt bezöge, daß aber von da ab die Zinſen zu gleichen Theilen an zwei ſtudirende Lehrerſöhne als Stipendien auf je drei Jahre verliehen werden ſollten, und ſandte dieſe, unter Vorausſetzung der ge-

wünſchten und dringend erbetenen Zuſtimmung, zur gerichtlichen Einreichung an ſeine Eltern.

Der Vater freute ſich über ſeinen wackern Sohn, beſiegte bald die Bedenken der ſparſamen Mutter und entledigte ſich ſeines Auftrags.

Bernhard aber machte kein Oberlehrer-Examen, ſondern vollendete die angefangene Arbeit als Doktor-Diſſertation, habilitirte ſich nach anderthalb Jahren für die Alterthumswiſſenſchaften, ſah ſchnell ſeine Zuhörer ſich mehren, wurde mit vierhundert Thalern Gehalt außerordentlicher Profeſſor und empfahl gerade nach fünf Jahren, am Tage ſeiner Verlobung mit der geiſtreichen und liebreizenden Tochter eines Kollegen, die erſten beiden Bewerber an die Kollatoren des von ihm ſpäter ſo benannten „Eliſianums“.

Die zwei Heirathen.

Es war an einem ſchönen Sommerabend. In einem großen Zimmer eines Gaſthofes war eine Tafel für acht Perſonen gedeckt. Die Geſellſchaft, welche daran Platz nehmen ſollte, hatte Nachmittags einen kleinen Ausflug gemacht und wurde ſchon längſt vom Zimmerkellner erwartet; denn ſchon zweimal war ein fremder Herr dageweſen und hatte angelegentlich nach ihnen gefragt. Endlich kamen die Gäſte an: der Rath Denkmann mit ſeiner Gattin, Luiſe, deren älteſte Tochter, mit ihrem Manne, dem Advokaten Schwarz, Helene, die dritte Tochter, mit ihrem Manne, dem Kreisrichter Graff, und die vierte Tochter Agnes mit ihrem Bräutigam, dem Doktor Kämpfer. Der Rath hatte mit ſeiner Frau eine Badekur durchgemacht, die Tochter Agnes die Eltern dahin begleitet, und Seitens der verheiratheten Kinder, welche von ihren Wohnorten aus dieſe Stadt etwa als Mittelpunkt der Entfernungen anſehen konnten, war ein Zuſammentreffen mit den geſund zurückkehrenden Eltern verabredet und dazu auch der Bräutigam der Schweſter Agnes eingeladen. Nur die zweite,

an einen Geiſtlichen verheirathete Tochter hatte nicht kommen können, weil ihr ein Kind krank geworden war. Seit Mittag war die glückliche Familie beiſammen und nun hatten ſie ſchon beſchloſſen, noch einige Tage hier zu bleiben und ſich ihres ungeſtörten Beiſammenſeins und der Erinnerung an die vergangenen Tage recht herzlich zu freuen.

Es war gewiß etwas Auffallendes, daß die drei älteſten Töchter des durchaus unbemittelten Rathes nicht blos äußerlich vortheilhaft, ſondern auch ſonſt durchaus glücklich verheirathet waren, und daß die vierte auch nicht mehr weit von der Hochzeit entfernt war. Wohl hatten die Töchter alle eine angenehme Geſichtsbildung, auch einen hübſchen Wuchs; aber das hätte es, da ſie gar kein Vermögen zu erwarten hatten und nur eine ziemlich einfache Ausſtattung mitbekommen konnten, doch nicht erklärt. Vielmehr waren es beſonders zwei Dinge, denen die Mutter das Glück ihrer Töchter zuſchrieb: einmal der häusliche und wirthſchaftliche Sinn, welcher ihnen von Kind auf eingeflößt war, und dann der geiſtige Ausdruck in ihrem Geſichte, welcher eine gute und ſchöne Seele anmeldete.

Allein die treffliche Mutter hatte noch ein Drittes vergeſſen, weil noch nicht als richtig erkannt. Nämlich ſie hatte dieſe vier älteſten Töchter in alter proſaiſcher Weiſe erzogen, hatte ſie bis zum zwölften Jahre in die Bürgermädchenſchule geſchickt, dann nur noch in den Pfarrunterricht gehen laſſen und ſelbſt durch Lektüre, aber lediglich von Geſchichtsdarſtellungen und Reiſebeſchreibungen, geiſtig, in der Küche praktiſch und beim Weißnähen, Flicken, Stricken und Stopfen gewandt und ökonomiſch zu bilden geſucht. Sie hatte ihnen nur ungern erlaubt, ihre Schulfreund-

ſchaften einige Zeit fortzuſetzen, ſie dann aber bald zu Ende bringen helfen, weil ſie der verſtändigen Anſicht war, daß Mädchen, vollends wenn ſie Geſchwiſter haben, in der Uebergangszeit vom Kinde zur Jungfrau, zu Hauſe bleiben und alles Umherlaufen in Geſellſchaften möglichſt vermeiden müſſen. Durch dieß Alles hatte ſie zu ihrer großen Freude erreicht, daß ihre Töchter, jungen Herren gegenüber, ſtets freundlich, aber auch ſtets ruhig, beſonnen und zurückhaltend waren, daß ſie ein verſtändiges Geſpräch führen konnten, auch von ihrem geſunden Mutterwitz Zeugniß ablegten, daß ſie aber weder in der neueſten Literatur Beſcheid wußten, noch von den letzten Bällen erzählen konnten, noch auch nur mit einer Miene zeigten, daß ſie die Aufmerkſamkeit oder gar die Wünſche der jungen Herren auf ſich ziehen wollten. Und gerade dieß hatte ſie begehrenswerth und wahlfähig gemacht, wenn gleich keine der Vier vor dem zwanzigſten Jahre einen ihr zuſagenden Bewerber bekommen hätte.

Ich ſagte, dieß Dritte hatte die gute Mutter noch nicht in ſeiner Wichtigkeit erkannt. Denn als vor ſechs Jahren in ihrem Wohnorte eine höhere Töchterſchule eingerichtet wurde, ließ ſie ſich von dem Zeitgeiſte ohne viele Unterſuchungen beſtimmen, ihre zwei jüngſten Töchter da hinein zu ſchicken. Der Rath murrte zwar dagegen, weil er mit dem bisherigen Erziehungsreſultate der Bürgerſchule und ſeiner Frau vollkommen zufrieden war; aber die Mutter war gerade um jene Zeit auf ihre eigene Schwäche im ſogenannten Modewiſſen empfindlich aufmerkſam gemacht worden, und ſie fing an zu wünſchen, daß es ihren jüngſten Töchtern nicht ähnlich ergehen möchte. Als die fünfte, Ida, konfirmirt war, bemerkte ſie freilich zu ihrem großen Leidweſen,

einmal, daß ſie feſter und inniger an ihren Schulfreundſchaften feſthielt, als es früher ihre älteren Schweſtern gethan hatten, und dann, daß ſie, weiter heranwachſend, nicht in gleichem Sinn die Freundin der Mutter wurde, wie jene es geweſen waren. Sie ſchob das aber noch auf die Entfernung der älteren Töchter aus dem elterlichen Hauſe und auf ihr eigenes zunehmendes Alter und ſuchte nach Kräften entgegenzuwirken. Sie ſollte leider bald eine andere Anſicht bekommen.

Während der ſechs Wochen, daß die Eltern im Bade ſein wollten, hatten ſie Ida zu ihrem Onkel, einem Kaufmanne in Danzig, gebracht, die jüngſte aber, welche noch die höhere Töchterſchule beſuchte, zu einem Lehrer derſelben gegeben, damit ſie ja nichts von dem koſtbaren Unterrichte in Literaturgeſchichte, Poetik und Aſtronomie verlöre. Die Briefe, welche Ida ihnen ins Bad geſchrieben hatte, waren nicht ſehr erfreulich geweſen; nicht etwa blos, weil ſie voll angelernter ſchwärmeriſcher Redensarten waren, ſondern vornehmlich weil ſie von mancherlei Blumenfeſten, Waſſer- und Landpartien meldeten und bei dieſer Gelegenheit mehr ahnen ließen, als deutlich enthüllten, daß die reizende Tochter bei der dortigen Männerwelt mit Aufmerkſamkeit betrachtet wurde und — was ſchlimmer war — betrachtete. Als daher den von ihrem Ausfluge Zurückkehrenden der Kellner meldete, daß ein fremder Herr ſich ſchon zweimal ſehr eifrig nach ihnen erkundigt habe, ſchlug's der Frau Räthin dermaßen auf's Herz, daß ſie heftig zu zittern anfing.

„Ach, das iſt ein Unglück!“ rief ſie aus, und ſie dachte dabei nicht an ihre Tochter, ſondern an ihren Sohn, welcher in Jena ſtudirte, und welcher ein junger Brauſekopf war und ſchon manches Duell gehabt hatte. Man ſuchte ihr

die Angſt auf alle Weiſe auszureden; aber es wollte nicht gelingen, und ſie ging haſtig im Zimmer auf und ab und bat, ſich doch nicht eher zum Eſſen niederſetzen zu wollen, als bis jener Herr wieder dageweſen wäre. Glücklicher Weiſe ließ derſelbe nicht lange auf ſich warten. Er trat ein und wurde von ſechszehn Augen zugleich auf's Genaueſte betrachtet. Seinem Ausſehen nach ſtand er in der Mitte des menſchlichen Alters, das Geſicht ſprach für fünfzig, die Haltung für vierzig, ſo daß er entweder verlebt oder abgearbeitet ſein mußte. Seine Manieren waren großſtädtiſch, ohne fein zu ſein; die Sprache kündigte den Preußen an. Er bat, den Rath und ſeine Gattin auf kurze Zeit allein ſprechen zu dürfen. Die Kinder entfernten ſich, ergingen ſich unterdeſſen in Muthmaßungen und kamen endlich darin überein, daß der Mann einen Heirathsantrag für Schweſter Ida bringen wolle.

Sie hatten Recht gehabt. Herr Eſſing war Witwer, hatte zwei Söhne und eine Tochter, alle unter zehn Jahr alt, hatte Ida geſehen und ſofort ausgezeichnet und bei ihrem Onkel um ſie geworben. Dieſer hatte ihn auf die Eltern verwieſen. Statt nun aber ſeine Bewerbung in aller Ruhe und Geduld ſchriftlich anzubringen, war er ſofort abgereiſt und ihnen bis hieher entgegengekommen.

Es gehört ſchon ziemliche Gewandtheit und ein vorzugsweiſe verſtändiger Charakter dazu, bei ſolchen Brautwerbungen das bequeme Mittel des Schreibens zu verſchmähen und die mündliche Rede vorzuziehen. Herr Eſſing aber entledigte ſich ſeines Vorhabens in ſehr gelungener Weiſe. Natürlich waren beide Eltern nicht im Stande, ihm irgend welche Entſcheidung zu geben. Die Mutter hätte es vielleicht gekonnt — denn ſie war eine erfahrene

und kluge Frau —; aber die Verſicherung des Bewerbers, daß er ſofort ein Vermögen von einer halben Million nachweiſen könne, erregte ſie ſo ſehr, daß es um die kalte Ruhe ihrer Ueberlegung geſchehen war. Man kam endlich dahin überein, daß Herr Eſſing unter vorläufiger Geheimhaltung ſeiner Abſichten dableiben und mit ihnen eſſen ſolle, daß aber morgen Mittag die Eltern ihm ſagen wollten, was ſie zu thun oder zu laſſen beabſichtigten.

Die Schwiegerſöhne und Töchter wurden gerufen. Der Fremde, hieß es, ſei ein Freund des Onkels und habe allerlei perſönliche Nachrichten und geſchäftliche Mittheilungen gebracht und wolle andern Tags wieder abreiſen. Die Männer mißtraueten, ob das wahr ſein könne, die Töchter aber blieben bei ihrer Vermuthung und hatten bei allen ihren Blicken und Reden nichts weiter im Auge, als ihn zu prüfen, ob er wohl ein würdiger Schwager ſein möchte. So viel darum auch von Danzig und vom Onkel, ja auf eine verfängliche Frage der Tochter Braut auch von Ida erzählt wurde, ſo blieben doch alle Gemüther in einer unlösbaren Spannung, und die Damen ſcheueten ſich nicht, durch die Zeichen des Gelangweiltſeins ſchon recht früh das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Der Gaſt verſtand das und ſeinen Vortheil: er wünſchte auf's Herzlichſte eine gute Nacht.

Es war zu erwarten, daß die Eltern nun ſofort reinen Wein einſchenkten, und daß Familienrath gehalten wurde. Die Töchter waren ganz entſchieden gegen dieſe Verbindung, weil ſie von ſich ſelbſt den Schluß wagten, daß ihre achtzehnjährige Schweſter zu einem ſo alten und verlebten Manne keine Neigung haben könne, und weil, da ſie ſelber ihrer Neigung hatten folgen dürfen und glücklich geworden

waren, ſie dieſe Bedingung als eine weſentliche für jede Ehe anſahen. Die Söhne machten den Unterſchied in der geiſtigen Fähigkeit und Bildung geltend: Ida geiſtreich, poetiſch, ſchwärmeriſch, beleſen, Herr Eſſing dem Anſcheine nach ein wohlroutinirter, aber ſonſt oberflächlicher, proſaiſcher, ja philiſtröſer Kaufmann — das gäbe kein gutes Paar. Der Vater wollte gar nichts davon wiſſen: er hatte die allerdings ſehr beſchränkte Anſicht, daß nur ein ſtudirter Mann das Zeug dazu habe, ein Mädchen vollkommen zu beglücken. Nur die Mutter hatte Jedem ein feines Aber entgegenzuhalten und führte endlich als Hauptgrund an, daß Ida ſich um die verwaisten Kinder den Himmel verdienen könne, und ſchon deretwegen die Pflicht habe, Ja zu ſagen, wenn ſie nur nicht entſchiedene Abneigung hätte. Es machte ſie auch nicht irre, daß der Advokat ſehr gründlich zeigte, wie zu zweiten Müttern — denn das Wort Stiefmutter könne er nicht leiden — nur diejenigen Jungfrauen wirklich taugten und berufen wären, welche im zweiten Jahrzehend ihres Lebens ſich nicht hätten wählen laſſen wollen, und welche im dritten von den Zügen der „alten Jungfer“ verſchont geblieben wären. Sie aber beharrte bei ihrer Gewißheit und ſuchte ſich und den Anderen allerlei Gründe einzureden, wagte indeß nicht einmal, ſich ſelbſt zu geſtehen, daß die mütterliche Eitelkeit, nun ſchon die fünfte Tochter und ſchon ſo früh und äußerlich ſo glänzend zu verſorgen, der wahre Grund derſelben war.

Es wurde ſehr ſpät. Man kam aber zu keinem Beſchluß und trennte ſich, um morgen die Berathung fortzuſetzen. Kaum hatte man ſich zum Frühſtück zuſammengefunden und ſich allſeitigen Wohlbefindens gefreut, ſo öffnete ſich die Thür, und der Poſtbote brachte einen Brief.

Er war von Ida. Sie hatte von ihrem Onkel gehört, daß Herr Eſſing ihretwegen hieher gereiſt ſei, aber auch die Meinung vernommen, daß ihre Eltern den alten Herrn wohl ſogleich mit langer Naſe abziehen laſſen würden. Sie hatte ſich darum ſofort hingeſetzt und in einer Weiſe ihre Liebe zu Herrn Eſſing erklärt, daß ihr Brief dem ſentimentalſten Romane Ehre gemacht haben würde.

Und merkwürdig — dieſer Brief ſtimmte beide Eltern völlig um. Der Vater ſagte: „Wenn ſie ihn wirklich ſo liebt, dann iſt nichts dagegen zu thun; des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich!“ Die Mutter dagegen erſchrak über dieſe leidenſchaftliche Sprache, hielt ſie für unnatürlich, ja unſittlich, und erklärte, daß ihre Ida vom Geld- und Eitelkeitsteufel beſeſſen ſei, und daß ſie nun nimmermehr einwilligen werde: das Innerſte ihres eigenen Herzens trat ihr in dem Abbilde der Tochter gegenüber!

Herr Eſſing war zu Mittag eingeladen. Aber es hatte ihm zu Hauſe keine Ruhe gelaſſen, er war ſchon zwei Stunden früher gekommen. Er wollte durchaus ſchon das elterliche Ja haben. Er ſcheute ſich ſogar nicht, in Gegenwart der ſämmtlichen Söhne und Töchter, von welchen er freilich wußte, daß ſie bereits ſein Geheimniß kannten, vor den Eltern niederzuknieen und um ihren Segen zu bitten. Solche Scenen waren dem alten Herrn verhaßt. Er machte darum ein ſchnelles Ende und ſagte: „Nun gut! Wenn meine Frau will, ſo kann ſie heute Nachmittag mit Ihnen nach Danzig reiſen und dort thun, was ihr gut däucht. Aber hier und heute kann ich mich für nichts entſcheiden!“ Wie überraſchend auch dieſe Aeußerung für Jedermann war, ſo fand man ſich doch bald in die trübe Ausſicht, den ſchönen Familienkreis ſo ſchnell wieder aufgelöſt zu wiſſen, und man

ſetzte wenigſtens dieß noch bei den verſchiedenen Parteien durch, daß die Reiſe erſt am andern Morgen angetreten werden ſollte, daß dann auch die Uebrigen fortreiſen und außer dem Kreisrichter und deſſen Frau noch bis Berlin zuſammen bleiben wollten. Für heute ſuchte man hier, was zu genießen war, ſo weit es die Spannung erlaubte, ſich zu Nutze zu machen.

Die Frau Räthin Denkmann war eine kluge und erfahrene Frau. Es traf ſich auch, daß ſie von Berlin aus mit dem Manne, welcher ihr Schwiegerſohn werden wollte, immer allein im Wagen ſaß, daß ſie alſo recht ungehindert ihn beobachten und ausholen konnte. Aber Herr Eſſing hatte auch einige Lebensgewandtheit und dazu eine ſo geläufige Zunge, daß nervenſchwache Perſonen die eintönige Schnelligkeit ſeiner Reden nicht lange aushalten konnten. Da die Frau im Stande war, über einen Strickſtrumpf oder über eine Tunke ebenſo eingehend und anziehend zu ſprechen, wie über die politiſche Lage Europa's oder über ein Buch, ſo ward es dem Kaufmanne gar nicht ſchwer, ſie zu unterhalten oder eigentlich ſich unterhalten zu laſſen, und ihr wiederum leicht, ſeine Gutmüthigkeit, — da er ſie meiſtens ſprechen ließ und eifrig zuhörte — ſeine Liebenswürdigkeit zu erkennen oder wenigſtens vorauszuſetzen. Ehe ſie noch in Danzig ankamen, war die Verlobung ſo gut wie entſchieden.

Da aber ſchien der Onkel, der Frau Räthin Stiefbruder, ein alter unbeweibt gebliebener Rechnungsrath, einen Strich durch die Rechnung machen zu wollen. Kaum waren die erſten Begrüßungen vorüber, ſo begaben ſich Beide in ein Nebenzimmer, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch:

Sie. Du erräthſt wohl nicht, lieber Bruder! weshalb ich ſo plötzlich und unangemeldet zu Dir komme?

Er. Entweder willſt Du mir oder Deiner Ida den Kopf zurecht ſetzen.

Sie. Warum aber ſollte ich's Dir thun ſollen?

Er. Weil ich Dir Deine Tochter, als die Verrücktheit anfing, nicht auf der Stelle per Eſtafette ins Haus geſchickt habe.

Sie. Welche Verrücktheit?

Er. Nun, iſt das keine, wenn ſie thut, als wäre ſie in den alten Eſſing, der recht gut ihr Vater ſein könnte, wirklich verliebt?

Sie. Und könnte ſie's nicht wirklich ſein?

Er. Nein, das kann ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren mit geſunden fünf Sinnen nicht; oder ſie iſt in Grund und Boden hinein verdorben.

Sie. Ich danke Dir für das ſchöne Compliment, welches Du meiner Erziehung machſt! Aber ich muß Dir doch ſagen, daß durch ſolche Eigenſchaften, wie ſie mir der Herr Eſſing unterwegs geoffenbart hat, jedes unſchuldige Mädchen gefeſſelt werden könnte.

Er. Ich kenne keine Eigenſchaften weiter an ihm, als daß er viel Geld hat, nahe bei einer halben Million, daß er darum gut und richtig bezahlt, daß er ſein Geſchäft gut verſteht, und daß er bei dieſem Allen das richtigſte Waſchweib iſt, das mir vorgekommen iſt.

Sie. Du biſt ſehr hart, lieber Bruder! Aber es iſt gut, daß die Männer an den Jungfrauen nicht ſo ungerechte Richterinnen haben; ſonſt bekäme keiner von ihnen eine zur Frau. Doch ſage mir, glaubſt Du, daß Ida ihn liebt?

Er. Ich glaube, daß das Mädchen noch gar nicht weiß, auch noch gar nicht wiſſen kann, was Liebe iſt, daß ihr entweder der Reichthum oder Eſſing's fade Reden, oder der Heirathsteufel den Kopf verdreht hat.

Sie. Dann meinſt Du alſo auch nicht, daß Ida durch dieſe Heirath glücklich werden könnte?

Er. Das iſt eine ganz andere Frage. Gib Du dem, welcher ſchon halb berauſcht iſt, immer noch mehr zu trinken, dann wird er endlich ganz berauſcht werden; und ſei aufmerkſam, laß ihn nicht wieder nüchtern werden, ſchenke immer zu rechter Zeit ein, ſo wird er endlich, wenn ihn nicht noch der Ekel das Glas zurückſtoßen läßt, im Rauſche aus der Welt fahren. Wo nicht, ſo wird er mit einem ſchrecklichen Katzenjammer zur — Vernunft zurückkehren.

Sie. Du liebſt ekle Bilder. Aber ich halte es Deiner brüderlichen Liebe zu Gute. Nun, ſo ſage mir, was ich thun ſoll!

Er. Deine Ida packen laſſen, Mittagbrot eſſen und mit ihr ohne Abſchied und Gruß an Herrn Eſſing nach Hauſe fahren.

Sie. Erlaube mir wenigſtens, daß ich erſt mit Ida allein ſpreche!

Er. Thue das; aber behalte den Kopf oben und laß Dich von ihrer Verrücktheit nicht anſtecken!

Der Bruder ging hinaus und ſchickte der Mutter die im höchſten Grade aufgeregte Tochter. Dieſe ſtürzte gleich in die mütterlichen Arme, weinte und ſchluchzte laut, konnte lange nicht reden und brachte endlich die Bitte heraus, ſchleunigſt mit ihr abzureiſen, weil ſie's hier nicht länger aushalten könne. Das hatte die Mutter nicht erwartet. Sie fragte nach dem Grunde. Aber die kluge Ida ſprach

nur in abgebrochenen und räthſelhaften Andeutungen, brachte dabei aber ein ſo ſchlau angelegtes Gewebe heraus, daß die Mutter vollkommen getäuſcht wurde, und auf die Vermuthung kommen mußte, daß der alte Onkel ihrer Tochter mit Liebe nachſtelle und ſie lieber ſelber heirathen wolle, als daß er ſie ihrem jetzigen Bewerber gönnte. Statt aber, wie es, dieſe Lüge als Wahrheit vorausgeſetzt, das Gerathenſte geweſen wäre, wirklich ſofort abzureiſen und die Tochter der Gefahr zu entziehen, daß ſie von zwei Uebeln nur das kleinſte wähle, ließ ſie ſich erſt in eine Unterredung über Herrn Eiſing ein. Ida erzählte von ihrem erſten Zuſammentreffen mit ihm, von ſeiner zarten Aufmerkſamkeit, von ſeiner Beſcheidenheit, und ſprach ſich ſo fließend in den Schein von Liebe zu ihm hinein, daß, als die Mutter ſie fragte, ob ſie ihn denn wirklich lieben könne, ſie emphatiſch ausrief: „Dieſen oder keinen!“ Jetzt glaubte die Mutter klar zu ſehen und des Onkels Beweggründe zum Nein zu erkennen. Allein ſie mußte doch auch ihr Kind noch prüfen. Sie ſetzte alſo alle möglichen Gründe gegen dieſe Verbindung auseinander, reizte durch dieſen Widerſpruch und hörte endlich, als ſie die Heirath für nahezu unmöglich erklärte, die frevelhafte Antwort: „Dann gehe ich ins Waſſer!“

Sie verwies ihr das ſtreng, bekam aber einen ſolchen Schreck, daß ſie die Tochter fortſchickte und ihr auftrug, den Onkel zu ihr hinauf zu bitten. Weinend rang die tief erſchütterte Mutter die Hände und ging mit ſchnellen Schritten in der Stube auf und ab. Da trat der Bruder ein und ſprach:

„Na, ich ſehe ſchon, die Sache iſt richtig. Wann ſoll die Verlobung gefeiert werden?“

Sie. Wilhelm! wie kannſt Du mit einer armen Mutter ſo grauſam ſein? Ida will ſich, wenn ſie zu dieſer Verbindung unſere Einwilligung nicht bekommt, ein Leid anthun. Sage ich alſo Ja, ſo mache ich ſie nach Deiner Meinung unglücklich, ſage ich Nein, noch unglücklicher. Was thun?

Er. Oder vielmehr, was haſt Du gethan, als ſie die ſelbſtmörderiſche Abſicht äußerte? Haſt Du ihr da, wie ſich's geziemte, eine derbe Ohrfeige gegeben?

Sie. Aber, lieber Bruder! ich begreife Dich gar nicht, wie Du die Herzensgefühle eines jungen Mädchens ſo grauſam beurtheilen kannſt!

Er. Das habe ich von Dir ſelber gelernt. Oder weißt Du nicht mehr, wie Du als ſiebzehnjähriges Mädchen von einem Lieutenant an der Naſe herumgeführt wurdeſt, wie Du ihn mit ſeiner Liebeserklärung an unſere Eltern verwieſen hatteſt, wie der dann ſchrieb, die ſelige Mutter Dich vornahm und, als Du mit dem Fuße aufſtampfteſt und damit die Heftigkeit Deiner Liebe verſichern wollteſt, Dir eine derbe Ohrfeige gab, des Lieutenants Brief zerriß, Dir vor die Füße warf, Dir ein Jahr lang Hausarreſt gab und Dich ſo völlig kurirte, daß Du ihr gewiß noch heute dankbar dafür biſt?

Sie. Das Erperiment hat bei mir allerdings gut angeſchlagen; aber ich ſehe ja, Ida iſt eine ganz andere, die hat ein viel tieferes Gefühl, eine größere Leidenſchaftlichkeit, auch einen ſtärkeren Willen.

Er. Nimm mir's nicht übel, Schweſter! Aber was Du Gefühl nennſt, iſt angeleſenes Romanweſen, Schriftſtellerunſinn, was Du Leidenſchaftlichkeit nennſt, erſcheint mir als Ungezogenheit, und ihr Wille iſt nur ſo lange

ſtark, als der Deinige ſchwach iſt. Ida iſt ein ſchönes Mädchen, iſt ein kluges Kind; aber ſie iſt von allen Deinen Töchtern noch am wenigſten erzogen. Laß ſie mir nur Ein Jahr hier: ich und meine Wirthſchafterin wollen ſie bald zurecht bringen.

In dieſem Augenblicke kam ein Diener des Herrn Eſſing und brachte für die Frau Räthin, deren Bruder und Ida eine Einladung für den heutigen Abend. Der Bruder fragte, ob man zuſagen oder ablehnen wolle. Die Schweſter ſchwankte nicht lange; denn durch die letzte Aeußerung des Bruders war der von Ida ſchlau genug angeregte Argwohn wieder wach geworden, daß er ſelber Abſichten auf das liebe Kind habe, und daß er darum ſo gegen jene Verbindung eifere. Sie meinte, daß es ja recht unartig von ihr ſein würde, wenn ſie die bisher von Herrn Eſſing erfahrene Freundlichkeit mit einer Ablehnung erwiderte; ohnehin wäre ja das noch keine Erklärung; abreiſen und Ida mitnehmen würde ſie jedenfalls, da ſie ja ohne ihren Mann in dieſer Sache nichts beſchließen könne. Der Bruder rief hinaus: „Sagen Sie Herrn Eſſing, wir kämen, weil wir gern einmal ſehen wollten, wie gut er bedient wäre, daß er binnen jetzt und heute Abend eine glänzende Fête zu Stande bringen wolle.“ Und nachdem er die Thür geſchloſſen, fuhr er zur Schweſter fort: „Verſtehe mich recht! Jetzt iſt Dein künftiger Schwiegerſohn gezwungen, noch andere Gäſte zu bitten, und es braucht heute Abend noch nicht von Eurem Heirathsgeſchäft die Rede zu ſein. Wenn Du dann morgen mit Ida abreiſeſt, haſt Du nur mit weiblicher Schamhaftigkeit Ja geſagt. Wollteſt Du aber Nein ſagen, ſo müßteſt Du entweder noch heute Nachmittag reiſen, oder Du müßteſt Ida hier und mir deren Heilung von ihrem verliebten

Wahnſinn überlaſſen. Mach's nun, wie Du willſt. Meine Meinung weißt Du. Wird aber aus dem Handel was, ſo ſoll auch Eſſing an mir einen freundlichen Onkel finden, und wir vergeſſen, was wir vorhin geſprochen haben. Und nun komme zu Tiſche und dann ſchlaf ein paar Stunden, damit Du Dir nachher die Sache noch einmal mit verſchlafenen Augen anſehen kannſt; denn bis acht Uhr iſt noch eine lange Zeit."

Ueber Tiſche machte der Onkel von ſeinem Hausrechte Gebrauch, d. h. er beſtimmte durch verſtändige Leitung, über welche Dinge geſprochen und über welche geſchwiegen werden ſollte. Von Herrn Eſſing und von Liebesgeſchichten war gar nicht die Rede. Aber wie ſehr auch die Frau Räthin, welche die vorige Nacht nur wenige Stunden im Eiſenbahnwagen geſchlummert hatte, nachher ſich bemühte, zu ſchlafen, ſo wollte es ihr bei ihrer großen Aufregung doch nicht gelingen, und ihre Gedanken mußten natürlich dieſelbe Richtung behalten, zu welcher der Bruder zuletzt den Anſtoß gegeben hatte. Dieſer wußte als erfahrener Mann zu gut, daß, wenn die Tochter von Liebe ſpricht und die Mutter es dafür annimmt, alle Bemühungen dagegen vergebens ſind, machte gute Miene zum böſen Spiel, ging Abends mit in ſeines Clubbfreundes glänzende Soirée, lächelte verſtohlen über deſſen fade Aufmerkſamkeiten und bedauerte, daß dieſer äußere Glanz eines Danziger Kaufmannshauſes ſeiner Schweſter noch völlig den Blick blenden müſſe.

Andern Morgens wollte die Frau Räthin noch einmal mit ihm zu überlegen anfangen. Er aber ſagte blos: „Was ich geſtern geſagt habe, wiederhole ich. Eſſing iſt ein tüchtiger Kaufmann, ſeine Handlung ſteht auf geſunden

Füßen, ſeine Kinder ſind, wie Du geſehen haſt, zu ganz artigen leidlich gedrillt, ſein Ruf als Ehrenmann unbefleckt; aber er iſt mir ein unleidlicher Geck, der nur erwirbt, um damit zu prunken, und der Deine Ida auch nur haben will, um damit Staat zu machen. Ihr werdet ſie ihm geben, das weiß ich. Nun ſeid wenigſtens ſo vernünftig, einen Ehekontrakt zu machen und darin feſtzuſetzen, wie viel er ihr einſt teſtamentariſch ſicher zu ſtellen hat." Die Frau Räthin merkte, daß ſie ihren Bruder mit weiteren Reden und Fragen verſchonen müſſe, ſie brach alſo ab und verließ nach wenigen Stunden mit ihrer Tochter die Stadt.

Schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft im elterlichen Hauſe empfing Ida den in geheimen Briefen ihr angekündigten Herrn Eſſing an der Hausthür und führte ihn zu den Eltern. Ihr Blick hatte ihm verabredeter oder erbetener Maßen geſagt, was er zu hoffen hätte. Noch am ſelbigen Tage wurde die Verlobung gefeiert, und vier Wochen darauf ſprach Ida am Altare das feierliche Ja und wollte dem Manne in unverbrüchlicher Treue auf ewig angehören.

2.

Wie es in den meiſten Ehen gebildeter Weltleute iſt, ſo war es auch hier: man hatte Flitterwochen, in denen man gar nicht aufhören konnte, einander ſchön zu thun und ſich ſo viel Angenehmes und Schmeichelhaftes zu ſagen, daß man ſo lange ſich ſelbſt für edlere und höhere Weſen hielt, bis Beide Ueberdruß hieran empfanden und damit den wahren Gefühlen wieder Eingang bei ſich geſtatteten. Der Mann, welcher auch hier zuerſt des Gethues ſatt

wurde, ungeachtet er es der Jugend ſeiner Frau zu Gefallen länger ausgehalten hatte, als das erſte Mal, warf ſich wieder mit allen Kräften in das Gewirre ſeines großartigen Handels, und es dauerte nicht lange, ſo erſchien er nur zu den regelmäßigen geſchäftsfreien Stunden bei Frau und Kindern. Die Frau hielt es für ihre Pflicht, in gleicher Weiſe thätig zu ſein und ſich des ihr unterſtehenden Pflichtenkreiſes vollſtändig zu bemächtigen.

Ihre erſte Sorge wandte ſich den Kindern zu, da die Wirthſchafterin, welche bisher im Hauſe geweſen war, noch ein Jahr lang zu bleiben zugeſagt hatte. Ihre eigene Mutter hatte wohl nie eine Erziehungsſchrift geleſen und doch die erſten vier Töchter zu guten Hausfrauen und Müttern erzogen; und ſie hatte das gekonnt, weil ſie ſelber gut erzogen und fromm war. Von der fünften Tochter, eben von der Frau Eſſing, mochte die Mutter ſelber nicht behaupten, daß ſie ihr ebenſo eingeſchlagen wäre, wie die anderen; aber ſie ſchob das auf ihr eigenes Alter und auf manche ungünſtige äußere Umſtände, erkannte nicht, daß der lange Beſuch der höheren Töchterſchule die eigentliche Schuld trüge. Gerade die dort empfangene äſthetiſch-literariſche Halbbildung bewirkte auch, daß Frau Eſſing ſich gar nicht zutraute, die ihr anvertrauten Kinder nach eigenem Wiſſen und Gewiſſen erziehen zu können. Sie legte auf ganz unweibliche Art einen viel zu hohen Werth auf Bücher und glaubte, in ſolchen auch alles das zu finden, was einer Erzieherin nöthig wäre. Statt nun aber ſich an einen bewährten Pädagogen zu wenden und ſich bei ihm Raths zu erholen, damit ſie wenigſtens die wenigen wirklich werthvollen Bücher bekäme, ging ſie zum Buchhändler, forderte Erziehungsſchriften, glaubte den beredten Anpreiſungen

alter Ladenhüter, griff nach den brillanteſten Einbänden und eleganten Drucken und kaufte ſich eine Anzahl der ordinärſten Modeartikel zuſammen.

Nun ging das Studiren los. Ach, das war ſo langweilig, und da ſtand ſo viel unbrauchbares Zeug darinnen, daß ſie ſo gut wie gar nichts daraus für ihre Zwecke lernte. Allein ſo viel gewann ſie doch daraus, daß ſie über das Verfahren der Lehrer und Lehrerinnen ihrer Kinder — denn ſie beſuchten die öffentlichen Schulen — ein Urtheil fällen zu können ſich zutraute. Es war ihr wirklich Ernſt in Allem, was ſie unternahm. Sie las, daß die Eltern ſich mit den Lehrern ihrer Kinder in perſönliche Verbindung ſetzen ſollten; ſie that's, beſuchte die Lehrer, erfreute ſie anfangs durch ihre Theilnahme, machte ſie aber bald auch durch ihre falſchen Urtheile verdrießlich. Da ſie einen Wink von ihrem Manne bekam, daß er dieſe häufigen Beſuche bei den Lehrern nicht billige, ſo nahm ſie bei ihrer Schreibfertigkeit zur Feder ihre Zuflucht und muthete den armen geplagten Schulmeiſtern noch zu, für nichts und wieder nichts ihre koſtbare Zeit einem unfruchtbaren pädagogiſchen Briefwechſel zu opfern. Das bekam ihr bald übel; denn von einem Briefempfänger erhielt ſie gar keine, von einem eine ſo unhöfliche Antwort, daß ſie dieſe Weiſe des Wirkens ganz aufgeben mußte. Sie hatte ferner durch ihre Bücher beſtätigt geleſen, was ihre Mutter immer praktiſch ausgeführt hatte, daß ein Erzieher ſtreng und gerecht ſein müſſe; aber ſie bedachte nicht, daß eine zweite Mutter die Strenge durch Konſequenz erſetzen und die nachgehende Liebe an die Stelle der wehrenden Furcht bringen ſoll, und hatte das Unglück, die Kinder von ihrem Herzen abzuwenden. Das beklagte Niemand mehr, als ſie ſelbſt, während

gerade ſie, wenn ſie nur ihren natürlichen Eingebungen gefolgt wäre, es am erſten hätte verhüten können. Dazu kam, daß der Mann, welcher ſeine Frau wirklich übermäßig liebte, dergleichen durch Härte verbeſſern wollte, und ſomit die kindlichen Gemüther noch mehr einſchüchterte und entfremdete. Glücklicher Weiſe erkaltete nach und nach der pädagogiſche Lehreifer, und je weniger die Büchertheorie beachtet wurde, deſto beſſer fand ſich das Verdorbene wieder in ein einigermaßen richtiges Geleiſe.

Es war nicht richtig berechnet geweſen, daß ihr Mann ihr im erſten Jahre die ganze Sorge für das Hausweſen hatte abnehmen wollen; denn die Vergnügungen, die Beaufſichtigung der nur wenige Stunden außer der Schule zubringenden Kinder, die Unterhaltung des ebenfalls nur kurze Zeit ſeiner Erholung gönnenden Mannes, die Beſchäftigung mit der Toilette — das Alles füllte lange nicht die Zeit aus, und ſie mußte nach dem verunglückten pädagogiſchen Studium auf Zeitvertreib ſinnen. Sie wählte den unglücklichſten, den eine junge Hausfrau treffen kann: ſie las Romane und Gedichte. Freilich redete ſie ſich ein, daß ſie nur ihre lückenhaften Kenntniſſe in der Literaturgeſchichte vervollſtändigen wolle; ja, ſie ſchaffte ſich auch einige literarhiſtoriſche Werke, aber wieder, wie ſie der Buchhändler ihr anpries, an, und ſetzte nun nach den dort gegebenen Büchertiteln die Bibliotheken in Arbeit. Das hatte aber zunächſt drei üble Wirkungen. Erſtlich lernte ſie Bücher dieſer Art, nämlich Romane und Verſammlungen, überſchätzen, und hielt es immer mehr für ein großes Glück, ſolche Sachen zu leſen, für eine große Kunſt, ſie machen zu können, und für eine beneidenswerthe Ehre, mit einem Dichter in perſönliche Berührung zu kommen. Zweitens wurde ihr Ge-

müth immer mehr der wirklichen Welt entfremdet, in ein ſchwärmeriſches Reich der Phantaſtereien entrückt, ihr Verſtand benebelt, ihr Urtheil verkehrt und das fromme Herz, welches ſie wirklich als Erbtheil ihrer Eltern mit in die Ehe gebracht hatte, durch laut geprieſene Unſittlichkeiten vergiftet. Drittens aber bekam das Verhältniß zu ihrem Manne hiedurch erſt eine ſchwankende Bewegung, dann eine Erſchütterung, zuletzt Stoß auf Stoß. Dieſer nämlich hatte an Poeſie gar keine Freude, mochte alſo auch nicht darüber ſprechen, noch weniger Vorleſungen hören, und das durfte man ihm auch nicht übel nehmen, da er's für ſeine Pflicht hielt, ſeine ganze Geiſteskraft auf ſeine Handlung zu verwenden. Nichts aber erkältet die Herzen zweier Eheleute leichter und ſchlimmer, als eine dauernde Verſchiedenheit ihrer Werthabſchätzungen der wichtigſten Dinge. Die Frau ſah auf den unpoetiſchen Mann immer tiefer herab; der Mann ſpöttelte blos gutmüthig über ihr verhimmelndes Weſen.

So kam das zweite Jahr heran. Die Hausverwalterin nahm Abſchied. Aber wehe! welche Dinge offenbarten ſich da! Herr Eſſing war während ſeines Witwerſtandes auf das Großartigſte beſtohlen. Faſt nicht das Nothwendigſte war da. Waren Geſellſchaften gegeben, ſo hatte man geborgt, aber die junge Hausfrau nichts davon merken laſſen. Es war das freilich für den Reichthum des Mannes keine ſo große Sache, einige Tauſende für neue Anſchaffungen zu verwenden; allein ſie mußte ſich doch einer Pflichtverletzung anklagen, daß ſie das erſt ſo ſpät erfuhr, und ſich vor ihrem Manne ſchämen. Dieſer entſchuldigte ſie, bat faſt um Verzeihung, daß ſie ſolchen Aerger erfahren, und gab ihr reichlich zum Einkaufen. Was für ein herrliches

Arbeitsleben hätte das jetzt von früh bis Abend im Hauſe werden können! Aber die höheren Töchterſchulen erziehen nicht zum Stolze auf eine feine Kappnath, auf eine gleichmäßige Hohlnath, auf eine gerade Saumnath; und wozu anders ſind denn in großen Städten die ſchönen Läden mit fertigem Weißzeug, als zum Verderben der Frauen und zur Ernährung der armen Fräulein, welche von den thöricht wählenden Männern unbeachtet geblieben ſind? Genug, Frau Eſſing verſäumte die ihr ſo günſtige Gelegenheit, ihre Zeit zur Arbeit verwenden zu lernen. Dachte ſie ja ſchon ſeit lange mit Grauen an die andere ihr nun zufallende Thätigkeit!

Ganz unbekannt war ſie mit den Arbeiten in Küche und Keller nicht, wiewohl ſie auch hierin lange nicht ſo viel gelernt hatte, wie ihre älteren Schweſtern. Sie hatte auch das Glück, eine tüchtige Köchin zu bekommen, und ſie hätte ſich ganz gut mit dem Anordnen, Herausgeben und Beurtheilen begnügen können. Aber ſie hatte ſich ja auch zu dieſem Amte literariſch vorbereitet, hatte ſich ſogar von Rumohr's „Geiſt der Kochkunſt“ etwas für ihre Zwecke verſprochen und nun die kühne Abſicht gefaßt, in das Hausweſen, ja in die Küche, mehr Geiſt zu bringen, als nach ihrer Meinung darin war. Sie hatte in gewiſſer Beziehung Recht, es fehlt unſern Küchen an Geiſt; aber nicht in dem Sinne, wie ſie es nahm. Es fehlt unſern Hausfrauen bei der Verworrenheit und Verderbtheit der Kochrezepte in den gewöhnlichen Kochbüchern des (allein aus einem ſorgfältigen Studium der Nahrungsmittellehre theoretiſch, oder von einer verſtändigen und erfahrenen Mutter praktiſch zu erlernende) Urtheil über das, was den Familiengliedern bei ihren Beſchäftigungen und in ihrem Alter geſund oder ſchädlich ſei.

Frau Eſſing ſuchte ſogar die Kochrezepte noch zu vermehren und weiter zu verunſtalten und ließ ihre Köchin allerhand Verſuche anſtellen. In der erſten Zeit hatte der Mann nichts dagegen, wenn er auch manchmal an den überwürzten Speiſen recht würgen mußte, blos weil er dann doch über Anderes reden und hören konnte, als über Verſe und Romane; allein die Zeit der Verſuche dauerte ihm endlich zu lange, und er bat um Abkürzung derſelben, d. h. er verleidete ſeiner Frau die Geiſtkocherei und überließ ſie wieder der Geiſtleſerei. Nichts deſto weniger blieb er ihr mit ſeinem ganzen Herzen zugethan: er hielt ihr verkehrtes Weſen und Treiben für Geiſt und hoffte, der junge Moſt ſollte noch einen guten Wein geben.

Allein wie man an einer ſchönen Gegend nicht halb die Freude hat, wenn man ſie allein ſieht oder durchwandert, als wenn man die Eindrücke in Worte an einen theilnehmenden Freund bringen kann; ſo wird auch der Genuß der Dichterwerke, beſonders, wenn man ſelbſt kein poetiſches Gemüth hat, durch den Mangel an einem Freunde oder einer Freundin, gegen welche man ſich darüber ausſprechen könnte, ſehr verkümmert. Frau Eſſing hatte das Bedürfniß, über ihre Leſereien zu ſprechen; mit dem Manne konnte ſie's nicht, mit den Kindern gleichfalls nicht: alſo ſehnte ſie ſich nach einem entſprechenden Umgange. Wie aber den bekommen? Herr Eſſing liebte die Geſellſchaften nicht; er brachte die Abende, an denen er ſich von ſeinen wirklich anſtrengenden Arbeiten erholen mußte, nach alter deutſcher Sitte am liebſten im Kreiſe der Seinen zu, im Winter am warmen Kamin, im Sommer auf ſeinem ein kleines Stündchen entfernten Landhauſe. Oft ſchon hatte die Frau theils in Anſpielungen, theils auch gerade heraus den Wunſch

geäußert, die Annehmlichkeiten eines größeren Verkehrs mit anderen Leuten ſich zu verſchaffen; aber immer war ihr mit ſolchen Gründen geantwortet, daß ſie ſelbſt nichts weiter erwidern konnte. Ob ihr Mann eiferſüchtig ſein konnte? Es verdroß ſie faſt, dieß denken zu müſſen, da er ihr einen Wunſch, welcher ihr für eine junge lebensluſtige Frau ganz natürlich zu ſein ſchien, ſo hart verſagen konnte. Da plötzlich trat ein Ereigniß ein, welcher mit einem Schlage das ganze Haus veränderte. Das böſe Jahr 1830 forderte auch in der Handelswelt ſeine Opfer. Herr Eſſing beklagte gleichfalls große Verluſte. Feinde aber, an denen es ja auch dem Friedlichſten nicht fehlt, hatten dieſe Verluſte übertrieben und ſie in einen boshaften Zuſammenhang mit ſeiner Zurückgezogenheit, alſo — wie ſie ſagten — häuslichen Sparſamkeit, gebracht. Er wußte von dieſem Gerede lange nichts. Erſt als er einige mißtrauiſche Blicke und Aeußerungen an der Börſe bemerkte, erkundigte er ſich näher und erfuhr zu ſeinem Schrecken, was die Bosheit gegen ihn geplant hatte. Er überlegte lange und kam leider zu dem unklugen Entſchluſſe, in dem Winter von 30 auf 31 den Glanz ſeines Hauſes leuchten zu laſſen.

Diners, Soupers, Bälle folgten raſch auf einander, ſogar eine Maskerade mit lebenden Bildern wurde zu Stande gebracht. Die Frau ſchwamm in einem Meere von Seligkeit. Erſt hatte ſie ſich's ſo ſchwer gedacht, eine Salondame vorzuſtellen, und nun fand ſie, daß weiter nichts dazu gehörte, als ein immer freundliches Lächeln, ein aufmerkſames Zuhören und ein zuverſichtliches Gewährenlaſſen der Gäſte: ſie galt bald für eine der erſten Zierden der Stadt.

Während ſonſt die Gehülfen auf dem Comtoir des

Herrn Eſſing faſt gar keine Beziehung zum häuslichen Kreiſe ihres Chefs hatten, ſo ging es doch jetzt nicht gut anders, als daß immer einige derſelben auch mit eingeladen wurden. Es war auch nicht zu verwundern, daß dieſe jungen Herren der ſchönen Frau vom Hauſe ihre Huldigungen darbrachten: aber es war davon auch nichts zu befürchten, da die Würde ihrer Stellung und jetzt noch ihrer Haltung jeden in ſeinen engen Schranken hielt.

Allein wie es ſo geht, wenn dieſe Würde nicht der Ausfluß eines frommen Herzens iſt, wenn ſie blos ein Erzeugniß der Umgangsformen iſt, daß ein leiſer Hauch ſie bei erſter beſter Gelegenheit hinwegblaſen kann; ſo geſchah's auch hier. Holzmann war in Geſchäften des Herrn Eſſing mehrere Jahre auf Reiſen geweſen, hatte dieſe Stelle im Herbſte an einen Andern übergeben und einen der erſten Plätze auf dem Comtoir bekommen. Sein Herr ſchenkte ihm großes Vertrauen und hatte von ſeiner Geſchäftskenntniß eine hohe Meinung. Er ſagte das auch ſeiner Gattin und ließ den Wunſch durchblicken, daß ſie ihn in den Geſellſchaften mit einiger Aufmerkſamkeit behandeln möchte. Er ſollte bald keine Urſache mehr haben, dieß zu wünſchen!

Holzmann war ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, blond, ſchmächtig, lang aufgeſchoſſen, ſehr beweglich und von einer unermüdlichen Zungenfertigkeit. Er hatte Muſik getrieben und in den oberen Klaſſen einer ſogenannten Handlungsſchule Literaturgeſchichte gelernt und ab und zu Verſe gemacht. Von Natur den oft genug recht faden Nebenbeſchäftigungen und Freuden der jungen Kaufleute abgeneigt, hatte er ſich auf ſeinen Reiſen viel mit den neueſten Verſammlungen und Romanen abgegeben, wußte eine Menge Gedichte auswendig und traute ſich ſogar ſchon ein

Urtheil über den Stil jener Modeautoren zu, welche eben nicht in der Mode wären, wenn sie wirklich einen Stil hätten. Als er nun zum ersten Male in die Nähe der Frau Essing kam, als sie ihn durch ihre Freundlichkeit aufmunterte, noch näher zu kommen, und als sie ihm gar auf das, was seine Seele erfüllte, auf seine Lesereien, Antwort geben konnte und mochte: da bekam seine himmlische Bewunderung ihrer Schönheit den seelischen Hintergrund einer anscheinenden Uebereinstimmung in den höchsten Angelegenheiten des Lebens — das waren ja jene Dinge für ihn und sie und er fühlte Liebe. Und da die Frau zum ersten Male in ihrem Leben einem jungen Mann sich gegenüber sah, der, was sie so lange hatte verschweigen müssen, zum Ausdrucke bringen half, so gab sie unbedachtsam genug zu verstehen, daß ihr ein Herzensbedürfniß hiedurch befriedigt würde. Und als er ihr vollends einst auf die Frage, ob er denn bei so vielem Sinne für Poesie wirklich Freude am Handelsgeschäft haben könne, die Antwort gab, daß er eigentlich in sich einen unwiderstehlichen Drang zum poetischen Schaffen fühle, daß er darum jetzt mit eisernem Fleiße die Handlung triebe und in äußerster Sparsamkeit lebe, damit er sich ein Kapital sammele, von dessen Zinsen er später allein der Dichtkunst leben könne: da war's vollends um ihr Herz geschehen, und sie konnte sich des süßen Traums nicht erwehren, an der Hand eines werdenden Dichters ein wahres Götterleben zu führen und einst, wenn derselbe unsterblichen Ruhm erworben, in den Jahrbüchern der Literatur als dessen schützernder und begeisternder Genius genannt zu werden. Die zehn Gebote werden von den Tagespoeten nicht behandelt oder als bloßer Kappzaun für die rohe Masse angesehen; also dachten vorläufig Beide gar

nicht daran, daß sie auf dem geraden Wege zum Ehebruche waren, als Christen ihn aber sogar schon begangen hätten.

Der Winter mit seinen rauschenden Freuden verging. Holzmann hatte es bis zum willkommenen Hausfreunde gebracht. Der Sommer kam, und Frau Essing zog mit den Kindern während deren Ferien auf's Land. Abends und Sonntags begleitete Holzmann seinen Herrn hinaus; und Herr Essing glaubte noch nie einen treueren und tüchtigeren Arbeiter und lieberen Freund gehabt zu haben. Er vertraute ihm immer mehr an, gab ihm sogar die Procura. Und warum sollte er auch nicht? Blieben doch Beide in seiner Gegenwart stets in gemessenster Entfernung, und hatte er doch die große Freude, daß, seit seine Frau sich über ihre Lieblingsgegenstände unterhalten konnte und ihn nicht mehr damit zu quälen brauchte, ihre Schwermuth, die er ihrer Kinderlosigkeit zuschrieb, wich und einer liebenswürdigen Fröhlichkeit Raum gab.

Wie gesagt, er merkte nichts. Aber anderwärts sollte ein schreckliches Licht aufgehen. In dem Garten des Landhauses war ein ziemlich großer und tiefer Teich. Auf diesem lag ein zierlicher Kahn. Oft schon hatte Frau Essing mit einem der Kinder oder allein ihn gelenkt und nach und nach Fertigkeit und Dreistigkeit erlangt. Einst auch an einem Sonntag Nachmittag, als sie mit ihrem Manne und Holzmann an dem Teiche vorüberging, fiel es ihr ein, mit dem Kahn auf das jenseitige Ufer überzusetzen. Herr Essing liebte solche Kühnheiten nicht und mahnte sie durch die Vorstellung von der Gefahr ab. Sie aber spottete seiner Furcht, schaukelte verwegen, that einen Fehltritt, schlug mit dem Kahne um, that einen herzzerreißenden Schrei, tauchte unter, kam einen Augenblick wieder empor und versank.

Ehe aber Herr Eſſing noch von ſeinem ſtarren Schrecken zum kläglichen Hülferufen ſich ermannte — denn der Arme konnte nicht ſchwimmen und war keine Mutter, die ihrem Kinde nachſpringen mußte — hatte Holzmann ſchon den Rock abgeworfen und war in wenigen kräftigen Stößen zur Unglücksſtelle hingeſchwommen. Er tauchte unter und entriß die ſüße Beute dem Waſſer und dem Tode. Schon nach wenigen Stunden hatte ſie Schreck und Waſſertod überwunden, und Worte und Blicke ſtrömten über von Dankbarkeit. Andern Morgens ſchrieb ſie an ihre Eltern, erzählte ihre wunderbare Rettung, erwähnte zum erſten Male ihres Retters, meldete aber von ihm, daß er ihres Mannes beſter Arbeiter und naher Freund ſei, daß er auch Dichter ſei und ihr ſchon manches gelungene Produkt mitgetheilt habe, kurz kam dann in eine ſo warme Schilderung dieſes Hausfreundes hinein, daß ein unbefangenes Auge den inneren Zuſammenhang bald erkennen konnte. Der Rath Denkmann las den Brief, ſeufzte tief auf, ging zu ſeiner Frau und gab ihr denſelben mit dem ſchmerzlichen Ausrufe: „Aus einem Unglück ins andere!“ Die Mutter las, ſagte weinend: „Ja, Du haſt Recht, und morgen reiſe ich. Jetzt lernt unſere Eliſe die Liebe kennen, und ich muß hin, ſie zu retten.“ Der Vater war's zufrieden und überlegte mit der aufgeregten Frau alle denkbaren Fälle. Darin zunächſt wurden ſie einig, daß die Mutter zuerſt zu ihrem Halbbruder fahren und bei dieſem, wenn es anginge, nähere Erkundigungen einziehen ſolle.

Sie kam an. Ihr Bruder war ſehr überraſcht, daß ſie zuerſt bei ihm vorfuhr. Er hatte ſich um ſeine Nichte ſcheinbar nicht viel bekümmert, wußte aber doch um Alles genauen Beſcheid, was dort im Hauſe vorging, hatte darum

auch ſchon von der Lebensrettung erfahren. Aber da er ſeiner Schweſter dieſe Heirath jetzt noch viel weniger verzeihen mochte, als damals, wo ſie ſeinen Rath dagegen unbefolgt ließ, ſo empfing er ſie mit der bitteren Frage: „Nun, Du kommſt wohl, Eſſing's Hausfreund auch dafür zu umarmen, daß er Deine Ida aus dem Waſſer gezogen hat?“ Das war freilich ein ſchreckliches Wort, das kleine „auch“; aber er brachte Beide ſofort mitten in die Sache hinein. Die Frau Räthin erfuhr, daß Holzmann von Jedem, welcher die Verhältniſſe etwas kenne, für den von der jungen Frau ſehr begünſtigten Hausfreund gehalten werde, und daß die Meiſten das bei Herrn Eſſing's Beſchaffenheit ganz in der Ordnung fänden. In höchſtem Schmerz rief ſie aus: „Der Mann muß aus dem Hauſe!“ Der Bruder fragte: „Etwa damit ihm Deine Ida ſpornſtreichs nachlaufe?“ Das war der Mutter zu arg. Sie zürnte ernſtlich auf den Bruder. Dieſer aber ſagte: „Auf die Gefahr hin, daß Du auf meinen Rath auch dießmal nicht hörſt, will ich Dir doch noch meine Meinung ſagen. Miſche Dich nicht ein, bringe Deine Tochter nicht zu dem Bewußtſein, daß ſie ihren Retter liebt — bis jetzt kann's noch bloße Thorheit ſein, ein Phantaſieſtück in ihrer beliebten Manier — lege ihr durch Deinen Einſpruch kein Hinderniß in den Weg, fache dadurch nicht die Liebe erſt recht an, bringe ihren armſeligen Mann nicht um ſein Glück, ſondern reiſe morgen früh in aller Verborgenheit wieder nach Hauſe; ich will ſchon dafür ſorgen, daß bei Eſſings keiner von Deiner Anweſenheit erfahre.“

Der gute Onkel hatte Recht gehabt. Sein Rath wurde verworfen. Wie hätte auch ein alter Hageſtolz etwas von der Liebe verſtehen können? Und mußte denn nicht das

Urtheil der Welt gleichfalls in Anſchlag gebracht werden? Das böſe Wörtchen „auch“ brannte der Mutter noch auf dem Herzen. Sie mußte hier wirken, beſſern, retten: es ließ ihr keine Ruhe. Abends, als wieder ein neuer Poſtwagen ankam, fuhr ſie zu großem Aerger ihres Bruders vor Eſſing's Wohnung, ſtieg aus und ließ ſich als ſo eben in Danzig angekommen fröhlich bewillkommnen.

Es war doch anders, als die Mutter erwartet hatte. Sie mußte zugeſtehen, daß ihre Tochter gegen ihre Kinder mit Eifer ihre Pflicht that, von ihnen auch geliebt wurde, daß das Verhältniß zum Manne durch Nichts getrübt ſchien, und daß Holzmann ſich wohl bisweilen auf einem verlangenden Blicke nach der Hausfrau ertappen ließ, aber ſonſt in ſeiner Haltung keinen Tadel oder Argwohn verdiente. Sie konnte nicht recht klug daraus werden: entweder waren die Beiden ſchon in geheimem Einverſtändniß und hatten jetzt Abrede getroffen, vor der Mutter Alles zu verbergen, oder das Verhältniß war durchaus unſchuldig und verbot die Beſprechung. Sollte ſie jetzt noch dem Rathe des Bruders folgen? Sie ſuchte ihre Tochter täglich mehr auszuhorchen, ließ ſich auch Gedichte Holzmanns geben, ſprach aber nur verblümte Warnungen aus, welche die Tochter nicht zu verſtehen ſchien. Endlich, am achten Tage ihrer Anweſenheit, faßte ſie ſich ein Herz und ſprach mit ihrem Schwiegerſohne. Im Tone der aufrichtigen mütterlichen Liebe gab ſie ihm nach langer Einleitung den Rath, ſeinen Gehülfen bald aus dem Geſchäfte zu entfernen, damit er für ſeine und ſeiner Frau Ruhe nicht gefährdet würde. Da kam ſie aber ſchön an: Herr Eſſing fühlte ſich beleidigt und mußte ſich ſehr zuſammen nehmen, in Ton und Worte ſeiner Erwiderung nichts Verletzendes zu bringen. Er be-

hauptete, zu seiner Frau das vollste Vertrauen zu haben, Holzmann als einen Ehrenmann zu kennen und ihn, weil er durch Niemanden ersetzt werden könne, aus dem Geschäfte nicht entfernen zu dürfen. Die Mutter erschrak ordentlich über die Rolle, zu welcher sie ihre große Zärtlichkeit und Gewissenhaftigkeit gebracht hatte, wollte ja durchaus keine Ohrenbläserin sein und zog sich möglichst wieder zurück. Als vollends nachher bei Tische Herr Essing scherzend seiner Frau erzählte, in welchem Verdachte sie bei der Mutter stehe, und als die Frau so heiter neckend darauf einging, so war die Frau Räthin vollends beruhigt und reiste glücklich wieder ab. Der alte Rath aber, dem sie Alles genau erzählte, schüttelte den Kopf und konnte sich nicht so befriedigt erklären.

Wiederum ein Jahr verging, und es blieb in dem Hause des Herrn Essing beim Alten. Nur bei den Schwiegereltern hatte sich Einiges verändert. Die vierte Tochter hatte schon früher ihren Doktor geheirathet, und jetzt fand die letzte und jüngste Tochter in einem Baumeister einen Mann, mit welchem sie glücklich zu werden hoffte. Die beiden alten Leute waren, da der Sohn auch nicht mehr in das elterliche Haus zurückkehrte, sondern erst jüngst, freilich etwas spät, Regierungsassessor geworden war, sehr einsam und lebten fast nur noch in Erinnerungen und dem brieflichen Verkehre mit ihren Kindern und Enkeln. Die Frau Räthin, welche von jeher die Familienkorrespondenz besorgte, hatte fast nichts weiter zu thun, als Briefe zu beantworten; und sie that das, da sie einen guten Brief schreiben konnte, mit großer Freude.

Da kam eines Tages ein Brief an mit der Aufschrift von Ida's Hand, aber aus einem Orte, den beide Eltern

gar nicht kannten. Es war ein Schlag aus heiterm Himmel! Ida hatte ihren Mann verlassen, war zu einer Freundin auf dem Lande gereist und schrieb von hier aus, daß keine Gewalt auf Erden sie wieder zurückbringen könne; sie wolle und müsse sich von ihrem Manne scheiden lassen, sie könne den Eltern nicht sagen und könne es Niemandem sagen, was sie bis jetzt gelitten habe, und sie erwarte und wisse, daß ihr Mann wegen böslicher Verlassung den Antrag auf Scheidung einreichen werde, wenn er nicht wolle, daß sie einen Antrag aus einem ganz andern Grunde stelle. Noch klagten und überlegten die Eltern, was sie antworten oder thun wollten, da trat Herr Essing in die Stube. Er war noch unglücklicher, als die Eltern. Und er hatte es Ursache; denn er durfte sich's nicht verhehlen, daß er ein solches Ereigniß längst hätte fürchten müssen. Als aber der Rath nach Holzmann fragte, weil er seine Ahnung nicht los werden konnte, erzählte Herr Essing, daß dieser der einzige Freund wäre, der ihn noch in seinem Unglücke getröstet habe, und daß er ihn, weil derselbe mit einem neulich in der Lotterie gemachten Gewinne schon gegen 20,000 Thaler eigenes Kapital in seiner Handlung stehen habe, nächstens zu seinem Kompagnon machen wolle. Jede Hindeutung aber des Vaters, ob wohl Holzmann irgend welchen Antheil an dem schrecklichen Entschlusse der Tochter haben möchte, wies er mit Entschiedenheit, zuletzt sogar mit Entrüstung zurück. Es wurde nun geschrieben und geantwortet, wieder geschrieben und wieder geantwortet, die Tochter aufgefordert, nach Hause zu kommen, abgelehnt, die Mutter den weiten Weg zu ihr geschickt, der Tochter Himmel und Hölle vorgestellt: Alles vergebens! Sie blieb fest, ja starr, und ihr Mann war genöthigt, ihr

den Willen zu thun und die Ehe gerichtlich auflöſen zu laſſen.

Die Trennung war erfolgt. Ida kehrte zu ihren Eltern zurück. Es dauerte lange, ehe die Gefühle des Unwillens und der Scham aus dieſem kleinen Kreiſe weichen wollten. Aber trotz aller ihrer Bemühungen gelang es der Tochter doch nicht, des Vaters ganze Liebe wieder zu erlangen. Er gehörte einmal aus Ueberzeugung zu Denen, welche die völlige Unauflöslichkeit der Ehe für göttlichen Willen halten. Außerdem aber mißfiel ihm das aufgeregte Weſen und das theatraliſche Pathos, welches die Tochter nicht mehr ablegen zu können ſchien, durchaus, und unzählige Male des Tages rief er ihr zu: „Natürlich, Kind! natürlich!“ Der alte Herr zählte ſchon über ſechzig Jahre, und es war nicht zu verwundern, daß der immerfort an ſeinem Herzen nagende Kummer über dieſe ungerathene Tochter, die ſie in ſeinen Augen blieb, ihm auch leiblich zuſetzte und ſeine Geſtalt immer mehr verfallen ließ. Anders die Mutter! Sie mußte ſich ſagen, daß erſt jetzt Ida's Schönheit ſich recht entfaltet hätte, ſie hielt ihr hohles Pathos für geiſtigen Schwung und war in der Stille entzückt, wenn ihr die Tochter kleine Gedichte oder Erzählungen vorlas, mit deren Abfaſſung ſie jetzt ihre vielen müßigen Stunden ausfüllte. Nur das Eine konnte ſie nicht begreifen, daß Ida, ohne die geringſte Spur von geiſtlicher Schwärmerei zu zeigen, ohne auch nur ſittliche Pruderie zu verrathen, immer zu Hauſe blieb und ſich durch nichts bewegen laſſen wollte, eine Geſellſchaft zu beſuchen. „Ich bin jetzt wie eine Witwe,“ antwortete ſie, „und muß mein Trauerjahr abhalten!“

Aber noch ehe dieſes Jahr zu Ende ging, kam Klarheit,

aber eine ſchreckliche, über dieſe Zurückgezogenheit. Holzmann ſchrieb an den Vater einen langen Brief, erzählte ſeine ganze Lebensgeſchichte, meldete ſeinen Entſchluß, die Handlung zu verlaſſen und fortan der Poeſie zu leben, und warb um die Hand der geſchiedenen Tochter, welche ſeiner Verſicherung nach allein im Stande wäre, durch ihre Liebe ihn immerdar zu dem Schönſten und Höchſten zu begeiſtern. Noch dämmerte es blos vor der Seele des alten Herrn; aber er fürchtete das Tagen. Er ließ ſeine Frau rufen. Dieſe jedoch, ſtatt auch beſtürzt zu ſein, hatte Mühe, eine innere Befriedigung dem ſittlichen Zorne ihres Mannes gegenüber zu verbergen. Das erregte ihn noch mehr. Jetzt mußte Ida erſcheinen. Als ſie erfuhr, um was es ſich handle, jauchzte ſie vor Freude auf, fiel ihrer Mutter in die Arme, nannte ſich die glücklichſte aller Sterblichen und wollte ebenſo ihren Vater umarmen. Dieſer aber wies ſie zornig zurück und rief: „Unglückliche! Wie haſt Du bisher zu dieſem Manne geſtanden? Rede!“

Ida hatte bisher gezagt, ob Holzmann ihr dieſelbe Treue bewahren werde, wie ſie ihm, und ob ſie das große Opfer der Scheidung ihm nicht vergeblich gebracht habe. Nun ſie von ſeiner Liebe überzeugt war, glaubte ſie, kein Hehl mehr haben zu dürfen, und erzählte den Eltern, daß ſie bald nach ihrer Rettung aus dem Teiche von Holzmann einen förmlichen Liebesantrag bekommen habe, daß ſie bei ihrer eig nen Zuneigung zu ihm und bei der wunderbaren Uebereinſtimmung ihrer Seelen nicht die Kraft beſeſſen, ihn unglücklich zu machen, ſondern ihm geſagt habe, daß ſie ihn auch liebe, daß ſie aber feſt entſchloſſen ſei, ihrem Manne die Treue zu bewahren, und daß ſie ihn darum bitte, ſich mit dem Einverſtändniſſe ihrer Seelen zu begnügen und

nie wieder von ſeiner Liebe zu ihr zu reden. Darauf habe ſie ihn allerdings geküßt, aber auf ſein Bitten ihm auch erlaubt, an ſie zu ſchreiben, und ihm verſprochen, zu antworten. Dieſer Briefwechſel ſei das köſtlichſte Beſitzthum ihrer Seele, und wenn die Eltern auch nur wenige von den hohen Ergüſſen ihres Geliebten leſen wollten, ſo würden ſie mit ihr überzeugt werden, welch ein erhabener, edler Geiſt in ihm wohne. Nach und nach hätten ſie Beide nicht mehr ohne tägliche Briefe leben können. Aber es ſei ihnen nicht in den Sinn gekommen, jemals einen Gedanken über dieſe platoniſche Liebe hinaus zu hegen. Erſt als Holzmann ſeinen Lotteriegewinn gemacht und dadurch für beſcheidene Anſprüche ſein Lebensloos ſicher geſtellt habe, habe er mit den Bitten in ſie gedrungen, ihren Mann zu verlaſſen und ihm die Hand zu reichen. Und ſie könne heute das überſchwengliche Glück noch gar nicht faſſen, mit dieſem Geliebten nun bald auf ewig vereinigt zu werden.

Sie ſchwieg und umarmte die Mutter. Der Vater ſchwieg auch, ſah lange ernſt und finſter vor ſich hin, und ſprach dann mit weicher Stimme: „Mein Kind! Ich habe Dich bisher als eine Witwe angeſehen und als ſolche manchmal in meinem Herzen beklagt. Du weißt, daß es nicht ſchön iſt, wenn Witwen heirathen, und ich hätte es bei Dir auch nicht ſchön gefunden; aber ich würde mich vielleicht darin gefunden haben. Indeſſen ſo liegen hier die Sachen nicht. Du biſt eine Ehebrecherin!“

Ein heftiger Schrei beider Frauen unterbrach ihn; Mutter und Tochter ſtürzten ihm an den Hals und baten ihn, nicht weiter zu reden; denn ſie kannten Beide die Strenge ſeiner ſittlichen Grundſätze und den Ernſt ſeiner Entſchlüſſe, und Ida bereuete zu ſpät, jetzt ſchon Alles

offenbart zu haben, erkannte aber noch lange nicht, wie weit ſie der ſittlichen Atmoſphäre ihres väterlichen Hauſes entwachſen war, daß ſie eine ſolche Unüberlegtheit hatte begehen können. Aber der würdige Rath wehrte Beide ab und fuhr mit zunehmender Steigerung ſeiner Stimme fort: „Wir Alle ſind ſchwache Menſchen und fallen leicht. Wer ſich aber wieder aufheben läßt und ſich redlich bemüht, vorſichtiger zu wandeln, der erlangt auf immer mehr Kraft und Sicherheit. Wer aber liegen bleibt, ſich in ſeiner Erniedrigung wohl fühlen lernt und endlich gar nicht mehr aufſtehen mag, der iſt ſchon hienieden dem ewigen Verderben verfallen, und nichts kann ſeine Seele retten. In dieſem Falle biſt Du, mein Kind! Du haſt einem andern Manne Deine Liebe geſtanden, das war Ehebruch! Aber Du konnteſt Deinem Ehegemahl bekennen, was Du gefehlt hatteſt, ja wenn Du nur auf Entfernung des Verführers ohne alle Gründe gedrungen hätteſt, dann wärſt Du von Deinem tiefen Falle wieder aufgeſtanden, und Du würdeſt Kraft zu weiterer Erfüllung Deiner Pflicht bekommen haben. Das haſt Du nicht gethan: Du biſt in Deiner Erniedrigung verharrt, ja Du haſt ſogar die Abſicht, ſie zu verewigen und muthwillig Gottes Strafgericht herabzufordern. Ich rede nicht von der Schande, die Du auf mein graues Haupt bringſt, nicht von dem Gram, an welchem ich ſterben werde; aber ich rede von Deinem eigenen Seelenverderben, und ich werde, ſo lange ich Dein Vater bin und lebe, meine Pflicht thun und Dich davor zu bewahren ſuchen, und darum entſage entweder ſofort dieſem Gedanken, Deinen Ehebruch zu verewigen, oder reiſe noch heute ab zu Deiner älteſten Schweſter und laß Dich dort zur Beſinnung bringen. Das aber erkläre ich Dir auf das Be-

ſtimmteſte, daß Du mein Angeſicht nicht eher wieder ſiehſt, als bis Du jeden Gedanken an eine Verbindung mit jenem Elenden aufgegeben haſt."

Mutter und Tochter machten einen neuen Angriff auf den zürnenden Vater. Allein er wehrte ſie ab, öffnete die Thür, bat ſeine Frau, mit Ida hinaus zu gehen und ihn heute durchaus allein zu laſſen; von einer Aenderung ſeines Entſchluſſes könne nun und nimmermehr die Rede ſein.

Die Frau Räthin kannte ihren Mann; ſie wußte alſo auch, daß es jetzt ihre Pflicht war, der Tochter dieſe Heirathsgedanken auszureden. Es wollte nicht gelingen. Ja, es kam beinahe, wie das erſte Mal, wieder zu dem verhängnißvollen: „Dann gehe ich ins Waſſer!" Sie glaubte zu ſehen, daß gegen dieſe Neigung nichts auszurichten war. Richtiger aber geſagt: ſie hatte immer mehr, und nicht zum Wenigſten durch Einwirkung dieſer Tochter, jenen falſchen und unſittlichen Begriff von der Liebe bekommen, daß es ein unwiderſtehlicher Trieb nach Vereinigung ſei, etwa wie ihn niedere Geſchöpfe auch haben, und nicht, was allein des Menſchen würdig iſt, ein auf natürliche und ſittliche Beweggründe geſtützter freier Entſchluß. Darum gab ſie nicht zu, daß ihre Tochter ſchon an demſelben Tage abreiſte, ſondern rechnete mit ziemlicher Sicherheit darauf, ihren Einfluß auf ihren Mann, der manchmal allerdings nicht unbedeutend war, ſo weit geltend zu machen, daß er wenigſtens ſein letztes ſtrenges Wort zurücknähme. Sie irrte ſich; denn wenn auch ſonſt der alte Rath um des lieben Friedens willen nachſichtig und nachgiebig ſein konnte, ſo ließ er ſich doch nie von ſeinen ſittlichen Ueberzeugungen etwas abmarkten. Er glaubte einmal an ein jenſeitiges Gericht, er glaubte an die Verdammlichkeit der muthwilligen

und gegen beſſeres Wiſſen fortgeſetzten Sünden, er wußte, daß der Ehebruch eine ſchwere Sünde ſei, und er wäre im Stande geweſen, ſein Kind lieber zeitlich zu opfern, als zuzugeben, daß es ewig verloren gehen ſollte. Es ſtand darum unumſtößlich feſt bei ihm, daß er ſeine Einwilligung zu dieſer Ehe niemals geben wolle und dürfe, und ohne dieſe, welche auch gerichtlich nicht zu erzwingen war, konnte allerdings die Ehe nicht vollzogen werden. Endlich, als er ſo beharrlich Wort hielt und lieber acht Tage lang nicht aus ſeinem Zimmer kam, während dieſer Zeit aber alle Belagerungen tapfer ausgehalten und alle Stürme auf ſein Herz ſiegreich abgeſchlagen hatte, reiſte die Tochter zu ihrer älteſten Schweſter ab.

Der Vater verließ ſein Zimmer wieder; aber wer ihn ſah, verwunderte ſich über ſein ſo ſchnell verändertes Ausſehen und bedauerte den allgemein verehrten und geliebten Mann. Dieſe letzte Erfahrung hatte ſeiner Geſundheit einen harten Stoß gegeben; er ſelbſt fühlte das auch und beſchäftigte ſich in Gedanken lebhaft mit dem Tode. Wenn er ſchon nicht gern Briefe ſchrieb, ſo machte er doch hier eine Ausnahme: ſowohl an ſeine älteſte Tochter und deren Mann ſetzte er umſtändliche und von der beſonnenſten väterlichen Liebe eingegebene Verhaltungsregeln auf, als auch an Ida ſchrieb er tief erſchütternde Ermahnungen und Warnungen. Allein es iſt eine oft gemachte Wahrnehmung, die auch hier zutraf, daß die zu eifrige und anhaltende Leſerei moderner Gedichte und Romane das Gewiſſen abſtumpft, und daß das viele Reflektiren und Streiten über Gegenſtände des Glaubens unvermerkt dieſen ſelbſt vernichtet. Ida konnte oder vielmehr wollte ſich gar nicht auf jenen erhabenen ſittlichen Standpunkt, auf welchem man dieſes

Leben blos als Vorbereitung auf das jenseitige anſieht und behandelt, erheben laſſen, und war darum auch nicht im Entfernteſten zu einer Ahnung, geſchweige zu einer Einſicht der Verwerflichkeit ihres Strebens zu bringen. Vielmehr ſetzte ſie ihren häufigen Briefwechſel mit Holzmann fort, ließ von dem Inhalte dieſer Briefe Niemanden etwas merken, hörte immer lieber auf die Stimme der Verführung, half ſogar Mittel und Wege ausdenken, ſich ohne die nach den Geſetzen ihres Vaterlandes nothwendige elterliche Einwilligung trauen zu laſſen, entfernte ſich nach Verlauf mehrerer Monate eines Abends heimlich aus dem Hauſe ihres Schwagers, ſchickte von der nächſten Poſtſtation die Nachricht, daß ſie eine nothwendige Reiſe unternommen habe, und ließ ſich im Auslande zum Traualtare führen.

Leider war die Frau Räthin nicht ohne allen Antheil hiebei geweſen. Sie hatte nämlich zwar in gleichem Sinne, wie ihr Mann, und recht oft geſchrieben und gemahnt; aber die kluge Tochter hatte den Briefen recht wohl angemerkt, daß ſie nicht ganz aus dem eigenen Herzen kamen, daß ſie mehr nur als Echo der väterlichen Anſichten anzuſehen waren. Durch ſehr liſtige Benutzung einiger Aeußerungen hatte Ida die Mutter zu der Andeutung veranlaßt, daß ſie ſelber im Grunde ihres Herzens nichts gegen die Wiederverheirathung derſelben habe, und daß auch der Vater ihrem Glücke auf die Dauer ſchwerlich entgegentreten werde, nur ſei für jetzt, wo er ſo kränkle, nicht rathſam, ihn zu ſchriftlicher Erklärung über ſeine gewiß milder gewordene Stimmung zu veranlaſſen. Dieſer Brief war das Mittel geworden, die Bedenklichkeiten des Geiſtlichen niederzuſchlagen und ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Die Neuvermählten ſchrieben lange und halb reumüthige, halb über-

glückliche Briefe und wähnten damit Alles gut gemacht zu haben, zumal da ſie noch aus Vorſicht an die Mutter addreſſirt hatten, damit dieſe den Vater klüglich vorbereiten möchte.

Sie ging zu ihm hinauf, begann ihre wohl ausgedachte Einleitung, wurde aber mit der haſtigen Frage unterbrochen: „Hat ſich Ida mit Holzmann trauen laſſen?“ Sie ſagte Ja, der alte Herr ſeufzte laut auf, griff nach dem Herzen und ſank auf dem Stuhle zurück. Ein Herzſchlag hatte ihn getroffen. Acht Tage lang verſuchten die Aerzte vergebens ihn zur Beſinnung zurück zu bringen, da ſtarb er.

Die Kirche nennt die großen Helden, welche lieber den Tod litten, als von ihrem Glauben ließen, Märtyrer: ſind's aber nicht auch die vielen Väter und Mütter, welche am gebrochenen Herzen über ihre ungerathenen Kinder ſtarben? Legen ſie nicht auch ein Blutzeugniß für ihre Treue gegen Gott und Tugend ab? Und iſt ein ſolcher Tod nicht ſeliger, als das Leben mit ſeinem langſam und doch ſicher verzehrenden Gram?

3.

Ida's zweite Ehe begann nicht ſehr erfreulich. Indeſſen ihr Mann war ein Starkgeiſt und wußte, was ſich bei ihr von wahrhafter Traurigkeit regen wollte, ihr bald weg zu räſonniren. Sie machten einige Reiſen durch Deutſchland, theils in der Abſicht, die trüben Gedanken zu verſcheuchen, theils aber auch und hauptſächlich, um ein recht ſchönes Dichterplätzchen zum künftigen Wohnort auszuſuchen. Wer die Poeſie nicht in ſich hat, der wähnt ſie außerhalb finden zu können, und wenn die Begeiſterung nicht ungerufen

kommt, der meint ſie eingießen zu ſollen. Endlich bezogen ſie im ſchönen Nahethale eine allerdings ſehr hübſche, einſam gelegene Wohnung.

Das Dichten begann nicht ſofort, ſondern Beide kamen darin überein, daß Holzmann ſeinen Geiſt erſt noch mit allerlei Kenntniſſen bereichern müſſe. Es wurden Bücher angeſchafft: das Konverſationslexikon, einige Poetiken, ein gutes Fremdwörterbuch, die neueſten Gedichtſammlungen und Göthe's Werke. Die Frau hatte nicht viel zu thun, ſie nahm alſo an den Studien den lebhafteſten Antheil. Allein da das bloße Leſen und Lernen, wenn's nicht bloße Luſtleſerei gilt, allen Halbgebildeten bald langweilig wird, und da Holzmann gar nicht das Bedürfniß fühlte, ſich von einem erfahrenen Gelehrten oder allenfalls auch Dichter berathen zu laſſen, darin aber am beſten offenbarte, daß ſein ganzes Treiben auf Selbſtüberſchätzung und Unwiſſenheit beruhte, ſo hielt er ſeinen Widerwillen am Studiren und die größere Neigung zum Verſemachen für Schaffensdrang und ſchritt friſch zum Dichten.

Ganz heimlich und vielleicht gar, ohne ſich ſelbſt ganz klar darüber zu ſein, hatte er noch einen andern Grund. Nämlich ſeine Frau hatte ihm früher als Herrin gegenüber geſtanden und dadurch eine äußere Ueberlegenheit über ihn behauptet. Sie hatte ihm ferner — das erkannte er recht wohl — durch das Aufgeben ihrer früheren Verhältniſſe ein in den Augen der Welt für ſehr groß angeſehenes Opfer gebracht; dafür war er ihr Dank ſchuldig, und Anſprüche auf Dankbarkeit machen gleichfalls überlegen. Endlich aber hatte er beim Studiren mit ihr öfter und nicht immer zu ſeiner Freude bemerkt, daß ſie eine ſchnellere Faſſungskraft hatte, als er, daß ſie mehr Gewandtheit im

Sprechen und Schreiben zeigte, daß ſie für ſeine Begriffe von „richtig“ und „ſchön“ wohl eben ſo gute Verſe zu Stande brachte, wie er, kurz, daß ſie auch eine geiſtige Ueberlegenheit haben oder doch bekommen konnte. Da er nun recht gut wußte, daß ſie ihren früheren Mann vollſtändig beherrſcht hatte, er aber nichts ſo ſehr fürchtete, wie dieſes, ſo erforderte es die Klugheit, ſich ſolchem Regimente vorſichtig zu entziehen.

Deshalb bezog er ein niedliches Dachſtübchen mit einer allerliebſten Ausſicht, blieb den ganzen Vormittag allein, kam Mittags zu Tiſche, ging Nachmittags mit ſeiner Gattin auf die poetiſche Jagd nach Anſchauungen, Gefühlen, Einfällen oder, wenn ſich's treffen wollte, nach Abenteuern aus, und las Abends vor, was er früh gedichtet hatte. Anfangs wurde es ihr ſchwer, die langen Vormittage allein und meiſt blos leſend zuzubringen; aber ſie hatte es ja früher ſo gethan und ſie gewöhnte ſich auch jetzt bald wieder daran, ihre beſte Nahrung aus der Bibliothek holen zu laſſen. Da aber hiedurch ihr Geſchmack noch vollends verdorben wurde, da ſie namentlich durch das viele Leſen jenen angeborenen weiblichen Blick für das Schöne und Große ſich immer mehr trübte, ſo war ihr kritiſcher Thee — wie ſie ihre Abende gern nannten — von keinem ſonderlichen Werthe für die Entwicklung des Dichter-Gatten. Es kam aber noch etwas hinzu. Ihre Meinung, daß in Holzmann etwas Bedeutendes ſtecke, hatte ſie in einer Zeit gewonnen, wo ſie eigentlich weder Blick, noch Urtheil für dergleichen haben konnte. Nun war die Liebe hinzugekommen, und von dieſer iſt es ja nur zu bekannt, daß ſie ſich zur Kritik gar nicht eignet. Was alſo auch vorgeleſen wurde, hatte ihren ungemeſſenen Beifall, und der ganze

Tadel blieb an äußerlichen Kleinigkeiten haften. Im Grunde waren Beide unfähig, wirkliche Poeſie von Proſa zu unterſcheiden, geſchweige etwas Poetiſches, d. h. etwas Schönes mit tieferem geiſtigen Gehalte hervorzubringen. Aber das ſtörte ihr Glück nicht: führten ſie doch in poetiſcher Gegend ein poetiſches Leben und hatten ſie doch ein Ziel zum Hoffen und Erſtreben, den poetiſchen Ruhm!

Anderthalb Jahre waren ſo vergangen, ihre Ruhe durch Nichts, weder durch Kriegslärm, noch durch Kindergeſchrei, noch durch Familiennachrichten — denn von dieſen blieben ſie wie durch ſtillſchweigende Verabredung aller Geſchwiſter ausgeſchloſſen — geſtört worden, und ein großer Vorrath von Gedichten aller Art aufgeſpeichert. Da fing die Gattin an, ihren Dichter zum Entſchluß der Veröffentlichung anzutreiben. Man nahm eine gemeinſchaftliche Sichtung vor und brachte endlich ein hübſches Bändchen meiſt lyriſcher Seufzer zuſammen. Da ſie Beide ſo Manches von den hohen Honoraren geleſen hatten, welche große Dichter empfangen hatten, ſo wurde zugleich mancher ſchöne Reiſeplan auf die Rolle Goldſtücke gebaut, welche dieſer erſte Band abwerfen müßte. Ida ſchrieb eine ſchöne Hand; alſo ließ ſie ſich die Freude nicht rauben, den ganzen Band zierlich ins Reine zu ſchreiben.

Nach Kaufmannsgewohnheit fügte Holzmann ſeinem erſten Anſchreiben an einen berühmten Verleger auch gleich ſeine Honorarforderung bei: für den Bogen bei der erſten Auflage fünf, bei den folgenden Auflagen zehn Friedrichsd'or. Es war Schade, daß die ablehnende Antwort nicht auch von dem ausgelaſſenen Gelächter erzählte, welches das Vorleſen des Verlagsanerbietens in dem Comtoir bis zum jüngſten Lehrling herab erregt hatte. Es gibt ja aber viele

Buchhändler in Deutſchland: wer wollte ſo früh die Hoffnung aufgeben? Man ſchrieb an einen zweiten, dritten, zehnten: keiner erkannte den geträumten hohen Werth des unſterblichen Werks! Anderen großen Geiſtern ging's ja nicht beſſer. Da kam die Frau auf den glücklichen Gedanken, er möge die Honorarforderung aus den Briefen fortlaſſen, es komme jedoch zunächſt nur darauf an, daß Deutſchland ihn kennen lerne, das Andere werde ſich ja leicht finden.

Es geſchah. Von einem günſtigen Erfolg war auch jetzt nicht die Rede. Nun wurde ihm bange, aber weniger weil er ſich in ſeiner dichteriſchen Begabung getäuſcht haben könnte, als weil er fürchtete, daß ſeine Gattin, deren ganzes Glück ja eigentlich in dem Traume von ſeiner künftigen Dichtergröße beſtand, aus dieſem Traume geweckt oder doch darin geſtört werden könnte. Er zitterte förmlich vor jeder neuen ablehnenden Antwort. Endlich kam einmal etwas Anderes an, als die gewöhnlichen Redensarten von überhäuften Unternehmungen und dergleichen. Es ſchrieb ihm ein Buchhändler, er wolle gern die Gedichte elegant drucken und ſplendid einbinden laſſen, wenn er fünfhundert Thaler dafür zahle und jährlich den Ertrag des Abſatzes nach Abzug gewiſſer Prozente empfangen wolle. Als er dieſen Brief erhielt, war er allein zu Hauſe. Er überlegte eine Weile; dann antwortete er, es komme ihm darauf an, jene Summe als Honorar zu empfangen; da er aber recht gut einſehe, daß er als unbekannter Dichter ſolchen Anſpruch noch nicht erheben dürfe, ſo werde er ihm binnen vier Wochen tauſend Thaler ſenden, von dieſen möge er ihm die vorher noch brieflich zu beſprechende Hälfte als Ehrenſold ſchicken, die andere zur Beſtreitung der Koſten verwenden.

Der Buchhändler war's zufrieden, bekam ſein Geld und ſchickte nach einigen Monaten allerliebſt ausgeſtattete Exemplare und fünfhundert Thaler Honorar. Die Dichter-Gattin ſchwamm in einem Meere von Wonne. Ihr Traum wurde feſter, lebhafter, lieblicher, als je. Und die Freude wurde noch größer, als Holzmann nach einigem Weigern nichts mehr dagegen einwenden konnte, im bevorſtehenden Sommer für den Ehrenſold eine Badereiſe zu machen und ſich der feinen Badewelt als Dichter bekannt zu geben. Die erſten Tauſend Thaler des Kapitals waren dahin und damit die Rente um ein halbes Hundert verringert. Das waren aber Geld- und Geſchäftsſachen, und um dieſe bekümmern ſich Frauen nicht gern.

Der Sommer kam. Holzmann packte eine ziemliche Anzahl von Prachtexemplaren ein und reiſte mit ſeiner Frau ins Bad. Ab und zu verſuchte er ſein Glück am Spieltiſche, und bald fand er, durch einigen Gewinn gereizt, Geſchmack daran. Vielleicht konnte er gar ſeinen Verluſt an Kapital wieder einbringen. Einige Hundert gewann er wirklich. Es hieß nur auch bei ihm: Wie gewonnen, ſo zerronnen. Seine Gattin redete ſo lange zu, bis der Gewinn auf eine Reiſe verwendet wurde: Reiſen mußte ja die dichteriſchen Anſchauungen vermehren! Mit dem Dichterruhm im Bade wollte es ſo nicht recht gehen. Selbſt die verſchenkten Exemplare brachten keine ordentliche Verehrung zu Wege. Nur ein Tiſchnachbar, welcher wohl gemerkt hatte, auf was es dem Dichter ankam, gab ihm den guten Rath, ſeine poetiſche Einöde im Nahethale zu verlaſſen, in eine große Hauptſtadt zu ziehen, mit Recenſenten in Verkehr zu treten und ein Stück Geld für gehöriges Zeitungslob nicht anzuſehen; denn, ſagte er, unter

tauſend deutſchen Gedichtleſern ſei höchſtens einer, der's verſtehe, den übrigen müßte es erſt vordeklamirt werden, und wenn da alle vier Wochen bald hier, bald da ein lobender Artikel erſchiene, ſo glaubte es zuletzt Jedermann, daß der beſprochene Dichter Werth habe, die paar Leute vielleicht ausgenommen, die etwas davon verſtünden.

Das leuchtete dem jungen Paare ein. Sie beſchloſſen, noch in dieſem Herbſte nach Wien zu ziehen. Es geſchah. Literatenbekanntſchaften waren bald gemacht. Allein für einen bloßen Blick und Gruß thaten dieſe Herren nichts. Man richtete äſthetiſche Thees mit üppigen Soupers ein. Das half. Nicht lange, und mehrere Winkelblätter, ſogar einige Provinzialzeitungen, brachten übermäßig lobende Anzeigen. Ida ward immer glücklicher. Sie trieb zu neuen Veröffentlichungen. „Dorfnovellen in Hexametern" war der nächſte poetiſche Wurf. Sie hatten ja bei den Freunden ſo großen Beifall gefunden. Ganz ſo lange indeſſen, wie das erſte Mal, ließ er das Manuſkript den Rundgang bei den Buchhändlern nicht verſuchen, ſondern machte früher ein zweites Tauſend flott und beglückte wieder ſeinen erſten Verleger mit dem für ihn dabei abfallenden Gewinne. Als aber dießmal wieder von einer Badereiſe die Rede ſein ſollte, machte er der Gattin bemerklich, daß das Leben in Wien, wie ſie's jetzt führten, ſo theuer ſei, daß er den Honorarzuſchuß recht nöthig brauche. In Wahrheit aber hatte er ſchon dreitauſend Thaler flüſſig machen müſſen, und daß er dem Doktor, welcher die lobenden Kritiken ſchrieb, ganz in der Stille ein viertes Tauſend geliehen hatte, ſagte er gar nicht. Wovon aber nun den jährlichen Zinsausfall von zweihundert Thalern decken? Er war einmal auf der abſchüſſigen Ebene des Kündigens und Kapitalverbrauchens

angekommen; da war nicht leicht mehr ein Halt zu machen. Endlich — ſo träumte er — mußte ihn doch Deutſchland als einen ſeiner großen Dichter erkennen, und dann konnte es ja an hohen Honoraren gar nicht fehlen. Aber wie ſtark auch ſeine Freunde in die Poſaune ſtießen, es blieb Alles, wie es geweſen war; nur ſeine Gattin war überglücklich und ſetzte ſogar die Huldigungen, welche man ihrer Schönheit brachte, auf Rechnung der dichteriſchen Größe ihres geliebten Mannes. Nur das Eine konnte ſie nicht begreifen, daß, je näher ſie den Lorbeerkranz über dem Haupte des Dichters im Geiſte ſah, dieſer deſto trüber und verſchloſſener zu werden ſchien. Sie redete ihm oft ſo freundlich zu, ſie berieth ſich mit dem Arzte, ſie mahnte zum Reiſen — ſie ahnte nicht, daß das ſcharfe Schwert der Mittelloſigkeit an einem ſo dünnen Faden über ihrem Haupte hing.

Holzmann fing ſchon an, das ganze Verſemachen zu verwünſchen; vor ſeiner Frau aber gingen ſeine Verwünſchungen auf die träge Maſſe der gebildeten Deutſchen und auf die habſüchtigen Buchhändler. Wiederum waren zwei Jahre vergangen, und er war mit ſeinem Ruhme noch nicht weiter gekommen. Da beſchloß er, den letzten Verſuch zu wagen: ein großes hiſtoriſches Trauerſpiel ſollte durch Tantièmen und Honorar Alles wieder einbringen. Karl XII. von Schweden war ſein Held, Voltaire's Buch ſeine Quelle, Alexander Dumas' Napoleon ſein formelles Vorbild, ein poetiſches Ungeheuer ſeiner Studien Frucht. Es wurden mehrere Abſchriften genommen und an die Theaterdirektionen Deutſchlands verſandt. Sie kamen zurück. Da wurde ihm der Rath gegeben, das Stück erſt auf einer kleinen Bühne zur Aufführung bringen zu laſſen und die

dazu nöthigen Koſten nicht zu ſcheuen; der Beifall dort werde dann ſchon die großen Theater willig machen. Das Glück wurde auch noch auf dieſe letzte Karte geſetzt. Sie war fröhlich inmitten der bald beginnenden Vorbereitungen und Proben; er dagegen wurde täglich trüber geſtimmt, weil die Sache unerwartet große Summen koſtete. Der erſehnte Abend der erſten Aufführung kam. Beifallklatſcher waren genug erkauft; aber der Unwille der Gymnaſiaſten und Handlungsdiener wurde zuletzt doch ſo groß, daß jene nicht mehr durchdringen konnten und das Stück eine gänzliche Niederlage erfuhr. Und zum Unglück ſtand ſchon andern Tags eine wahrheitsgetreue Darſtellung davon in der Zeitung und machte die Runde durch alle Kunſtblätter.

Holzmann war innerlich vernichtet, ſogar ſeiner Gattin dämmerte es etwas vor der Seele, aber nur in Beziehung auf ihres Mannes Dichterruf, nicht über ſeine Finanzlage. Was thun? Sein Vermögen war ſo weit zuſammengeſchmolzen, daß er höchſtens noch zwei Jahre, wie bisher leben konnte. Er faßte den allerunglücklichſten Gedanken von der Welt: Oeſterreich zu verlaſſen und ſich in einem Bade am Rheine wieder friſch und fröhlich zu machen, in Wahrheit aber das Glück am Spieltiſche zu verſuchen.

Aber wie hold ihm auch die böſe Göttin in den erſten Tagen war, es dauerte nicht lange, ſo hatte er ſeinen ganzen Beſitz bis auf fünfhundert Thaler verſpielt. Sollte er dieſe auch noch daran wagen? Was aber dann? Mit ſeiner geliebten Ida zuſammen den Bettelſtab ergreifen oder als rechtſchaffener Mann in einer Handlung wieder eine Stelle ſuchen und die Frau ſehr beſcheiden, aber doch

ehrlich zu ernähren — das konnte er von ſeiner Feigheit nicht erlangen, dazu hatte ihn die eigene Eitelkeit und die Thorheit ſeiner Gattin zu ſehr entnervt. Er faßte daher den ſchändlichen Entſchluß, ſie zu verlaſſen, d. h. ſie ins Elend zu ſtoßen und ſelber hineinzugehen.

Und er fing es ziemlich ſchlau an. Eines Abends kam er ganz beſtürzt nach Hauſe, erzählte, daß er im Bahnhofe einen durchreiſenden Danziger geſprochen und von dieſem erfahren habe, daß es mit dem Handlungshauſe, welchem er ſein Kapital überlaſſen, nicht ganz ſicher ſtehe, und erklärte, wie nothwendig es für ihn ſei, dorthin zu reiſen und zu retten, was zu retten ſei. Das war allerdings ein Donnerſchlag für die Frau. Sie hatte bisher noch nie auch nur an die Möglichkeit gedacht, daß jenes altberühmte Haus fallen könne; ſie ſelbſt trieb ihn in ihrer Angſt zur größten Eile, ja ſie ruhete nicht eher, als bis er noch in derſelben Nacht mit dem nächſten Bahnzuge abfuhr.

Gerade hundert Thaler hatte er ihr zurückgelaſſen. Die Möglichkeit, daß ſie arm werden könnte, lag ihr furchtbar auf der Seele. Er hatte verſprechen müſſen, ſofort von Danzig aus ihr zu melden, wie es ſtünde. Sie zählte die Tage, die Stunden, ſie ging nicht mehr vom Zimmer, ſie weinte, ſie rang die Hände, ja, als acht lange Tage vorüber geſchlichen waren, verſuchte ſie ſogar, was ſie ſo lange unterlaſſen hatte, zu Gott zu beten. Sie war in höchſter Seelennoth. Und wer in ſolcher ruft, der ſoll erhört werden. Auch ihr wurde dieſe Gnade zu Theil, wenn auch nicht in dem Sinne, welchen ſie mit ihrem Gebete verbunden hatte. Gott half ihr, aber nicht auf ihrem verderblichen Wege weiter gehen, ſondern den finden, welcher

ſie zuletzt zum wahren Frieden bringen konnte. Am zehnten Tage nämlich kam ein Brief aus Liverpool an. Sie erkannte die Hand ihres Mannes. Haſtig erbrach ſie ihn. Aber ſie hatte ihn noch nicht zu Ende geleſen, als ſie mit einem ſchrecklichen Schrei ohnmächtig niederſank. Er hatte ihr die ganze Wahrheit geoffenbart und benachrichtigte ſie nun, daß er mit ſeinen letzten vierhundert Thalern nach Amerika reiſe, daß er dort ſein Glück auf's Neue verſuchen wolle, und daß er hoffe, ſie binnen Jahresfriſt hinüberholen und ihr die Lage bieten zu können, welche er ihrer Liebe und ihrer Vortrefflichkeit ſchuldig ſei; bis dahin müſſe ſie freilich ſehen, wie ſie durchkäme; er rathe ihr, zu ihrer Mutter zu ziehen und dort ſeine Briefe zu erwarten, wenigſtens wolle er unter deren Adreſſe an ſie ſchreiben.

Sie mußte lange in ihrer Ohnmacht gelegen haben; denn als ſie daraus erwachte, glänzte ſchon der Abendſtern zum Fenſter herein. Sie blickte zu ihm auf und ſuchte ſich auf ihren Zuſtand zu beſinnen. Bald fand ſie ſich äußerlich zurecht, zündete Licht an, las den Brief zu Ende und lehnte ſich wie erſtarrt ins Sopha. Sie brachte die ganze Nacht wachend zu, keine Thränen kamen in ihre Augen, unter den furchtbarſten Schmerzen rang ſich ihre Seele aus der Finſterniß, welche ſie bis jetzt umgeben hatte, los und ſah endlich wieder über die Sterne hinaus und gedachte der Worte ihres Vaters und beugte ſich unter das Strafgericht Gottes.

In aller Stille ſchickte ſie ſich andern Tages zur Abreiſe an. Unterwegs endlich ſchenkte ihr der Himmel die erſten Thränen, als ſie auf einer Station von einem armen gelähmten Weibe um eine milde Gabe angeſprochen wurde.

Das Gefühl, doch noch nicht Alles verloren zu haben, brachte ihr den Gedanken an das ſchon erfahrene göttliche Erbarmen und das Bedürfniß, dieſes Erbarmen noch weiter zu ſuchen, ins Herz. Und als ſie erſt aufrichtig mit dem verlorenen Sohne ſprechen konnte, daß ſie vor Gott geſündigt habe, da kam es ihr ſchon ganz leicht vor, zu ihrer Mutter zu eilen und auch ihr zu ſagen, wie ſehr ſie ſich gegen ſie und den verewigten Vater vergangen habe.

Sie kam an. Noch lebte die Mutter, und noch lebte auch in ihr ein Mutterherz. Es war freilich auch für die alte Frau ein harter Schlag. Aber als ſie ſich ausgeweint hatten, und als ſie mit jedem Tage mehr merkte, daß ihre Tochter wirklich ein ganz neues Leben gefunden habe und immer mehr finden werde; als dieſe ihren ganzen Flitterſtaat und ihre Schmuckſachen verkaufen ließ, als ſie nichts mehr leſen wollte, als mit der Mutter Bibel und Geſangbuch, als ſie einer nützlichen Thätigkeit ſich zuwandte, für Geld weibliche Handarbeiten fertigte und nach einem halben Jahre anfing, arme Kinder darin zu unterrichten, als ihr eitles und hoffärtiges Weſen ganz wich: da pries die Frau Räthin Gott für ſeine wunderbare Führung und wünſchte nichts mehr, als daß der ſelige Geiſt ihres Mannes dort oben Kenntniß von dieſer wiedergefundenen Seele ihres mit ſo vielen Schmerzen geliebten Kindes haben möchte.

Ein Jahr war vergangen, aber noch war kein Brief von Holzmann angekommen. Da erſchien eines Morgens der Briefträger und brachte einen Poſtſchein über dreihundert Thaler aus Danzig. Der Brief wurde geholt; aber es ſtand nichts darin geſchrieben, es war nur ein von unbekannter Hand beſchriebenes Couvert mit jenem reichen In-

halte. Und ſo iſt's an demſelben Jahrestage bis jetzt immer geſchehen und iſt auch bis jetzt noch keine Nachricht von dem feigen Dichterling eingelaufen. Die im Sinne der Welt arme, aber in ihrem Herzen reiche und glückliche Frau aber weiß jetzt, was Liebe iſt, und wünſcht nichts mehr, als daß es ihr erſpart werden möge, dieſe Erkenntniß noch gegen Holzmann zu bewähren.

Der verhängnißvolle Fettfleck.

Viele Männer klagen über die Putzſucht der Frauen. Nicht mit Unrecht. Aber die Frauen hinwiederum ſind dem Dichter Jean Paul gern dankbar dafür, daß er ſich in dieſer Beziehung ihrer ſo oft und ſo ſchön angenommen, ja das Putzen und die Luſt daran ſogar vertheidigt, nicht blos entſchuldigt hat. Freilich hat die Sache ihre zwei Seiten, und eine rechte Philoſophie der Kleidung oder, was ja bei den meiſten Frauen dasſelbe ſagen will, des Putzes ſoll noch ausgeklügelt werden. Und doch iſt im Grunde genommen die Sache ſehr einfach und dürften folgende wenigen Sätze leicht als die Regeln für alle Bekleidung angeſehen werden können.

Das Hauptſtück eines jeden Menſchen iſt ſeine Seele. Der Leib iſt vergänglich, die Seele beſteht. Dieſem ihrem unendlichen Werthe angemeſſen iſt die Bekleidung, welche ihr von der Erſchaffung des erſten Menſchen an mitgegeben iſt, der menſchliche Leib, welcher bekanntlich der ſchönſte ſichtbare Körper auf Erden iſt. Seit dem Sündenfalle

aber muß derſelbe bedeckt werden, damit der Menſch ſich nicht zu ſchämen brauche. Danach iſt die Kleidung eine demüthigende Erinnerung an die erſte Sünde. Wer möchte nun wohl dieſe Hülle, welche an die Schmach der Voreltern und an das eigene traurige Erbtheil derſelben mahnt, ſo prächtig als möglich machen wollen? Das hieße ja wohl auf das ſtolz ſein, deſſen man ſich ſchämen ſollte! Hiernach müßte ſich Jeder und Jede auf's Unſcheinbarſte und Dürftigſte kleiden.

Aber die gefallene Menſchenſeele iſt wieder aufgerichtet. Die Taufe ſenkt in jede Seele den Keim des Geiſtesmenſchen, und auf die Erziehung kommt es an, dieſen Keim möglichſt zu entwickeln. Dieſe Entwicklung macht, wenn ſie glücklich von Statten geht, aus der Seele den Geiſt, welcher ein Ausfluß des heiligen Geiſtes iſt. Somit ſoll der Leib ein Tempel des heiligen Geiſtes werden. In ſo weit er dieß iſt, wird er auch ſelber heilig gehalten und vor allem Schaden und vor allem Schmutz bewahrt werden. Tempel aber *darf* man nicht bloß, ſondern *ſoll* man ſogar auf's Beſte ſchmücken. Alſo darf man ſich auch *putzen*? Nein, Schmuck und Putz ſind zweierlei. Jener, der *Schmuck*, iſt die ſchöne Hülle, durch welche das geiſtige Weſen und Leben des Menſchen hindurchſcheint, aus welcher darum auch auf dieſes Weſen richtig geſchloſſen werden kann; *Putz* dagegen iſt das mit übeln Nebenabſichten ausgeſuchte Mittel, über die Beſchaffenheit der Seele oder eigentlich über die gänzliche Abweſenheit des Geiſtes zu täuſchen und den Körper als das wahre Hauptſtück des Menſchen darzuſtellen.

Schmücken aber darf ſich auch die fromme Jungfrau, putzen wird ſich nur die thörichte oder verdorbene. Wie aber ſoll man Beides unterſcheiden? Wer ſich auf den

Schmuck verſteht, wird den Putz ſtets als ſolchen erkennen. Nicht umgekehrt: die geputzte Närrin wird ihre geſchmückte Mitſchweſter mitleidig über die Achſel anſehen. Und nur der Mann, welcher ſelber Geiſt hat und darum Geiſt erkennen kann, hat oder bekommt einen Blick der Unterſcheidung. Der Geiſtloſe dagegen, welcher überall blos an dem Aeußerlichen hangen bleibt, welcher auch nur Vergängliches ſucht, wird getäuſcht und ſieht zu ſpät, in der Regel zu ſeinem größten Unglücke, daß er bekommen hat, was er nicht geſucht, aber doch verdient.

Der Kriegsrath Falke hatte ein ziemlich hohes Gehalt und anſehnliche Nebeneinnahmen, ſo daß es ihm nicht ſchwer wurde, ein großes Haus zu machen. Da er den Glanz liebte, und da ſeine Frau eingebildet und eitel genug war, dieſer Neigung nicht entgegen zu arbeiten, ſo gehörten von jeher ſeine Feſteſſen, Bälle und Geſellſchaften zu den üppigſten und vornehmſten und wurden von den Offizieren gern beſucht. Die Leute hatten eine einzige Tochter, Minette geheißen, welche gewiſſermaßen im Geſellſchaftszimmer aufgewachſen war. Es kam nach gerade die Zeit, daß die Mutter ſich für ſie nach einer ſogenannten guten Partie umſah. Allein da die Tochter nicht ſchön war, ſich auch durch jene bekannten Geſellſchaftskünſte, als Singen, Klavierſpielen, Verſemachen und dergleichen nicht beſonders hervorthat, ſo durfte man nicht hoffen, einen der höheren Offiziere oder einen reichen Cavalier als Schwiegerſohn zu bekommen. Manchmal ſchien es zwar, als ob ſich etwas der Art machen könnte; aber Minette mußte doch nicht Anziehungskraft beſitzen, um auf länger, als einige Wochen zu feſſeln. Die Eltern überlegten darum, als ihres Lieblings zwanzigſter Geburtstag glänzend gefeiert war, wie

ſie's in Zukunft beſſer anzufangen hätten, und ſie beſchloſſen, nach und nach jüngere Offiziere in ihren geſelligen Kreis zu ziehen, und gegen manchen älteren Herrn kühler zu werden. Der Vater mußte ſchon der Tochter dieß Opfer bringen, ſeine eigenen Freunde zu verabſchieden und ihr Gelegenheit zur Erwerbung eines Liebhabers zu geben. Freilich hiemit war's allein nicht gethan. Vielmehr mußten ſie ſich auch klar machen, daß ſie, im Falle daß ein Lieutenant ſich um die Hand ihrer Tochter bewürbe, wenigſtens einige Beiträge zur Erlegung der vorgeſchriebenen Kaution bereit halten müßten. Das war nun aber ein ſchlimm Ding: Vermögen hatten ſie nicht beſeſſen und auch nicht geſpart, ſondern das ganze Einkommen immer verzehrt, dafür aber einen guten Kredit erworben, ſo daß für den Nothfall allenfalls ſo viel zu erborgen war. Zunächſt dachten ſie darum nicht daran, ihre Tochter an einen mittelloſen Lieutenant zu geben, wohl aber durch den Glanz ihres Hauſes allen jungen Herren die Vorſtellung zu erwecken, daß hier wohl mehr Vermögen einſt zu erwarten wäre, als die bloße Kaution betrüge. Minette ſelbſt hatte ebenſo wenig, als irgend Jemand, eine Ahnung von dieſem Stande der väterlichen Finanzen; es war ihr nur, wie ſo vielen hundert heirathsluſtigen Töchtern, immer vorgeredet worden, daß doch kein Glück über das eines reichen Ehegatten gehe, und daß ſie die Grade ihrer Liebenswürdigkeit nach den Tauſenden des Beſitzes abzumeſſen habe. Allein wie ſorgfältig auch die Tochter von der erfahrenen Mutter in allen jenen kleinen Künſten der Coquetterie oder Fängerei unterrichtet wurde, ſo waren doch ſchon wieder drei Geburtstage vorüber gegangen, und die von Lieutenants förmlich umſchwärmte Jungfrau war noch immer nicht Braut. So

klug waren beide Eltern nicht, daß ſie hätten einſehen ſollen, wie gerade dieſes Beſtreben, wenn es einmal vorhanden iſt, und wenn es auch noch ſo klug verdeckt wird, die junge Männerwelt abſtößt, weil es ſie ahnen läßt, daß da irgend etwas nicht ganz in Ordnung ſei. Ueber die Erfahrung vollends, daß die Töchter, welche durch die Eltern von der jungen Männerwelt förmlich abgeſchloſſen werden, welchen die Liebe ſchier verboten zu ſein ſcheint, meiſtens die glücklichſten Ehen erlangen, hatten ſie noch nie nachgedacht. Es würde ihnen freilich auch nichts geholfen haben; denn ſolche Abſchließung kann gar nicht abſichtlich oder aus Klugheit gemacht werden, ſondern muß zur Vorausſetzung haben die höhere Lebensanſicht, daß zur Schließung der rechten Ehen, derer, von denen man allein ſagen kann, daß ſie im Himmel geſchloſſen werden, die menſchliche Klugheit und Vermittelung gar nichts beitragen kann, ſondern daß deren Vorbereitung der göttlichen Fügung allein überlaſſen werden muß.

Unter den Offizieren, welche oft in das Haus des Kriegsraths kamen, war auch ein Oberlieutenant, Wilhelm von Zettau, ein ſchöner junger Mann in den erſten Dreißigen, welcher zu Minetten eine wirkliche Neigung hatte, welcher aber lange nicht ſehr beachtet zu werden ſchien und gerade darum eifriger ſuchte und liebte. Er war der Sohn einer armen Hauptmannswittwe, welche einſt ſchon Nonne geweſen war und von ihrem damaligen Bräutigam ſich hatte entführen laſſen, aber welche nur kurze Zeit das Glück der Ehe genoſſen hatte. Oft genug waren ihm alle Einzelnheiten dieſer romantiſchen Geſchichte erzählt worden, und das hatte wenigſtens einiges Gemüthsleben in ihm angeregt, wenn auch nicht in der Richtung, welche zum

wahren Glücke führt. Er wäre von Minetten vielleicht noch lange unbeachtet geblieben, wenn er nicht unerwarteter Weiſe durch mehrere Verſetzungen und Todesfälle der älteſte Lieutenant geworden wäre, alſo die nächſte Anwartſchaft auf den Hauptmannsrang bekommen hätte. Freilich hatte er auch gar kein Vermögen, und er konnte keine Andere zur Braut wählen, als von deren Eltern er die Kaution hoffen durfte. Und das ſchien ja bei Kriegsraths der Fall zu ſein.

Wo wirkliche Liebe iſt, da kann man nicht ſagen, durch welche einzelne Eigenſchaften der geliebten Perſon dieſelbe entzündet oder beſonders ernährt werde; da iſt's immer das Geſammtbild, welches vor der Seele ſteht, und welches von der liebenden und verlangenden umfaßt wird. Allein hier zwiſchen Zettau und Minette galt es ſo ſehr Einzelnheiten und Aeußerlichkeiten, daß ſie ſich Beide recht deutlich bewußt waren, was ihnen am Andern vorzugsweiſe liebenswürdig erſchien. Sie liebte den ritterlichen, wohlgewachſenen Oberlieutenant, ſeine Hoffnung auf den Hauptmannsrang und ſeine Freude an ihrem unbedeutenden Klavierſpiele und Geſange; er war durch den vornehmen Hausſtand zuerſt angezogen, hatte Gefallen an den reichlichen Gaſtereien, hielt den ſtets ſehr eleganten Anzug Minettens für Reinlichkeit, für welche er ſelbſt einen bis zur Peinlichkeit gehenden Sinn hatte, ließ ſich die dienſtfreien und ſonſt ſo langweiligen Stunden gern durch lebhafte Unterhaltung in Geſprächen und am Klavier vertreiben und hoffte auf eine erkleckliche Mitgift. Ab und zu war's ihm zwar, ehe er ſich erklärte, bange geworden vor der Mutter, weil er bei ihr die Fähigkeit zu niederer Geſinnung argwöhnte; allein theils hatte ſie dergleichen immer ſchnell wieder zu verdecken gewußt,

theils tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß er ja die Mutter nicht wolle, und daß die Tochter hierin der Mutter nicht ähnlich wäre. Kurz, es kam endlich zu einer Liebeserklärung und dann erſt zu einer ordentlichen Bewerbung bei den Eltern: eine Reihenfolge, welche faſt immer unglückliche Ehen geſtiftet hat.

Der Kriegsrath nahm ihn in ſein Zimmer und ſchenkte ihm „reinen Wein“ ein. Die Kaution wollte er zwar für ihn erlegen; aber er müſſe ſich dazu verſtehen, ſtatt die Zinſen davon zu beziehen, mit ſeiner Frau bei den Schwiegereltern im Hauſe zu leben und den ganzen Lebensunterhalt frei zu bekommen. Nur davon ſagte der Kriegsrath nichts, daß er das Geld zur Kaution ſich ſelber erſt erborgen müſſe, und daß er die Zinſen noch um zwei Prozent vermehrt an ſeinen Gläubiger zu zahlen habe, und daß er ihm darum nicht den Genuß derſelben laſſen könne, ohne ſich die drückendſten Einſchränkungen in der eigenen Lebensweiſe aufzulegen. Indeſſen wußte er die Ausſicht auf ein viel angenehmeres und reicheres Leben im Elternhauſe im Gegenſatze zu den vielleicht manchmal ſchmalen Biſſen im eigenen ſo ins Licht zu ſtellen, daß Zettau auch noch das letzte unbehagliche Gefühl der Reue über ſeine Voreiligkeit und des Verdruſſes über die Unmöglichkeit, als Mann von Ehre wieder zurückzutreten, ſchwinden ließ und ſich einverſtanden erklärte. Schwerlich aber würde er, wenn er nicht vorher ſeine Liebe an Minetten offenbart und mit Schwüren und Küſſen beſiegelt gehabt hätte, jetzt noch, nach ſolchen Eröffnungen, einen ſolchen Schritt gethan haben. Die Verkennung und Uebertretung der ſittlichen Ordnung — dieſe fordert nämlich, die Tochter von den Eltern und nicht von ihr ſelbſt zu erbitten — hatte ihn blöd und ſchwach gemacht.

Die Hochzeit wurde gefeiert. Die beiden Leute fühlten ſich ſehr glücklich. Da ein Offizier viel freie Zeit hat, im Frieden eigentlich nur ſo viel zu thun braucht, als zur Erhaltung ſeiner leiblichen Geſundheit nöthig iſt, die meiſten aber gar nicht zu wiſſen ſcheinen, daß ſie eine Seele haben und dieſe durch rechte Ernährung auch geſund und ſtark machen oder erhalten müſſen, ſo waren ſie viel bei einander und verbrachten die ſchöne Zeit zuerſt mit Tändeln, dann mit Klavierſpiel und Romanleſen, darauf, als bei erſterem die Abwechslung gar zu bald aufhörte und letzteres ſie bald überſättigt hatte, mit Schach- und Piquetſpielen, Abends bei den Eltern mit Whiſt und Boſton. Es war natürlich, daß Beide bei dieſem ewigen Müßiggange, da die Frau gar keine wirthſchaftlichen Sorgen hatte, und da der Mann nicht das geringſte höhere Lebensintereſſe verfolgte, innerlich immer leerer wurden, daß dadurch auch ihre Liebe einen harten Stoß bekam, und daß ſie, um nur in der Langeweile ihres Daſeins nicht völlig zu verſinken, jeden kleinen Anlaß zu gegenſeitigen Häkeleien und Reibereien gern benutzten und dadurch in ein widriges Nörgeln und Mäkeln hineinkamen. Indeſſen brachte die ſchöne Erwartung, welcher ſie ſich hingeben durften, in Beide noch eine ſolche Mäßigung, daß es zu keinem heftigeren Ausbruche kam. Nur das legte ſich wie ein ſchwerer Alp auf Zettau's Bruſt, daß, ſobald nur der geringſte Wortwechſel zwiſchen ihm und ſeiner Minette vorgefallen war, er jedesmal Mittags oder Abends an der Familientafel allerlei unangenehme Anſpielungen von der Mutter hören mußte, er alſo dadurch zu der Erkenntniß kam, nicht eigentlich Herr in ſeinem Hauſe — er hatte ja kein eigenes — ja nicht einmal Herr ſeiner Frau ſein zu dürfen. Er trug ſchwer an dieſer

Kette, wagte ſie aber nicht abzuſchütteln, ſondern raſſelte nur öfter recht hörbar daran, d. h. wurde in ſeinen Reden und Antworten gegen ſeine Frau immer bitterer, ſchärfer und heftiger.

Der Himmel ſchenkte ihnen eine Tochter. Der Jubel war groß. Minette mußte trotz ihres Widerſtrebens und trotz der Einreden der Mutter ihr Kind ſelbſt nähren, und dieſen Willen durchgeſetzt zu haben, machte den Ehemann auf längere Zeit wieder recht heiter. Allein er ahnte nicht, welche ſchwere Folgen es für ihn haben ſollte. Es iſt eine oft gemachte Erfahrung, daß, wenn Jungfrauen eine verkehrte Erziehung bekommen und nicht das gelernt haben, was zur Verwaltung eines Hausweſens gehört, ſie auch keine rechten Mütter werden können, und daß daher in ſolchen Fällen die Männer für ihr und der Kinder Wohl beſſer ſorgen, wenn ſie Ammen, Kindsfrauen, Bonnen und Gouvernanten anſchaffen und die Gattinnen ſo bald als möglich wieder in ihren unſeligen Zwitterzuſtand zwiſchen Jungfrau und Frau zurückkehren laſſen. Freilich war's ja hier dem Manne gänzlich verborgen, daß die Frau zu dieſer Klaſſe der unglücklichen Vernachläſſigten gehörte. Die erſte Ahnung davon bekam er durch die auffallende, täglich mehr hervortretende Nachläſſigkeit in ihrem Anzuge, in ihrer Haltung, in der Reinlichkeit.

Er war der Sohn einer Witwe und hatte ſchon als ſolcher von Kind auf anders, als ſonſt Knaben thun, auf Ordnung und Reinlichkeit halten lernen; er war außerdem Offizier und gehörte ſomit einem Stande an, welcher in jenen lobenswerthen Aeußerlichkeiten faſt ganz aufgeht, wenigſtens in Friedenszeiten an der Stelle des Muthes eine elegante Toilette und an der Stelle der Geiſtesgegen-

wart eine knappe Taille haben muß. Es war ihm daher ſehr unangenehm, daß ſich ſeine Frau nicht nach ſeinen Wünſchen richtete, daß, wenn er nach Hauſe kam, eine Menge Dinge herumlagen und ſtanden, die leicht an den ihnen beſtimmten Ort hätten gebracht werden können, daß ſie ſich nicht mehr ſchnürte, ſondern wohl oft den ganzen Tag im ſaloppen Morgenanzuge umherging. Er bat, er ſtellte vor, er tadelte, er ſchalt: Alles vergebens. Sie ſchob immer das kleine Kind vor und wußte mit Hülfe ihrer allzeit ſchlagfertigen Mutter ihn ſo in die Enge zu treiben, daß er nur noch bedauern durfte, ohne jedoch von der Unrichtigkeit ſeiner Ausſtellungen überzeugt zu ſein. Endlich ſetzte er wenigſtens dieß durch, daß das Kind nach acht Monaten entwöhnt wurde: er hoffte, nun bald keine Veranlaſſung mehr zur Klage zu bekommen.

Einige Zeit ſchien es auch, als wollte ſich Minette zuſammennehmen und auf ihre äußere Erſcheinung wieder den Fleiß verwenden, welcher die Jungfrau ausgezeichnet hatte. Allein wenn Frauen erſt einmal ſo unklug geweſen ſind, daß ſie ſich ohne Erröthen vor dem Manne in nachläſſigem Anzuge haben ſehen laſſen; wenn ſie die mädchenhafte zarte Scheu durch des Mannes oder durch eigene Schuld verloren haben: dann zerrinnen alle hierauf gerichteten guten Vorſätze nur gar zu ſchnell wieder; dann haben ſie das Strebeziel, dem Manne immer liebenswürdig und reizend zu erſcheinen, verloren und ſinken in ſeiner Achtung von Tage zu Tage tiefer. Hier kam noch ein erfreuliches Ereigniß hinzu, das Verhältniß ſchlimmer zu machen. Zettau wurde nämlich Hauptmann, verbeſſerte dadurch ſeine äußere Lage, bekam aber auch die Verpflichtung zu etwas mehr geſelligen Rückſichten.

Eines Tages kam er nach Hauſe und forderte ſeine Frau auf, mit ihm ſpazieren zu gehen. Sie war bereit, gab das Kind in die Obhut der Magd, ſetzte den Hut auf, hängte den Shawl um und erklärte ſich fertig. Da bemerkte er in ihrem ſeidenen Kleide einen ziemlich großen und recht ſichtbaren Fettfleck. Er ſagte ihr: „Du wirſt doch nicht mit einem ſo beſchmutzten Kleide ausgehen wollen?“ Sie erwiderte: „Warum nicht? Das ſieht keiner, der nicht genau zuguckt!“ Er wurde noch nicht heftig, ſondern ſprach mit ſanfter Stimme: „Liebe Minette! es geht wirklich nicht, und wenn es wirklich Niemand ſähe, ſo habe ich's geſehen, und ich könnte nicht ohne die größte Angſt, daß alle Leute mit Fingern auf uns zeigten, neben Dir gehen. Ich bitte Dich, lege ein andres Kleid an!“ Die Frau aber erklärte, wie ein eigenſinniges Kind, ehe ſie das thäte, wollte ſie lieber zu Hauſe bleiben.

Zettau war als Offizier gewohnt, daß ihm auf's Wort gehorcht wurde, und er galt obenein für einen ſehr ſtrengen Befehlshaber. Zu Hauſe war, wie das allerdings bei den Leuten, welche amtlich viel Gehorſam zu fordern haben und auch finden, in der Regel oder doch recht oft der Fall iſt, gerade das Gegentheil der Fall: er war des Ungehorſams und des Widerſpruchs bei ſeiner Frau ſchon längſt gewohnt. Allein es gibt auch im Leben der Pantoffelträger Augenblicke, wo ſie ſich ihrer Pflicht und ihrer angeſtammten Würde plötzlich wieder beſinnen, und wo ſie einmal etwas durchzuſetzen verſuchen. Ein ſolcher Augenblick war jetzt für Zettau gekommen. Er warf ſich in die Bruſt und ſprach mit aller militäriſchen Entſchiedenheit: „Du ziehſt ein ander Kleid an und gehſt mit mir! Ich will's!“

Minette hatte ihn ſo noch nie ſprechen hören. Sie

ſah das auch für Empörung gegen ihr Regiment an und glaubte nach Art der ungerechten Fürſten, gegen welche die getretenen Völker endlich die Geduld verlieren, mit eiſernem Willen ſich entgegenſtellen zu müſſen. Sie ſprach alſo ihr beſtimmtes Nein aus und behauptete, daß ſie Niemand dazu zwingen könne und dürfe, ja drohete ſogar, unklug genug, zu ihrer Mutter gehen zu wollen. Jetzt war des Mannes Maß übervoll. Er donnerte ſie heftig an, ließ ſich auch durch Thränen nicht erſchüttern und wollte eben handgreiflich ſie zwingen, ihm zu gehorchen; da entſchlüpfte ſie ſeinen Händen, eilte die Treppe hinunter und kam nach kurzer Weile mit ihrer Mutter zurück. Wie ſich leicht vermuthen läßt, hatte ſie dieſer, um ſie zu recht wirkſamer Hülfe zu veranlaſſen, den Vorgang einſeitig und ſchief dargeſtellt, und es war nun, als wenn zwei Furien auf den armen Hauptmann einſtürmten.

Noch bemühte er ſich erſt, in ruhigem Tone der Mutter die wahre Sachlage auseinander zu ſetzen; aber dieſe konnte gar nichts davon hören, geſchweige begreifen, ſondern ergoß ſich darüber, daß ihre Minette hätte geſchlagen werden ſollen, in eine ſolche Flut niedriger Reden, daß der Hauptmann ein Engel hätte ſein müſſen, wenn er ſeine Ruhe hätte behalten ſollen. Ein böſes Wort gab das andere. Als die Schwiegermutter aber ihre rhetoriſchen Steigerungen und Uebertreibungen zuletzt ſo weit ausdehnte, daß ſie dem Sohne ſeine Bettelarmuth vorrückte und ihm zu Gemüthe führen wollte, daß er gar kein Recht habe, ſeiner Frau zu befehlen, da er ſie nicht einmal ernähren könne, ſondern ſich von ihr ernähren laſſe: da hielt's ihn auch nicht mehr, und er erklärte, daß er noch morgenden Tages ausziehen und endlich im eigenen Hauſe ſein eigener Herr werden

wolle, nannte ſeine Schwiegermutter ein gemeines Weib, ſtürzte hinaus, miethete in derſelbigen Stunde eine angemeſſene Wohnung, ließ ſich von ſeinem Burſchen noch Abends ſein Bett holen und ſeiner Frau ſagen, daß er ſeiner Schwiegereltern Schwelle nie wieder betreten könne, und daß ſie morgen mit Kind und Kegel ihm nachkommen ſolle.

Man darf das Opfer, welches ſich hiedurch der Hauptmann auflegte, um ſeine Mannesehre wieder zu erringen, nicht gering anſchlagen. Er hatte bis jetzt den größten Theil ſeines Soldes für ſeine perſönlichen Bedürfniſſe verwenden können und ſich darum manche Genüſſe erlaubt und angewöhnt, denen er nun entſagen mußte. Er hatte auch keine Ausſicht, daheim vom eigenen Herde den Tiſch ſo ſchön beſetzen zu laſſen, wie er ihn tagtäglich bei ſeinem Schwiegervater, einem Gut- und Feinſchmecker aus der beſten Schule, gefunden hatte. Aber da er als Hauptmann doch ſchon eine leidliche Summe monatlich bezog, und da er darauf rechnen zu können meinte, daß die Zinſen der Kaution jetzt an ihn kommen müßten, ſo hoffte er, bei einiger Sparſamkeit doch gut genug leben zu können. Wie er eben dieſe Rechnung im öden Zimmer ſeiner neuen Wohnung überſchlug, kam Derjenige dazu, ohne welchen er ſie bis jetzt gemacht hatte, der Wirth, nämlich der Kriegsrath, ſein Schwiegervater.

Dieſer wollte den Handel ſchlichten, predigte Verſöhnung, bat um Zurücknahme des Entſchluſſes, ſchämte ſich ſogar der Thränen nicht, fand aber, wie er ſagte, ein hartes Herz. Da endlich, als nichts mehr den Hauptmann *biegen* wollte, glaubte er, ihn *brechen* zu müſſen: er offenbarte ihm nämlich, daß es ihm durchaus unmöglich ſei, ihm die Zinſen von der Kaution zukommen zu laſſen, da er mit

ſeiner Verſicherung, daß es ſein eigen Geld ſei, den Staat betrogen habe und ſeinem Gläubiger die vom Staat gezahlten Zinſen noch mit zwei Prozent Aufſchlag pünktlich abführen müſſe. Aber gerade dieſer Abgrund von Gemeinheit, in welchen jetzt der Hauptmann mit offenen Augen hinunterſah, ſtärkte ihn erſt recht in ſeinem Entſchluſſe, und er erwiderte kalt: „Ich habe ſchmale Biſſen eſſen lernen, ich werde mich bald wieder daran gewöhnen, und eine trockene Brotrinde in Ehren und Freiheit ſchmeckt beſſer, als ein Faſan in Knechtſchaft. Aber Ihre Tochter thut mir leid, da ſie nicht an dergleichen gewöhnt iſt und doch Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen muß. Ich könnte jene Zinſen von der Kaution fordern, ja ich könnte Sie gerichtlich zur Zahlung anhalten laſſen; aber dann käme Ihr Betrug aus Licht, und ich machte Sie unglücklicher, als ich's meiner Frau wegen verantworten kann. Seien Sie alſo deswegen ruhig, aber ſchicken Sie mir Ihre Tochter und mein Kind und wundern Sie ſich nicht, daß ich Ihr Haus nicht wieder betrete und auch nicht wünſchen kann, Sie oder Ihre Frau jemals bei mir zu ſehen. Indem Sie den Staat betrogen, haben Sie auch mich getäuſcht, und mit doppelten Betrügern darf und kann ich keine Gemeinſchaft haben."

Der Kriegsrath ſtand wie vernichtet. Aber er mußte ſich ſagen, daß ſein Schwiegerſohn ein Recht hatte zu ſolcher harten Rede. Er wollte noch einmal einen Anlauf auf ſein Herz nehmen; aber das war wie mit einem eiſernen Panzer umgeben, und der leichtſinnige Mann mußte endlich beſchämt fortgehen. Das hatte die Frau Kriegsrath doch nicht gedacht. Anfangs tobte ſie noch ihren unvernünftigen Zorn aus und redete allerlei unſinniges Zeug von Schei-

dung; dann aber, als ihr Mann ihr die Lage deutlich machte, fing ſie bitterlich an zu weinen und jammerte und rang die Hände, daß ſie ſelbſt ihr armes Kind unglücklich gemacht habe.

Sie hatte wohl ſehr Recht; aber das, was ſie jetzt als das Unglück ihrer Tochter beklagte, hätte unter anderen Umſtänden ihr ſchönſtes Glück werden können. Oder iſt es nicht ein Glück, wenn auch eine Frau die Füße unter den eigenen Tiſch ſtecken kann? nicht ein Glück, wenn ſie im Dienſte der Freiheit ſchmale Biſſen vertragen lernt? nicht ein Glück, wenn ſie gehorchen muß und einen Mann hat, der das Befehlen verſteht? Allein an das Alles konnte hier zunächſt noch gar nicht gedacht werden. Und auch die roſigen Träume, welche ihr opferwilliger Mann von der nun beabſichtigten Erziehung ſeiner Frau, von dem einſamen Stillleben, von der wiederkehrenden ehelichen Liebe entwarf, ſollten ſchon in den nächſten Tagen völlig zerrinnen!

Die durch den böſen Zank über den verhängnißvollen Fettfleck eingetretene Erkältung der beiden Gatten wurde durch die Unruhe des Umzuges weniger bemerklich, ja nach und nach ſo gemildert, daß ſie, als Alles in Ordnung war, ihre künftige Wirthſchaft in ruhige Ueberlegung ziehen konnten. In dieſen erſten Tagen hatten ſie das Mittagseſſen aus dem Speiſehauſe holen laſſen und ſich Abends leicht beholfen. Nun ſollte Minette in die eigene Küche gehen und mit Hülfe ihrer Magd kochen. Allein dieſe Kunſt hatte ſie nie gelernt, ja ihrer Ausführung noch nicht einmal von ferne zugeſehen. Das war ein neuer harter Schlag für den unglücklichen Mann, ein neuer Betrug ſeiner Schwiegereltern. Oder wäre es nicht ein Betrug, eine Tochter einem Manne zur Ehe zu geben, welche nicht ein-

mal das erſte Erforderniß einer Hausfrau ſich zu eigen gemacht hat? nicht ein Betrug, ſie für Verhältniſſe zu erziehen, welche mit dem eigenen Range oder Vermögen in ſchreiendem Widerſpruche ſtehen? nicht ein Betrug, die Tochter nicht einmal vom Tage ihrer Verheirathung an zu ihrer Pflicht beredet, angehalten, ja ſogar noch mit Hülfe des Mannes gezwungen zu haben?

Was nun thun? Wollte der Mann nicht ſie und ſein Kind ins Elend bringen, wollte er nicht ſeinen Burſchen, dem er doch die Koſt geben mußte, entweder abſchaffen oder noch theurer ernähren, ſo mußte er eine Köchin anſchaffen, und das Alles von ſeinem nicht ſonderlich hohen Solde. Schmalhans wurde Küchenmeiſter. Das konnte er ertragen; aber daß ſeine Frau auch jetzt noch blos die Dame ſpielen wollte, daß ſie auch noch nicht einmal Miene machte, durch doppelten Fleiß das Verſäumte nachzuholen, das zu verarbeiten wurde ihm ſchwer. Ach! und der Arme hatte ſich's ſo leicht gedacht, das im elterlichen Hauſe eingebüßte Regiment wieder zu erringen, und er hatte nicht bedacht, daß ihm ſein Stand und ſeine Bildung, darum ſeine eigene Ehre das einzige wirkſame Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes anzuwenden verſagten. Wie konnte er ſich herabwürdigen, die Mutter ſeines Kindes zu züchtigen? Das Ganze, was er in ſeiner Stellung zu ihr durch jene Veränderung erreichte, war von ihrer Seite ein Schein von Gehorſam in Kleinigkeiten; aber in allem Wichtigen der beſtimmteſte Widerſpruch, von ſeiner Seite zunehmende Heftigkeit und innere Verbitterung.

Woher ſollte da wohl die rechte Freude kommen, als ihnen nach einem Jahre ein Sohn geboren wurde? Schon

jetzt hatte der Hauptmann Schulden machen müſſen, um auch nur das Allernothwendigſte beſtreiten zu können. Wie ſollte es nun werden, da der Arzt erklärte, daß die Mutter nicht ſelbſt nähren dürfe und eine Amme genommen werden müſſe? Hatte er vorher ſeine guten Freunde um Geld bitten können, ſo mußte er jetzt, da er immer und immer nicht zurückzahlen konnte, zu einem Wucherer ſeine Zuflucht nehmen und Wechſelſchulden machen. Er ſagte ſich's ja wohl hundertmal vor, daß es unrecht wäre, auch nur einen Kreuzer zu borgen, wenn man durchaus gar keine Ausſicht habe, ihn je wieder zu bezahlen; allein das iſt einmal ſo ein abſchüſſiger Weg, welcher Alle, die ihn betreten, wenn ſie nicht durch Erwerb von ihrer redlichen Arbeit im Stande ſind, Haltepunkte und damit Stufen zur Rückkehr zu finden, unrettbar hinunterzieht und ins Verderben führt. Ja, auch dazu hatte er nicht einmal das Herz, ſeiner Frau offen die Wahrheit zu ſagen. Er konnte die Kränkung von deren Mutter nicht überwinden, daß er nicht im Stande wäre, eine Frau zu ernähren, und er wollte ſie auch nicht allzu hart fühlen laſſen, daß ſie aus der Fülle in den Mangel gekommen ſei, und darum verbarg er in verwerflicher Eitelkeit und Feigheit ſeine angſtvolle Lage und half ſich mit Wechſelreiterei, ſo lange es gehen wollte.

Es ging aber eben leider nicht lange. Als ſein herzloſer Wucherer fürchten mußte, Alles zu verlieren, drohte er mit einer Wechſelklage. Verzweiflungsvoll griff er nach dem letzten Strohhalm, den er vor ſich ſah: er griff in die von ihm verwaltete Militärkaſſe, bezahlte ſeinen Gläubiger und — zählte die Tage ſeines Lebens nach dem Termine der bevorſtehenden Kaſſenreviſion. Dieſer Tag kam. Um zehn Uhr ſollte die Reviſion beginnen. Eine Stunde vorher

kam er nach Hauſe, küßte ſeine Kinder mit auffallender Herzlichkeit, zerdrückte ein paar große Thränen, ging in ſein Zimmer und verſank in den bodenloſen Abgrund: man hörte einen Schuß fallen, eilte hin und fand ihn mit zerſchmettertem Gehirne am Boden. — — —

Die Frau zog mit ihren Kindern zu den Eltern zurück und lernte nun Thränenbrot eſſen und Gottes gewaltige Hand erkennen.

Der gezähmte Hausthyrann.

Es ist ein großer Unterschied zwischen „tüchtigen“ und „guten“ Beamten. Der tüchtige Verwaltungsbeamte thut streng seine Pflicht, ist gerecht, aber hat nur den Buchstaben des Gesetzes zur Richtschnur seines Handelns; der gute Beamte ist auch pflichtgetreu, liebt auch die Gerechtigkeit, übt aber daneben noch Billigkeit und hat über der Verantwortlichkeit vor dem menschlichen Gesetz noch seine einstige Verantwortung vor Gottes Richterstuhl im Auge und im Gewissen. Jener ist hart, wo dieser barmherzig sein kann. Jener erreicht schnell, was die großen Herren dieser Welt als ihr höchstes Glück ansehen, den zitternden Gehorsam der großen Volksmasse; dieser findet auch kein Widerstreben, aber er wird beliebt und erregt dadurch den Neid seiner Mitbeamten und den Argwohn der Großen, weil diese unter der Schaar ihrer Höflinge und Schmeichler keinen haben können, der sie das Glück des Geliebtseins kennen und fühlen lassen möchte. Jener steigt von einer Stufe zur andern auf der Glücksleiter der Staatscarrière

empor; dieſer bleibt, was er iſt, wenn nicht das Alter ihn endlich langſam hinausſchiebt, aber er tröſtet ſich bei aller Beſcheidenheit mit ſeinen Hoffnungen auf das einſtige große Hinaufrücken zu den himmliſchen Ehren.

Ein Beamter, welcher nach ſeiner Tüchtigkeit die Ausſicht zum ſchnellen Steigen hat, gilt bei unſern Töchtern für eine ſogenannte gute Parthie. Warum ſollte er auch nicht? Man verbindet ſich in der Jugend mit dem hoffnungsvollen Aſſeſſor, heirathet den Regierungsrath mit ſicherem und beſtimmtem, wenn auch nicht ſehr reichem Einkommen, verſorgt einſt die eigenen Kinder als Gemahlin des mächtigen Präſidenten und freuet ſich als Matrone über den zauberiſchen Titel der Excellenz oder wird gar noch geadelt und eine wirkliche „gnädige Frau". Indeſſen wie oft iſt dieſes äußere Glück, wenn es noch wirklich eins zu nennen iſt, das Einzige, was ein tüchtiger Beamter ſeiner Gattin gewähren kann. Ganz zu geſchweigen davon, daß er aufs Strengſte allen Obliegenheiten ſeines Amtes nachkommt und für die Seinen und den liebevollen Umgang mit ihnen, daß er namentlich für die Erziehung ſeiner Kinder keine Zeit übrig behält, daß er immer nur für Fremde lebt, höher aufgeſtiegen ein Haus machen muß und auch die Frau zu der leidigen Rolle einer Geſellſchaftsdame verurtheilt, daß er im Herzen immer kälter und härter wird und auch ſeine Familie wie ein barſch herrſchender Tyrann behandelt; — ganz davon zu geſchweigen, gewöhnt ſich ein ſolcher Mann, der in ſeinem Amte Widerſpruch nicht kennt, vor welchem ſtets alles zittert, auch in ſeinem Hauſe, wo Frau und Kinder durch ihre Liebe berechtigt zu ſein glauben, bisweilen anderer Meinung ſein zu dürfen, eine ſolche Heftigkeit und Rechthaberei an, daß die wenigen Stunden,

wo der Tyrann im Hauſe iſt, der Familie die beſten Vorſtellungen von dem Leben in der Hölle geben können.

Die Erfahrung ſagt, daß die Söhne höherer Stände, wenn ſie einſchlagen, und die aus armen und niedrigen Familien, wenn es einem unter Tauſenden gelingt, ohne Gewiſſensverletzung die Grenze des Subalternenthums zu überſchreiten, gewöhnlich die geringe Zahl der guten Beamten vermehren, daß dagegen die Emporkömmlinge, beſonders ſolche aus wohlhabenden, unangeſehenen Häuſern, die trotz ihres Geldes zu keiner Ehre in der Geſellſchaft kommen können, namentlich die, in deren Herzen ſchon früh das verderbliche Feuer des Ehrgeizes gebrannt hat, von dem Teufel der Herrſchſucht in Beſitz genommen werden und ſich dann zu tüchtigen Beamten ausbilden, aber auch zu furchtbaren Haustyrannen, denen ſelbſt die klügſte Frau nur ſelten eine ihrer ſchrecklichen Eigenheiten abgewöhnen kann. Von einem ſolchen will ich eine Geſchichte erzählen.

Der einzige Sohn eines Schneiders in einer Provinzial-Hauptſtadt, deſſen Handwerk wirklich einen goldenen Boden hatte, wollte nicht wieder Schneider werden, ſondern ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, machte glänzende Examina, ging in die Verwaltung über, wurde Aſſeſſor und dann Landrath. Als ſolcher ſetzte er theils durch ſeine ſchlauen Ueberredungskünſte, theils durch harte Strenge, theils durch Gunſtertheilungen in einer Zeit, wo ſolche Verbeſſerungen höchſtens hier und da als wünſchenswerth bezeichnet wurden, wo man aber noch nicht wagen durfte, ſie durch ein Geſetz zu fordern, bei den Bauern ſeines Kreiſes durch, daß ſie Wege baueten, die Strohdächer mit den hölzernen Schornſteinen abſchafften, Brandmauern aufführten und man-

ches Andere, deſſen Werth unbeſtritten iſt, einrichteten. Je mehr ihm gelang, deſto mehr und deſto herriſcher forderte er. Genug, während ein guter Beamter alles dieß in einem Lebensalter auch zu Stande gebracht hätte, brauchte er kaum zehn Jahre, um von ſeinem Miniſter für einen der tüchtigſten Beamten erklärt zu werden. Es konnte nicht fehlen, daß er bald höher ſtieg und zum Ueberfluß durch Orden ausgezeichnet wurde. Endlich erreichte er ſeiner Sehnſucht Ziel: er wurde Präſident einer Regierung.

Er war zu herrſchen und zu befehlen gewohnt. Er that das aber nicht blos in ſeinem Geſchäftsbezirke mit aller Rückſichtsloſigkeit, ſondern er hatte es von jeher auch in ſeiner Familie geübt. Schon ſeine erſte Frau hatte außerordentlich von ſeiner Haustyrannei zu leiden gehabt, wiewohl dieſer noch außer ihrer großen Ruhe dies zum Vortheil geweſen war, daß er ſie, die Tochter eines reichen Kaufmannes, als Aſſeſſor geheirathet hatte, und daß er erſt nach und nach, je höher er eben aufgeſtiegen war, ſo ſchlimm geworden war. Aerger erging es deren Nachfolgerin, einer Hauptmanns-Wittwe mit vier eigenen Kindern, welche allerdings beſonders durch die Hoffnung zu dieſem bedenklichen Schritte einer zweiten Heirath gebracht war, ihre Söhne und Töchter beſſer verſorgen zu können. Und darum wurde der Präſident ärger, als je zuvor, weil dieſe zweite Frau von vorn herein ſich beſtrebt hatte, nicht bloß in allen Stücken ihm zu gehorchen, ſondern ihm ſeine Wünſche ſogar an den Augen abzuſehen. Das beſtärkte ihn in ſeinem harten und oft bis zur Lächerlichkeit ſonderbaren Betragen.

Jeden Tag ging er mit ſeiner Frau ſpazieren; nur bei recht übelm Wetter ließ er anſpannen. Mit dem Schlage

mußte ſie bereit ſein. Einſt war eine Generalin mit ihren Töchtern, die nicht lange erſt in dieſe Stadt gezogen war, bald vor Elf zum Beſuche gekommen. Der Präſident wußte vom Bedienten, wer da war. Dennoch öffnete er ein wenig die Thür, blieb ſo ſtehen, daß er Niemanden ſehen konnte, und rief hinein: „Madame!“ Die arme Frau wußte, daß vor dieſem Rufe keine Appellation möglich war, entſchuldigte ſich mit den vielen Geſchäften des Mannes, und mit ihrer Pflicht, ihm dieſe einzige Stunde des Tages zu ſeiner ihm ſo nothwendigen Erholung Geſellſchaft leiſten zu müſſen, überließ ihren Töchtern die Unterhaltung der Gäſte und folgte ſeinem Befehle. Er hatte ſchon ungeduldig gewartet, und brummte noch lange auf dem Wege. Er forderte ferner, daß, ſobald er von der Regierung nach Hauſe kam, ſofort zu Tiſche gegangen wurde. Das war nun ein beſonders ſchlimmes Ding. In der Regel kam er um Zwei Uhr, oft aber auch erſt um Drei oder Vier, und dann mußte ebenfalls jedes Gericht ſo gut erhalten ſein, als wenn es eben erſt fertig geworden wäre. Da das nun nicht immer möglich war, ſo hatte er den ihm jederzeit willkommenen und oft recht mühſam aufgeſuchten Anlaß zum Tadeln, Murren und Schelten. Von einer Tiſchunterhaltung war kaum die Rede; denn die Töchter, zum Theil ſchon erwachſen, und die etwas jüngeren Söhne ſprachen ſchon aus Furcht nicht, daß ſie ihres Vaters Mißfallen erregen und ein kleines Ungewitter von Strafworten ſich zuziehen möchten. Er verlangte ferner, daß Frau und Töchter bei Tiſche nicht anders erſchienen, als in großer Toilette. Sie durften ſich den ganzen Tag über einfach und bequem kleiden, nur mit dem Schlage Zwei mußte jedes aufs Feinſte geputzt ſein und

den beſten Schmuck angelegt haben; denn von da ab konnte der Wagen des Präſidenten vorfahren, und ſo wie derſelbe ſtill hielt, klingelte auch ſchon die geängſtete Frau, befahl das Anrichten und ſtellte ſich mit den Kindern hinter die Stühle, den ſtrengen Gebieter zu erwarten. Einſtmals hatte ſich die älteſte Tochter erlaubt, ein warmes Tuch um den Hals zu ſchlagen. Zornig fuhr ſie der Vater an, warum ſie ſo unſchicklich angekleidet ſei. Sie entſchuldigte ſich mit einem ſchlimmen Halſe. Er befahl, das Tuch abzulegen. Sie bat inſtändig, es ihr doch heute zu laſſen. Er rief dem Bedienten: „Johann! Nimm mal ſogleich dem Fräulein das Tuch ab!“ Und die Tochter that ſich alle Gewalt an, die hervordringenden Thränen zu verbergen, damit aus dem väterlichen Zorne nicht unmenſchliche Wuth würde.

Es iſt leicht zu glauben, daß ſolche Mittage, wo der Präſident irgend einer Einladung folgen mußte, ſtillſchweigend von jedem Familienliede als feſtliche angeſehen und gefeiert wurden. Das ſollte auch einſt der Fall ſein. Kaum hörten die Kinder, daß der Vater heute zum Baron Goldberg eingeladen war, ſo beſtürmten ſie die Mutter, ihnen doch einmal einen Moſtbraten zu Mittag bereiten zu laſſen. Dieſe erinnerte ſie zwar an das Verbot des Vaters, jemals Schweinefleiſch auf ſeinen Tiſch zu bringen — er hielt das nämlich für eine gemeine Speiſe, die einer Präſidententafel nicht würdig ſei —; allein ſie litt ſelbſt zu viel unter der Tyrannei ihres Eheherrn, als daß ſie nicht mit den Kindern hätte Mitgefühl haben und ihnen endlich ihre Bitte hätte gewähren ſollen. Es geſchah. Aber ſieh da! Um halb Zwei ſchickte der Präſident einen Kanzleiboten und ließ melden, daß, da der Baron Goldberg plötzlich krank

geworden ſei und das Mittagsmahl abgeſagt habe, er zur gewöhnlichen Zeit zu Hauſe ſpeiſen würde.

Nun war guter Rath theuer. Die Frau fürchtete das Aergſte. Die älteſte Tochter aber ſuchte ſie zu beruhigen, erinnerte, daß ſie ja Suppe und Rindfleiſch hätten, daß die übliche Mehlſpeiſe leicht noch bereitet werden könnte, und daß ſie, wenn der Moſtbraten bald käme, den Vater ſchon ſo angelegentlich unterhalten wolle, daß er vielleicht gar nicht darauf achten würde, was er äße. Was half auch alles Ueberlegen, da ein andrer Braten doch nicht mehr hergeſtellt werden konnte? Und richtig, gerade heute hob der Hammer kaum zum zweiten Schlage aus, ſo rollte auch ſchon der Wagen vor.

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Das Fleiſch gab keinen Anlaß zum Tadel. Auch die Mehlſpeiſe kam ohne beſondere Erinnerung durch. Die Unterhaltung war ſo lebhaft, als ſie werden konnte. Da kam der verhängnißvolle Braten. Sofort ſchwieg der Präſident, ſah genau nach der Schüſſel, ſtach mit einer Gabel hinein und fragte, was für ein Braten das ſei. Die Frau antwortete etwas zaghaft und verlegen: „Ein Moſtbraten.“ Sogleich fuhr er auf, ſprach von gemeinem Geſchmack und von Ungehorſam und verbot, von dem Braten zu eſſen. Die arme Frau hatte ſich's ſo ſchlimm doch nicht vermuthet. Indeſſen das Gefühl, Unrecht zu leiden, gab ihr den Muth, ſich damit zu entſchuldigen, daß die Kinder ſo ſehr darum gebeten hätten, daß ſie nachgegeben, weil er geladen geweſen, und daß es doch eigentlich nicht ganz recht wäre, eine ſo edle Gottesgabe auf dieſe Weiſe zu verſchmähen. Da ſchwoll die Zornesader des Präſidenten. Er ſchwieg einige Augenblicke. Dann rief er: „Johann! Oeffne die Thür!“ Und ſofort

nahm er die Schüſſel ſammt dem Braten, warf ſie zur Thür hinaus, daß die Stücke weit umher flogen, und ſprang vom Stuhle auf.

„Jetzt gilt's!“ dachte die empörte Frau. Sie trat ihm entgegen und bat ihn mit der größten Sanftmuth, von ihr eine kurze Geſchichte anzuhören. Er ſetzte ſich, die Lippen zu einem höhniſchen Lächeln einkneifend, und ſie erzählte Folgendes.

„Es war ein Mann, dem konnte ſeine Frau nichts recht machen. Brachte ſie Mittags Rindsbraten auf den Tiſch, ſo war er ihm entweder zu zäh, oder zu weich, oder zu braun, oder ein Schöpsbraten ihm lieber, kurz, er hatte jeden Mittag an jedem Gerichte etwas zu mäkeln und verdarb damit ſeiner Familie regelmäßig die Tiſchfreude. Er war aber auch ſo, wie du, daß er beim Eintritt in die Eßſtube ſchon alle verſammelt und ſeine Frau auch geputzt ſehen wollte. Lange ſchon hatte die Frau darüber nachgeſonnen, wie ſie's denn endlich einmal treffen könnte, ihm jeden Grund zur Unzufriedenheit abzuſchneiden. Da traf ſich's eines Tages, daß ihr ein halbes Dutzend ſchöner großer Karpfen angeboten wurden. Sie hielt das Opfer für ihre Wirthſchaftskaſſe nicht für zu groß, kaufte ſie und befahl in der Küche, ſie alle zu gleicher Zeit, aber den einen ſo, den andern ſo zubereitet, angerichtet zu halten. Der Mittag kam. Die Hausfrau, in einem ſeidenen Prachtkleide, hatte ſich an den Tiſch geſetzt, die Kinder ſprangen noch fröhlich umher, das Kindermädchen ſtand mit dem kleinſten Sohne, einem Knäbchen von faſt einem Jahre, neben der Mutter. Dieſe befriedigte das Verlangen des gerade im Zahnen begriffenen und darum unruhigen Kindes, legte ſich eine Serviette über den Schoß und ließ

ſich das Kind geben. Indem ſie es aber vor ſich hielt und um es fröhlich zu machen, ſpringen ließ, begegnete dem Kleinen etwas Natürliches; aber in demſelben Augenblicke trat auch der Mann ein. Die Frau faßte ſich ſchnell, ſchlug die Serviette zuſammen, ſchob ſie hinter ſich auf den Stuhl, gab das Kind ab, und rief die Kinder an den Tiſch. Nach der Suppe und dem Rindfleiſch kam der blau gekochte Karpfen. Kaum hatte der Mann ſich davon genommen, ſo fing das gewöhnliche Tadeln an. „Hätteſt auch, ſagte er, ihn mal ſchwarz kochen laſſen ſollen.“ Die Frau ſagte in größter Ruhe zu dem Bedienten: „Laß dir in der Küche den ſchwarz geſottenen Karpfen geben!“ Der Bediente brachte ihn, ſetzte dem Herrn einen andern Teller hin und präſentirte. Kaum aber hatte dieſer einen Biſſen davon genoſſen, ſo ſagte er: „Aber das nicht zu erkennen! Dieſer Karpfen mußte, weil er nach dem Teiche ſchmeckt, nicht geſotten, ſondern gebacken werden.“ — „Johann, rief die Hausfrau mit demſelben Gleichmuthe, laß dir den gebackenen Fiſch geben!“ Er kam. Lachen wollte der Mann nicht, denn er mußte doch ſeine Ehre bewahren, und wirklich zeigen, daß ihm nie etwas nach Sinne gekocht werden könne. Alſo nahm er gar nicht von dieſem Backfiſch, ſondern meinte, wenn er denn einmal etwas Anderes eſſen ſollte, ſo wäre ihm Karpfen, mit Sardellen gebraten, das Liebſte. Immer noch, ohne ihre Ruhe zu verlieren und ohne ein anderes Wort zu verlieren, ſagte die Hausfrau: „Johann! Hole den gebratenen Karpfen!“ Recht erheitert, wie es ſchien, nahm der Mann davon und aß mit Behagen. Aber inwendig war er im höchſten Grade darüber aufgebracht, daß er eine ſo derbe und zweckmäßige Lektion von ſeiner Frau annehmen ſollte. Darum ſagte er mit erzwungenem

Lächeln: „Haſt du nicht auch marinirten Karpfen?“ Und ſie, immer noch ruhig, aber doch nicht triumphirend, rief: „Johann den marinirten Karpfen!“ Das war aber dem guten Manne zu viel. Er ſchrie auf: „Haſt du nicht auch einen Dr..?“ — „Lieber Mann, erwiederte freundlich die Frau, griff hinter ſich und reichte ihm die verſteckt gehaltene Serviette dar, „heute bin ich einmal ſo glücklich, dir mit allem dienen zu können.“ Der Mann lachte laut auf, bekannte ſich für überwunden und hat ziemlich lange Zeit ſeine arme Frau nicht mehr gequält.“

Der Präſident hatte ſchon vom zweiten Karpfen an ſehr aufmerkſam zugehört. Dann ſagte er: „Und weißt du auch, wer jener Mann geweſen iſt?“ — „Nein“, erwiderte die Präſidentin, „das hat mir die Baronin Goldberg, welche mir neulich dieſe Geſchichte erzählt hat, nicht geſagt.“ — „Nun,“ fuhr er fort, „dann will ich dir den Mann nennen. Ich war's, und die arme Frau, wie du Dich auszudrücken beliebſt, war meine ſelige Luiſe“ — ſo hieß des Präſidenten erſte Gattin. — Und die Moral von dieſer Geſchichte? Hm?“ —

Die Frau antwortete ganz unerſchrocken und in dem vorigen ſanften Tone: „Die Moral iſt, daß ein Mädchen, das nicht gewiſſenlos und unweiblich genug iſt, den Mann, mit den Mitteln, welche einer jeden ſo leicht zu Gebote ſtehen, unter das Pantoffelregiment zu bringen, keinen von den ſogenannten tüchtigen Beamten heirathen ſoll.

Der Präſident ſaß eine Weile ſtumm da und ſann nach. Man konnte es ihm anſehen, daß er einen ſchweren Kampf durchmachte. Dann ſtand er auf, umarmte ſeine treffliche Frau und ſagte: „Eins haſt du falſch erzählt. Du ſagteſt, ich hätte mich für überwunden bekannt. Das iſt

nicht wahr; ich habe damals blos auf die Zähne gebiſſen und mich dann lange vor einer ähnlichen Demüthigung in Acht genommen. Aber heute bin ich wirklich überwunden, und ich verſpreche dir — — Nein! ich verſpreche dir nichts, aber ich bitte dich, ſobald du merkſt, daß ich wieder in meinen alten Fehler zurückfallen will, mich an den heutigen Tag zu erinnern.

Es dauerte lange, ehe eine ſolche Erinnerung nöthig war; denn der Präſident wußte recht gut, daß er in ſeiner zweiten Gattin ein unſchätzbares Kleinod für ſeine Kinder erſter Ehe erworben hatte. Und wenn er ſich dann ſpäter mal wieder zum Mäkeln verleiten laſſen wollte, ſo brauchte die Frau ihn nur anzuſehen und den Finger mit freundlich bittender Miene aufzuheben, ſo rief er ihr zu: „Schon gut, ſchon gut!“ und ließ die angefangenen Vorwürfe verſtummen.

Briefe aus einer Penſion.

1.

Liebe Ottilie! Du haſt gewiß das Couvert dieſes Briefes recht haſtig aufgeriſſen, um zu erfahren, wer Dir wohl aus dieſem unbekannten Winkel der Welt ſchreiben mag. Ja, Deine Betty iſt es, keine andere! Du willſt wiſſen, wie ich in dieſe kleine Stadt komme, die vielleicht nicht einmal auf Deiner Karte ſteht. Ach, das iſt eine lange und ſchlimme Geſchichte, die ich Dir gar nicht ausführlich erzählen kann, die mich aber beinahe zur Verzweiflung getrieben hätte.

O, die Menſchen, die Menſchen! Was haben ſie wohl davon gehabt, ſo ein armes Mädchen zu verrathen und ihm den höchſten väterlichen Zorn aufs Haupt zu bringen und die Mutter noch dazu unglücklich zu machen? Wenn ich könnte, wie ich wollte, ich nähme an dem ganzen Geſchlechte die fürchterlichſte Rache. Und was ſoll ich denn eigentlich begangen haben, daß man mich ſo mit den ausgeſuchteſten Martern verfolgt? Ich will Dir's erzählen, ja, aber weiß ich's denn ſelbſt?

Nun warte, ich muß meine Gedanken zuſammen nehmen, will ganz ruhig werden und dann verſuchen, Dir einen geordneten Vortrag zu halten.

Du weißt, daß in meiner Vaterſtadt ein ſehr luſtiges Leben herrſcht, daß ich mit meinen Eltern wohl an zwanzig Bälle den Winter über beſuche. Was hat man denn auch von ſeinem jungen Leben, wenn man nicht tanzt? Auch in dem vorigen Winter gab's viele Soireen und Thees dansants, und wir waren faſt immer geladen. Du weißt auch, daß ich nicht ſitzen bleibe, und daß ich den jungen Herren die ſchwere Zunge löſen kann. Dieſe Kunſt bewies ich während des letzten Faſching auch an einem hübſchen Aſſeſſor. Er war brünett, groß, hatte ſchöne ſchwarze Augen, und ſchien, als wir zum erſten Male mit einander walzten ein recht ſchüchterner Endymion zu ſein. Halt! dachte ich, deſſen Diana mußt du auf eine Weile werden. Er fing bald Feuer und hatte nur Augen für mich. Als meine Mutter das merkte, neckte ſie mich, warnte mich aber zugleich ihm Hoffnungen zu erregen, weil ich ja wiſſe, daß der Vater mich niemals einem andern Manne geben wolle, als einem reichen Kaufmanne. Ich lachte darüber und dachte bei mir: „Erſt muß doch aber der Krösus da ſein, der mich haben will, vor der Hand mußt du wenigſtens dein junges Leben genießen.“ Genug, ich fand, daß Robert — ſo hieß jener Aſſeſſor — mich liebte, und ich hielt es nicht für ein Verbrechen, ihn wieder zu lieben. Er wollte ſeine Aufwartung in unſerm Hauſe machen; ich verhinderte es auf feine Weiſe. Er fragte mich, als ich ihm vor Oſtern in einer Geſellſchaft begegnete, ob ich denn gar nicht ſpazieren ginge. Ich ſagte: Ja, und bezeichnete ihm einen einſamen Hügel vor der Stadt als mein Lieblings-

plätzchen, das ich oft gegen Abend beſuchte. Freilich war ich höchſtens zweimal in meinem Leben dageweſen — Du weißt, ich mag ſchöne Ausſichten und grüne Einſamkeit nicht leiden —; aber ich wußte, daß man da am beſten „Begegnen“ ſpielen konnte.

Und richtig, gleich am folgenden Tage war Robert ſchon längſt da, als ich eben ankam. Wir gingen ein halb Stündchen mit einander, ſahen keinen Menſchen, unterhielten uns von mancherlei und verabredeten ähnliche Begegnungen. Ein bischen ängſtlich war mir's das erſte Mal zu Muthe, aber weniger, weil ich etwas Unrechtes gethan, als weil ich fürchtete, Robert würde zu ſchnell mit ſeiner Liebeserklärung herausrücken. Da ich das glücklich verhindert hatte, ging ich andern Tags wieder, und dann ziemlich regelmäßig die Woche viermal, ſo oft nämlich meine Mutter in ihre Kaffees ging und der Vater ſein Spielkränzchen außer dem Hauſe hatte.

Wird's Dir ſchon langweilig, was ich ſchreibe? Ich komme gleich zur Kataſtrophe. Darunter verſtehe ich aber nicht etwa die Liebeserklärung. Auch dieſe war erfolgt, und ich kann nicht leugnen, ich habe meinen Robert oft und recht herzinnig geküßt. Du ſollteſt ihn auch nur ſehen, was für ein entzückend ſchöner Mann er iſt. Nun ſieh! vor etwa vierzehn Tagen waren wir auch nach unſerm Liebeshügel gegangen, hatten uns von unſeren Ausſichten für die Zukunft erzählt und Plane gemacht, wie ſie ja Liebenden ſo natürlich ſind, da ſetzen wir uns ein wenig auf einen Grasrain neben einem wallenden Kornfelde, um auszuruhen. Robert hat ſeinen Arm auf meine Schulter gelegt und küßte meine Hand: es rauſcht, ich fahre auf, und vor mir ſteht leibhaftig mein Vater!

Du kannſt Dir denken, daß mir kein geringer Schreck in die Glieder fuhr. Er ſprach nur wenige Worte, von denen ich aber keines weiter vernommen habe, als daß ich ſogleich mit ihm kommen ſollte. Es geſchah. Natürlich gab's nun zu Hauſe Strafpredigten von aller Art. Ich ließ alles ruhig über mich ergehen, weinte meine pflichtſchuldigen Thränen und dachte, es werde auch dieſes Unwetter verziehen, wie ſchon ſo manches an meinem Lebenshimmel vorübergegangen iſt.

Und im Grunde, was hatte ich denn Böſes gethan? Mich von dem Manne küſſen laſſen, der mich liebt. Das thut ja meine Mutter noch heute. Aber von einem, dem's meine Eltern nicht erlauben wollen! Erſtens haben ſie denn auch wohl wirklich ein Recht über den Mund ihrer achtzehnjährigen Tochter? Und zweitens hat's mir nicht meine Mutter oft genug ſelbſt erzählt, daß meine Großeltern ihre Verbindung mit meinem Vater auch nicht hatten zugeben wollen, und daß dieſe ſich doch heimlich geſehen haben? Daß ich ins Feld mit ihm gegangen? Ich dächte, das wäre wenigſtens gefühlvoller und romantiſcher, als irgend an einem dritten Ort in einer Stube. Genug, ich löſe das Räthſel nicht; ich habe nur gehört, daß ein ſchändlicher Verräther meinem Vater von meinen Spaziergängen erzählt hat, und ich vermuthe, daß der was viel Schlimmeres hinzugelogen hat, ſonſt könnten meine Eltern, wenigſtens der Vater — denn die gute Mutter hat mich doch ſchon bedauert — nicht ſo böſe ſein.

Ach, ſage mal wirklich ernſthaft, liebe Ottilie! ob ich Dich nicht langweile! Dann lege ich noch ein Blatt an und erzähle wenigſtens, wie ich in dieſes Exil gekommen bin. Mein Roman iſt freilich aus, das Luſtſpiel hat ſich

in ein ſchreckliches Trauerſpiel verwandelt, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich Dir das Nachfolgende intereſſant machen ſoll.

Ich hatte in den erſten drei Tagen Stubenarreſt. Der konnte ja doch nicht ewig dauern, ich behielt die ſchöne Hoffnung. Am vierten Tage aber kam die Schneiderin, maß mir einige Kleider und Jacken an und wußte mir nur zu ſagen, daß ſie in vier Tagen fertig ſein ſollten. Ich zerſpließ mich mit Sinnen und fand zu ſolcher Belohnung — denn das mußten doch neue Kleider ſein ſollen — keinen rechten Grund. Eine ſelige Ausſicht eröffnete ſich: gewiß, meinte ich, hat Robert mit den Eltern geſprochen, der Vater hat nachgegeben, und die feierliche Verlobung ſteht bevor. Auch meine Mutter, die mir ſonſt nichts von ihren Heimlichkeiten vorenthielt, wußte nichts zu enthüllen; ich glaube wirklich, ſie war nicht eingeweiht.

Endlich, nachdem ich zehn Tage in der fürchterlichſten Ungewißheit zugebracht hatte, mußte ich mich reiſefertig machen, in zwei Stunden bereit ſein, durfte von Niemandem außer dem Hauſe Abſchied nehmen, fuhr mit der Mutter zwei Tage und zwei Nächte und hörte den Namen meines jetzigen Aufenthaltsortes erſt nennen, als wir zum Thore hineinkamen.

Wo bin ich? Bei einem Diakonus und ſeiner Frau und ſeinen Kindern in einer Landſtadt von etwa 6000 Einwohnern, die nichts weiter Merkwürdiges hat, als ein ſchlechtes Gymnaſium und ein Kreisgericht, aber nicht einmal Soldaten. Ich ſoll hier gebeſſert werden! Und ſoll erſt wieder fortkommen, wenn ich ganz gut bin. Ich habe alles verſprochen und noch etwas mehr und

ich muß nun ſehen, wie ich's anfange, daß ich den Leuten hier genüge.

Meine Mutter hatte dem Diakonus geſagt, daß ich mit Niemandem weiter korreſpondiren dürfe, als mit den Eltern und mit Dir, und daß er alle meine Briefe vor dem Abſchicken leſen möge. Denk' Dir nur, da hat er geantwortet, aber mich dabei mit ſeinen ſcharfen Augen faſt durchbohrt: „Leſen werde ich keinen Brief eher, als bis ich Ihnen, ſobald Sie mir denſelben für die Poſt übergeben, ein böſes Gewiſſen anſehe.“ Als er das ſagte, war mir's nicht lächerlich zu Muthe, aber jetzt kommt's mir doch ſehr ſelbſtgefällig vor, daß er ſich zutraut, mir das böſe Gewiſſen anſehen zu können. Da mag er lange warten! Ich will's gleich mit dieſem erſten Briefe, den ich bald nach der Abreiſe meiner Mutter ſchreiben durfte, verſuchen.

Es iſt doch natürlich in den Augen meiner Eltern ein Verbrechen, mit Robert Briefe zu wechſeln. Geradezu darf ich's auch nicht. Aber den Liebesdienſt dürfte ich doch wohl von meiner einzigen Ottilie erbitten und erwarten, daß ſie die Vermittlung gütigſt übernimmt? Beilegen mag ich heute noch nichts; eine unvermuthete Frage meines geiſtlichen Gebieters könnte mich wirklich in Verlegenheit ſetzen. Aber iſt nicht auch ſchon meine inſtändige Bitte an Dich, unſern Briefwechſel möglich zu machen, in ſeinen Augen etwas Böſes? Wollen alſo mal ſehen, ob er einen ſo ſcharfen Blick hat, wie er ſich zuzutrauen ſcheint.

Ach, nun kann ich aber nicht mehr ſchreiben. Meine Augen thun mir weh; denn ich habe eben wieder an die Mutter und an die Heimath und an den Abſchied gedacht, und da mußte ich lange weinen. Ich ſchließe darum und bitte Dich auf's Inſtändigſte, laß mich nicht lange auf

Antwort warten. Frage recht viel, was Du wiſſen willſt, denke Dir die beſte Gelegenheit aus, wie Du meine Briefe an Robert befördern kannſt, und tröſte bald, wo möglich umgehend, Deine jetzt „ſehr unglückliche Freundin!“

2.

Liebe Ottilie! Zuerſt danke ich Dir recht herzlich für Deinen ſchönen Troſtbrief. Du meinſt, ganz gut zu werden, könne mir bei meinem klugen Kopfe nicht ſchwer ſein, und Du machſt mir die lockende Ausſicht, daß ich höchſtens in einem halben Jahre wieder zu Hauſe ſein könnte. Ach nein! Darin irrſt Du gewaltig; denn was dieſe Leute hier gut nennen, dazu fehlt mir nicht mehr als Alles, und dahin werde ich wohl in meinem ganzen Leben nicht kommen. Ich will auch nicht einmal; denn dann wäre es mit meiner ganzen Fröhlichkeit für immer vorbei, und ich wäre, wenn auch vielleicht gut, doch kreuzunglücklich dabei. Doch davon nachher!

Zweitens danke ich Dir für Deine edle Bereitwilligkeit, mit welcher Du Dich der Mühe haſt unterziehen wollen, einen und den andern Brief an meinen Robert zu befördern. Indeſſen wirſt Du hier nach ſolcher Beilage vergebens ſuchen. Warum? Ach, das iſt auch wieder eine lange Geſchichte! Ich will's nur kurz erzählen. Ehe ich dem Diakonus den Brief an Dich gab, reichte ich ihm Tags vorher einen an meine Eltern, den nahm er ganz ruhig hin, ſah mich kaum dabei an, fragte auch nicht, ſondern ſagte blos: „Nun, das iſt ſchön, daß Sie ſo bald an die Eltern geſchrieben haben!“ Nun kam ich mit Deinem Briefe. Da ſah er mich ſcharf an und fragte: „Blos an die Freundin?“ Ich ſagte „Ja!“

und konnte es mit gutem Gewiſſen thun; aber die ſpitzigen Augen des Mannes bohrten ſo tief in mein Gewiſſen hinein, daß ich's bis in die Zehen fühlte, und um Alles in der Welt jetzt nicht gemocht hätte, daß noch ein anderer Brief in dieſem geweſen wäre. Ich erkannte, daß ich da nicht hätte „Ja" ſagen können; der Blick hätte ſicherlich die Lüge auf der Lippe, geſchweige im Auge geſehen. Andern Tags freilich war der Vorſatz, den ich im Augenblicke gefaßt hatte, keinen ſolchen Brief beizulegen, wieder ſchwankend geworden; und ehe ich noch von Dir Antwort erhielt, war ich feſt entſchloſſen, jene Lüge zu wagen. Ich ſetzte mich auch hin und ſchrieb einen langen Brief an Robert. Aber da trug ſich's zu, daß der vorletzte kleine Sohn des Diakonus, ein wilder Burſche, der einige Aehnlichkeit mit mir hat, aus Furcht vor Strafe zu lügen verſucht hatte. Seine Mutter vermuthete das und theilte es ihrem Manne mit. Dieſer ließ den Knaben kommen, gebot ihm, den Hergang noch einmal zu erzählen, holte die Uhr heraus und ſagte ſanft: „In zwei Minuten wirſt Du die Wahrheit erzählt haben und keine Strafe bekommen; wo nicht, dann bleiben wir keine guten Freunde!" Der Junge ſah auf den Sekundenzeiger der Uhr. Einmal war er ſchon herum. Da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und er geſtand ſeine Lüge. Siehſt Du, liebe Ottilie! ich hätte drum wetten mögen, der Kleine hatte vorher die Wahrheit geſagt; es war auch, was er erzählte, ſo wahrſcheinlich, und doch hatte der Vater ihm das böſe Gewiſſen vom Geſicht abgeleſen. Hu! dachte ich, da darfſt du's nicht wagen. Ich nahm mir's aber doch wieder vor, es koſtete was es wolle; aber immer, wenn ich's thun wollte, verlor ich wieder den Muth. Da endlich bekam ich geſtern einen Brief von meiner Mutter

und darin die Nachricht, daß Robert von jenem Gerichte verſetzt und, ſie weiß nicht, wohin gekommen iſt. Damit war's denn nun ganz aus, und ich bin heilfroh, daß ich die gute Meinung, welche ich bis jetzt von mir zu erwecken geſucht, nicht leichtſinnig und am Ende gar um nichts auf's Spiel geſetzt habe. Aber nichts deſto weniger werde ich Dir's nicht vergeſſen, Du gute Seele! daß Du mir dieſen Liebesdienſt haſt erzeigen wollen.

Drittens aber will ich Dir Deinen Wunſch erfüllen und Dir meine Umgebung nach Kräften beſchreiben. Der Diakonus iſt ein Mann in der Mitte der Vierzig, nicht hübſch, auch gar nicht fein in ſeinen Manieren, ein leidenſchaftlicher Raucher und Kaffeetrinker. Denk' nur jeden Morgen um Vier ſteht der Mann auf, heizt ſich ſelbſt ein und kocht ſich ſeinen Kaffee und geht dann zwei lange Stunden in ſeinem Studirzimmer, welches gerade über unſerm Schlafkämmerchen liegt, auf und ab und bereitet ſich auf ſeine zwei Predigten vor. Einmal nämlich predigt er in der Stadtkirche und das zweite Mal in der Spitalkirche. Ich dachte erſt und ſagte ihm das auch, daß er ja an den verſchiedenen Orten dieſelbe Predigt halten könnte. Allein er ſagt, das ſeien ganz verſchiedene Zuhörer, dort Leute jedes Alters, hier blos alte Leute; denen müſſe auch Verſchiedenes geſagt werden. Ich ging nun aus Neugierde neulich in beide Kirchen, und es iſt wahr, er hielt über dasſelbe Evangelium zwei ganz verſchiedene Predigten. Und als ich ihm nachher ſagte, daß ja in der Spitalkirche auch ſehr viel junge Leute geweſen ſeien, antwortete er, das laſſe ſich nicht hindern, aber ſein Beruf fordere die erſte Berückſichtigung der Alten, und darum hebe er für dieſe immer etwas Beſonderes auf. Er marſchirt aber bei ſeiner Vorbereitung

um ſeinen Tiſch herum, weil er nie eine Zeile von ſeinen Predigten aufſchreibt. Um fünf Uhr müſſen wir aufſtehen. Gegen halb ſieben wird der Familienkaffee getrunken. Da kommt er herunter, begrüßt Alle freundlich, läßt ſich von Frau und Kindern küſſen, ſetzt ſich auf's Sopha und lieſt ein Kapitel aus der Biebel vor, knüpft aber kein Gebet an. Nun bleibt er etwa eine halbe Stunde ſitzen. Dann geht er wieder auf ſeine Stube und arbeitet, d. h. er ſchreibt Bücher, aber ich glaube, nicht unter ſeinem Namen. Gegen halb Zehn ißt er ein paar Semmeln und hält in der Volksſchule täglich eine Stunde, weil er, wie er ſagt, einen ſchwachen Lehrer darin hat und dieſem helfen muß. Dann hält er von Elf bis Zwölf alle Tage in ſeinem Hauſe Konfirmanden-Unterricht. Du weißt, wir hatten nur ein halb Jahr lang die Woche zwei Stunden. Wir ſind freilich auch nicht beſonders fromm geworden!

Zürne nicht, liebe Ottilie! daß ich Dir ſo lange von dem alten häßlichen Manne was vorerzähle. Aber Du kannſt meine andere Umgebung gar nicht beurtheilen, wenn Du ſein tägliches Treiben nicht genau kennſt. Mittags um Zwölf wird gut gegeſſen. Aber kaum hat's Eins geſchlagen, und der Diakonus hat ſeine Cigarre geraucht; dann geht's wieder an die Arbeit. Drei Stunden hinter einander unterrichtet er ſeine Kinder ſelbſt in Allem, was ſie brauchen. Da bin ich denn eine Stunde lang auch ſeine Schülerin, leſe mit ſeiner Tochter zuſammen die Graziella von Lamartine, lerne die Anfangsgründe des Engliſchen, repetire Geſchichte und Geographie und mache deutſche Aufſätze. In den anderen Stunden lehrt er wieder Franzöſiſch, dazu Lateiniſch, Rechnen, Religion, Schreiben und dem jüngſten Jungen ſogar erſt das Buchſtabiren. Um

vier Uhr iſt wieder Familienkaffee. Dazu bringt ihm ſeine Frau eine Pfeife mit extrafeinem Taback, und er weilt bei uns eine volle Stunde. Oft iſt er da ſehr heiter. Um Fünf regelmäßig geht er „in die Seelſorge", wie ſie's heißen, d. h. er beſucht Kranke und Geſunde und ſucht ſie fromm zu machen. Abends um Sieben wird wieder gegeſſen, und dann lieſt er uns in der Regel noch eine Stunde vor, bald aus Göthe, Schiller, bald aus Shakeſpeare oder ſonſt etwas. Und um neun Uhr geht Alles zur Ruhe.

Du haſt in Deinem Briefe die Meinung geäußert, daß ich hier in eine Betanſtalt gekommen wäre. Nein, nichts von dem! Die Kinder müſſen unter Beiſein der Mutter oder der älteſten Schweſter Morgens im Bette ein kurzes Morgengebet und Abends ein Vaterunſer ſprechen; vor den beiden Hauptmahlzeiten ſpricht der Diakonus ſelbſt: „Danket dem Herrn ꝛc.!" und ſonſt iſt den ganzen Tag kein Gebet. Aber wie nun der Hausherr ein Muſter iſt im Arbeiten, dergleichen ich noch keines geſehen habe, ſo iſt's denn in ihrem Kreiſe auch wieder die Hausfrau, und ſo ſollen es alle Kinder ſein und werden. Ich glaube, aus mir kann am Ende auch noch eine Arbeitsmaſchine werden; denn das merke ich wohl, will ich gute Urtheile für meinen Vater bekommen, ſo muß ich zunächſt fleißig werden.

Ja, denke nur, wie's die Frau macht! Nicht blos kocht ſie alles Eſſen ſelbſt — und ſie verſteht das aus dem Grunde, das muß ihr der Neid laſſen —, ſondern ſie näht und beſſert und ſchneidert auch Alles für ihre fünf Kinder ſelbſt; ja, noch daran nicht genug, verſammelt ſie vier Nachmittage in jeder Woche große und kleine arme Mädchen in der Konfirmandenſtube und gibt ihnen je zwei Stunden unentgeltlichen Unterricht in Handarbeiten. Das iſt wahr,

ſie verſteht Alles, was in dieſes Fach ſchlägt, und kann's Einem auch ſo deutlich machen, daß es jedes Kind begreifen muß.

Das iſt aber auch alles Gute, was ich Dir von dieſer Frau ſchreiben kann. Sonſt iſt ſie eine Philiſterin durch und durch. Sie kennt keine andere Freude, als ihrem Mann auf's Wort gehorchen, ſich ganz für ihre Kinder aufopfern, allenfalls noch mit Salben, die ſie ſelber kocht, und mit Verbandzeug zu armen Kranken laufen, auf welche ſie ihr Mann aufmerkſam macht, und dann mit einer wahren Leidenſchaft die Leute fromm machen. Ihre ewige Frage bei Allem iſt: „Was nützt's mir zur Seligkeit?" Und das finde ich entſetzlich langweilig. Ich kann's gar nicht begreifen, wie die Frau ſo engherzig hat werden können. Sie iſt doch mal hübſch geweſen und ſie hat gewiß auch ihre öffentlichen und heimlichen Anbeter gehabt: was muß der paſſirt ſein, daß ſie ſo ganz aller Fröhlichkeit abgeſchworen hat? Sie iſt nur heiter, wenn ihr Mann es iſt, ſonſt bleibt ſie immer in ihrem langweiligen Ernſte, außer wenn ſie uns Geſchichten erzählt, was ſie gut verſteht.

Meine einzige Hoffnung iſt noch, daß ich nach und nach mit der älteſten Tochter näher bekannt werde und der vielleicht eine beſſere Anſicht vom Leben einflößen kann. Sie iſt freilich noch ein rechter Grasaffe; aber ich merke, daß ſie klug iſt und bald begreifen wird, was ſie noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und was wir in unſerer höheren Töchterſchule ſchon im zwölften Jahre auf den Bänken abgerutſcht hatten.

Du kannſt Dir denken, liebe Gute! daß ich mich die erſten acht Tage hier wie verrathen und verkauft fühlte. Niemand trieb mich zur Arbeit. Ich hatte auch erſt keine

Luſt, viel zuzugreifen; aber es gibt ja nichts Langweiligeres, als die Langeweile, und um mich vor dieſer zu retten, ſitze ich auch faſt den ganzen Tag — bis auf die zwei Stunden, wo wir im Hausgarten ſpazieren gehen dürfen — und thue was. Wozu entſchließt man ſich nicht, um aus ſolchem Grabe ſo bald als möglich wieder herauszukommen? Willſt Du demnach ein gutes Werk an mir thun, ſo ermahne mich zwar auch zur Ausdauer, aber ſchreibe mir möglichſt viele, mindeſtens einige hundert Neuigkeiten aus der großen Welt, damit nicht ganz und gar verbauere und verſauere Deine „gezwungene Einfalt vom Lande".

3.

Liebe Ottilie! Es iſt recht lange her, daß ich Dir nicht geſchrieben habe. Ach, wenn Du jetzt in mein Herz ſehen könnteſt, ſo würdeſt Du mein Schweigen nicht blos ſehr erklärlich finden, ſondern mich auch recht innig bedauern. Letzteres haſt Du zwar ſchon vorher gethan, aber ich glaube, Dein Mitgefühl würde ſich jetzt zum weichſten Mitleid ſteigern: eine ſo große Veränderung iſt mit mir vorgegangen. Deine ſonſt ſo heitere und zu Späßen und Witzen ſtets aufgelegte Betti iſt jetzt ſo wortkarg, ſo ernſt, nein, eigentlich ſo hypochondriſch und melancholiſch, daß ſie Tage hat, wo ſie am liebſten tief unter der Erde läge und froh wäre, wenn ſie von all dem Treiben auf dieſer Welt nichts mehr ſähe und hörte. Ich habe oft gehört, daß ſolche Stimmungen in körperlichen Leiden ihren Grund hätten. Das iſt aber bei mir ganz und gar nicht der Fall; denn als ich hierher kam, war ich wirklich krank; nun aber bin ich

durch die vorsichtige Pflege meiner Erzieherin ganz gesund geworden und leide gar nichts am Körper; desto mehr freilich an der Seele oder am Herzen.

Ja, hier sitzt's, hier im Herzen, und wann werde ich von diesem Leiden genesen? Ich sehe kein Ende ab und fürchte, meine Heiterkeit wird mich auf immer verlassen haben. Und auch in meiner Umgebung ist eine auffallende Veränderung vorgegangen. Als ich über körperliche Schmerzen klagte, da bekümmerten sich der Diakonus und seine Frau wie die zärtlichsten Eltern um mich, erkundigten sich nach jeder Kleinigkeit, überwachten meine Ernährung, mein Schlafen, Wachen und Arbeiten, so daß ich schon anfing, sie für diese Sorgfalt lieb zu gewinnen. Ja, als ich mal ein paar Tage im Bett zubringen mußte, da wich die Frau nicht von mir, ließ ihre ganze Wirthschaft von der Tochter besorgen und zeigte eine Zärtlichkeit für mich, wie ich sie nicht einmal oder doch kaum von der eigenen Mutter erfahren habe. Und jetzt, wo ich leiblich gesund bin, wo mir's aber Jeder ansehen kann, daß ich am Gemüthe leide, jetzt ist man so ruhig, so gleichgültig, ja so kalt, daß mich noch nicht ein einziges Mal Jemand gefragt hat, was mir fehle. Ich sehe, für das Gemüth haben diese Leute keinen Sinn, das mag ihretwegen zum Sterben krank sein, das beunruhigt sie nicht. O, und wenn nur der Diakonus mich nicht immer noch mit seinen scharfen Augen anblitzte, ordentlich als wenn er sehen wollte, wie weit meine Betrübniß schon das Herz aufgezehrt hätte! Er erscheint sonst so hart; jetzt bemüht er sich zuweilen ordentlich, in seine Stimme etwas Weiches zu legen. Er weiß gar nicht, wie abscheulich mir das ist, wie ich darin eigentlich nichts weiter sehe, als Hohn; denn wär's Mitgefühl, dann veranlaßte

er mich doch wenigstens einmal, mich über meine Empfindungen auszusprechen.

Ich kann mir's lebhaft denken, daß Du, meine liebe Ottilie! nach diesem Eingange meines Briefes keine andere Meinung hast, als daß ich vor Sehnsucht nach meinem ehemaligen Geliebten krank bin. Ach nein! weit gefehlt. Du siehst ja schon aus dem Titel, den ich ihm gebe, wie mein Herz sich zu ihm stellt. Es ist ja wahr, daß ich ihn recht lieb hatte, daß ich mein Alles für ihn hätte hingeben können; Du weißt, daß ich seinetwegen nicht einmal den Zorn meiner Eltern gefürchtet habe; Du siehst ja aus meinem Hiersein, mit welchem schmerzlichen Opfer ich meine Liebe büßen muß. Aber nun er? Was hat er denn aus Liebe für mich gethan? Nicht einmal versucht hat er, mit mir in Verbindung zu kommen, mir zu schreiben, mich nur zu grüßen, geschweige hieher zu eilen und aus meinem Munde sich wiederholen zu lassen, was ich ihm sonst so oft sagen mußte, daß ich ihn liebe. Er hat mich vergessen, deß bin ich gewiß; wie kann es anders kommen, als daß ich ihn auch vergesse? Das nennen die Männer ewige Treue! Und da verlangen sie von uns, daß wir sie länger lieben, als wir sie sehen!

Indessen will ich Dir noch einen besseren Beweis davon geben, daß meine Traurigkeit nicht von der Sehnsucht nach dem vergessenen Robert herrührt. Zugleich kann Dir das, was ich erzählen will, einen weiteren Einblick in meine hiesigen Verhältnisse gewähren. Mein Diakonus ist auch Mitglied einer Ressource, deren Gesellschaftsabende er selbst aber nicht oft besucht. Um Fastnacht veranstaltete man dort einen Ball. Ich durfte auch mitgehen. Du kannst Dir meine Freude denken, wenigstens darüber, daß ich doch

mal ſehen konnte, wie man in Krähwinkel tanzt, und was meine Erzieherin als Ballmutter für ein Benehmen haben werde, da ich ihr gar nicht zutraute, daß ſie jemals einen öffentlichen Ball beſucht hat.

Ich ſage Dir, das war köſtlich! Tanzt Dir ein hübſcher, blondlockiger Primaner mit mir, ich amüſire mich prächtig an ſeiner Unterhaltung, er führt mich auf meinen Platz, drückt mir beim Fortgehen ſanft die Hand, ich erwidere natürlich ſeinen Druck und ſehe ihn dabei freundlich an: bekomme ich da gleich eine Erinnerung, daß ich in den Tanzpauſen ſo lebhaft mit dem Jünglinge geſprochen, daß ich beim Tanzen mich ſo ſehr zu ihm hinübergebeugt, daß ich mich überhaupt zu frei betragen habe. Ich dachte bei mir: wenn die erſt gar von dem verſtohlenen Händedruck wüßte! Dieſer hatte aber ſeine elektriſche Wirkung nicht verfehlt: ich mußte dem Primaner bald den Cotillon verſprechen. Halt! dachte ich, es iſt doch gar zu langweilig in deiner Penſion, du mußt dir eine kleine Abwechslung verſchaffen. Da ich nun während des Cotillons neben meinem Herrn ſaß und recht con amore mich mit ihm unterhalten konnte, ſo dauerte es auch gar nicht lange, und ſeine Augen brannten von dem Feuer ſeiner Liebe. Zuletzt hatte er die mir ganz willkommene Kühnheit, zu fragen, ob er an mich ſchreiben dürfe. Ich ſagte ihm, wenn er wüßte, wie er's thun könnte, ohne daß meine Pfleger etwas davon merkten, ſo hätte ich nichts dagegen.

Und richtig: es vergingen keine acht Tage, ſo hatte ich den erſten Brief auf Seidenpapier von ihm, in Verſen und in Proſa, voll des blühendſten Unſinns. Auf demſelben Wege, auf welchem ich ſeinen Brief empfangen hatte, ſchickte ich ihm meine, zunächſt natürlich ſehr kurze und noch zu-

rückhaltende, Antwort. Er und ich ſchrieben öfter, wohl wöchentlich zweimal, und ich leugne nicht, die Geſchichte gewährte mir große Erheiterung. Freilich mußte ich beim Abfaſſen meiner Antworten ſehr vorſichtig ſein. Ich fing an, meine deutſchen Aufſätze für den Diakonus auf Zettel zu ſchreiben, nämlich im Entwurf, und unter den drei, vier Zetteln, welche den Aufſatz enthielten, war auch immer einer, der für meinen Amant beſtimmt war. Du weißt ja, ſo machten wir's ſchon in der Schule, wenn wir uns während des Unterrichts etwas zu ſchreiben hatten!

Allein das böſe Sprichwort von dem Kruge, der zu Waſſer geht, ſollte auch hier wahr werden. Unſer postillon d'amour war jener kleine Sohn des Diakonus, mein Ebenbild, ein ſchlauer Junge, welcher ſchon ebenſo gern naſcht, wie wir, und welcher für jeden Brief, den er heimlich beſorgte, von dem Empfänger desſelben einen Dreier bekam. Einſt hatte ſich der Knabe für ſeinen Dreier auch, wie gewöhnlich, Bonbons gekauft und ſteckte eines davon in den Mund, als es die Mutter ſah und fragte, woher er das habe. Ich half ihm gleich ein, ſagte, daß ich ihm einen Dreier geſchenkt hätte, und glaubte, mit der tadelnden Bitte, ihm ſolche Geſchenke nicht wieder zu machen, die Sache beendigt zu ſehen. Aber nein! Abends beim Schlafengehen, als der Kleine beten will, fängt die Mutter noch ein peinliches Examen mit ihm an, und der Narr geſteht ihr Alles.

Andern Morgens nahm mich die Frau allein und ſehr ſtreng ins Gebet, brachte auch mich zum Geſtändniß und ließ ſich die Briefe geben. Ich bat himmelhoch, ſie möchte doch ihrem Manne nichts davon ſagen, weil ich wüßte, daß der ſich nicht blos gar zu ſehr darüber betrüben würde, ſondern es auch ſchwerlich vor meinem Vater verhehlen

möchte. Mir war in dieſem Augenblicke zu Muthe, als müßte ich ins Waſſer ſpringen, um allem Elend auf einmal ein Ende zu machen.

Doch ich will kurz ſein, da ohnehin meine Schreibzeit bald abgelaufen iſt. Die Frau ließ ſich den Primaner kommen, redete mit ihm lange und mag ihm wohl — wie ſie das ſehr gut verſteht — den Kopf ordentlich zurechtgeſetzt haben. Ich traue ihr nicht zu, daß ſie eine Unwahrheit ſagen kann; aber denke nur, das iſt doch ſchändlich von dem Menſchen, daß er geäußert haben ſoll, er hätte nur ſeinen Spaß mit mir haben wollen! Es iſt doch wahrhaftig Einer, wie der Andere, und ſind ſie's gar nicht werth, daß man ihnen auch nur einen freundlichen Blick ſchenkt!

Was mir aber bei dem Allen am weheſten gethan hat, und was ich auch dem Diakonus nicht verzeihen kann, ſo gut er ſonſt iſt, das war die Exekution, die er mit ſeinem kleinen Sohn vornahm. Die Mutter ließ ihn herunterholen — ich betete wirklich in höchſter Seelenangſt, daß Gott ihre Zunge halten und ſie die Geſchichte von dem Briefwechſel verſchweigen möge, und ſtand wie auf glühenden Kohlen — ſagte ihm, daß der Knabe öfter Geld von mir bekommen und ſich dafür heimlich Näſchereien gekauft und heimlich verzehrt hätte, und ſiehe! der harte Mann nahm einen Stock und züchtigte das Kind in meinem Beiſein auf's Strengſte. Ich ſage Dir, mir war's als ginge jeder Schlag auf meine Seele; ich mußte auch laut ſchluchzen und wagte doch kein Wort zu ſagen.

Was meinſt Du? Hat die Frau es ihrem Manne erzählt, oder nicht? Ich kann mir nur ſeinen gezwungenen weichen Ton nicht erklären. Mir ſcheint's, wenn er's wüßte, dann hätte er mich gründlich vorgenommen. Und

wiederum leſe ich aus ſeinem Ton und Auge, als ob er mich bald bemitleidet, bald verachtet: ich kann nicht klug daraus werden. Genug ich weiß nur das Eine, daß für mich Spiel und Tanz vorbei iſt, daß ich ſchwerlich wieder fröhlich werden kann. Der Diakonus ſagt oft, daß die Wurzel der Fröhlichkeit die Arbeit ſei: nun, ich gehe fleißig in die Küche, ich häckele, nähe, überſetze, lerne, daß mir der Kopf brummt; aber ich werde immer trübſinniger, immer melancholiſcher. Ach, ich wollte alles drum geben, wenn mich meine Eltern hier fortnähmen. Es iſt alles gut hier, ich wüßte ja nichts zu tadeln; aber der Himmel will über mir einſtürzen, ich kann's nicht mehr aushalten. O liebe Ottilie! ſchreib bald einen recht ſanften Brief, damit ſich recht ausweinen kann Deine „tief betrübte Betty!"

4.

Liebe Ottilie! Was magſt Du von mir denken, daß ich auf Deinen letzten, ſo zärtlichen Brief Dir noch keinen Dank geſchrieben habe? Ich habe wirklich oft angeſetzt, ich habe aber den Entſchluß nicht ausführen können. Ich weiß nicht, wie das jetzt mit mir iſt: wenn ich eine Seite geſchrieben habe, und ich leſe ſie noch einmal durch, ſo gefällt ſie mir nicht, ſo möchte ich bald dies, bald das anders ausgedrückt leſen, und endlich wird des Aenderns ſo viel, daß ich das Ganze wegwerfe, aber auch die Luſt verliere, noch einmal anzufangen. Allein ſo iſt's nicht blos mit meinem Schreiben, ſondern eigentlich noch viel mehr mit meinem Sprechen. Du weißt, daß ich ſonſt eine wirkliche „Schnatterkapelle" war; und heute überlege ich öfter, noch öfter aber ärgere ich mich über das, was mir eben

aus dem Munde gefahren iſt. Letzteres kann ich wohl erklären. Als ich einige Wochen hier war, tadelte der Diakonus an mir, daß ich dieſes „himmliſch“ ſchön, jenes „abſcheulich“ ſchlecht, anderes „ſchauderhaft“ häßlich oder „ungeheuer“ groß fände, wies mir nach, daß dieſe übertreibenden Ausdrücke eine Unwahrheit einſchlöſſen, mindeſtens Mangel an richtigem Denken, alſo an Bildung verriethen. Ich ſah das ein, und ſuchte mir's abzugewöhnen. Lange ſprach er keinen neuen Tadel aus. Dann aber, als mir jene Bemühung etwa gelungen war, machte er mich auf Anderes aufmerkſam und belehrte mich über Ausdrücke, wie: fromm, verliebt, dankbar u. a., die ich auch in gewohnter Weiſe gebrauchte, ohne dabei, wie ich allerdings dann zugeben mußte, die richtige Vorſtellung damit zu verbinden. Ich wurde vorſichtiger, aber verlernte doch mein Viel- und Schnellſprechen noch nicht. Nun aber hat er ſeit einiger Zeit auch angefangen, auf manche meiner Urtheile, wie ich ſie ſo herauspoltern laſſe, einzugehen und von dieſen aus mi rdie]Vorausſetzungen in meiner Seele vorzuführen, daß ich manchmal ordentlich erſchrocken bin, wie der Mann in dem Herzen eines Menſchen zu leſen verſteht. Siehſt Du, meine Theure! das macht mich jetzt zurückhaltend. Im Anfange wehrte ich mich in mädchenhafter Weiſe mit allerlei Ausflüchten, ſcheuete auch eine kleine Lüge nicht; aber da er meinen Aeußerungen ganz unbarmherzig nachging und mir ein paarmal meine ausweichenden Flunkereien aufdeckte; ſo habe ich nun den Muth zu dergleichen verloren, und ich ſcheue mich, etwas zu ſagen, was wieder getadelt werden könnte, und womit ich dann zuletzt auch unzufrieden ſein müßte.

Ja, ja, Ottilie! das Wort „unzufrieden“ iſt ein bö-

ſes, ein bitterböſes Wort! Ich war's zu Hauſe mit ſo vielen Dingen, ich war's hier eigentlich mit allem, als ich her kam; aber das ließ ſich alles ertragen. Nun jedoch fange ich an ſelbſt ein Gegenſtand meiner Unzufriedenheit zu werden, und das iſt wahrlich der trübſeligſte Zuſtand, welchen ich kenne. —

Beinahe hätteſt Du dieſen Brief wieder nicht bekommen, denn ich mußte, wie Du ſiehſt, umwenden, und las die erſte Seite noch einmal durch. Da ſehe ich denn, daß Du nach meiner Darſtellung ein ganz günſtiges Urtheil über den Diakonus fällen könnteſt; und ich will doch durch meinen heutigen Brief gerade das Gegentheil bei Dir hervorrufen. Wiſſe denn, daß ich gar nichts mehr auf ihn halte, daß ich mich vor ihm fürchte, daß...

Doch höre und dann urtheile! Hier wohnt ein Oekonom mit ziemlichem Vermögen. Der hat zwei Söhne und eine Tochter. Der älteſte Sohn ſoll einſt das Gut annehmen, der zweite iſt ein ſchon ziemlich wohlhabender Zimmermeiſter. Die Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, ziemlich hübſch und herzensgut, hat eine Liebſchaft hinter dem Rücken der Eltern mit einem armen Verwalter und gibt ſich oft Stelldicheins mit dieſem. Das mag freilich nicht recht geweſen ſein; ſie hätte es ihrer Mutter ſagen können. Nun kommt aber ein anderer Oekonom, ein alter Junggeſelle — wie man ihn hier bezeichnet — mit einem viel größeren Vermögen, als der Vater hat, aber ein etwas komiſcher und auch recht häßlicher Menſch, und bewirbt ſich um die Tochter. Dieſe mag ihn nicht. Der Vater forſcht nach, entdeckt ihre Liebſchaft, ſchwört ihr zu, daß er nimmer ſeine Einwilligung zu dieſer Liebe geben würde, weil ein Menſch, der ihm heimlich ſeine Tochter

abgewendet hätte, nichts taugte und ſeiner Familie unwürdig wäre. Die Tochter weiß, daß ſolche Drohungen ihres ſtarren Vaters unabänderlich ſind, ſie nimmt die erſte Gelegenheit wahr, ihrem von jetzt ab ſtrengſten Gewahrſam zu entfliehen, ſucht ihren Geliebten auf, beredet ihn, mit ihr ins Waſſer zu ſpringen und — die beiden finden im feuchten Grabe ihre ewige Vereinigung!

Iſt das nicht rührend! Ich mag ja die Leutchen nicht rechtfertigen, nicht entſchuldigen; ich gebe ja zu, daß der Selbſtmord eine ſchwere Sünde iſt: aber iſt denn das zu billigen, was der gra ſame Vater gethan hat?!

Siehſt Du, und nicht blos gebilligt hat der Diakonus deſſen Verfahren, ſondern er hat es ſogar gelobt, hat ihm als Seelſorger den Troſt zugeſprochen, daß er ganz nach Gottes Willen gehandelt habe, hat ſogar in dieſem Sinne darüber gepredigt und eine allerdings durch und durch erſchütternde Predigt gehalten.

Andern Tags erlaubte ich mir nach Tiſche dieſerhalb eine Frage an ihn zu richten. Aus ſeiner Antwort und der meinen wurde nachher ein langes Geſpräch; er bemerkte gar nicht, daß wir ſchon die erſte Lehrſtunde weggeſprochen hatten, ſo eifrig war er, mich zu widerlegen; endlich um zwei Uhr ſtand er auf, meinte, ſeine Tochter und ich müßten heute mit dieſer etwas abweichenden Lehrſtunde zufrieden ſein, er wolle nun die andern Kinder noch vornehmen und vielleicht ein ander Mal die heute nicht zu Ende gebrachte Lektion von der Pflicht des Vaters fortſetzen.

Ich aber will den heutigen Tag — da ich nun zu morgen meine Arbeiten ſchon habe — nicht vorübergehen laſſen, ohne dir wenigſtens einige von ſeinen Meinungen mitzutheilen und Dein Urtheil darüber mir zu erbitten.

Ich denke, bei dieſem Kapitel dürften die jungen Mädchen mitſprechen oder, da ſie mitthaten, auch mitrathen.

Er ſagt ungefähr Folgendes: der Menſch hat die Pflicht, Gott zu lieben und die Brüder. Seine Gottesliebe iſt an ſeiner Bruderliebe zu erkennen und zu meſſen. Die Bruderliebe muß, wie alle Liebe, da jede Liebe eine Selbſtüberwindung zur Pflichterfüllung vorausſetzt, gelernt und geübt werden. Damit dieſe Kunſt zu lieben dem Menſchen leicht gemacht werde, lernt er zuerſt Höhere und Gleichſtehende zugleich, nämlich die Eltern, welche Gottes Stelle vertreten und auch Menſchen ſind, lieben. Das iſt die leichteſte natürliche Liebe. Schwerer ſchon wird die natürliche Liebe zu den Geſchwiſtern, weil ſie nichts Höheres mehr ſind. Dann tritt die Liebe aus der eigenen Familie heraus, wendet ſich auf die Verwandten oder Freunde und Freundinnen — aber immer noch in Anlehnung an die Eltern oder an das eigene Selbſt, noch nicht um der geliebten Perſon willen. Dies geſchieht erſt bei der Geſchlechtsliebe. Dieſe muß ſchon, weil ſie ſpäter kommt und die vorigen Stufen zur Vorausſetzung hat, etwas Schwereres ſein. Hier ſoll und darf man nicht mehr um der Eltern oder um ſeiner ſelbſt willen lieben, ſondern das muß, weil von hier aus die Brücke zur allgemeinen Bruderliebe geſchlagen werden ſoll, die erſte Liebe um Gottes Willen ſein. Anders ausgedrückt: die Geſchlechtsliebe, welcher die Ehe folgen muß, ſoll eine Vereinigung zweier Menſchen zu gegenſeitiger Hülfeleiſtung in Erlangung der Seligkeit, des Gnadenlohnes für Gottes- und Bruderliebe, ſein. Was die Jugend gewöhnlich Liebe nennt, iſt bloße Sinnlichkeit; denn ſie iſt weiter nichts, als das natürliche Wohlgefallen an einander, d. h. an allerlei äußerlichen Merkmalen, wie:

Schönheit, Jugend, Kraft, Klugheit, Geld, Sparſamkeit u. ſ. w. Die Jugend kann aus Mangel an Einſicht und Erfahrung nur ſehr ſelten erkennen, ob der oder die Geliebte eine Seele habe, in deren Liebe ſie für den Himmel gewonnen werden könne, mit andern Worten, ob ſie durch ihren gegenſeitigen Beſitz auch wahrhaft glücklich werden können, da eben das wahre Glück nur in der Gottesliebe beſtehe. Die Eltern müſſen bei jeder ſolchen Wahl die erſte Stimme haben. Hat ein Kind eine von der elterlichen abweichende Meinung, ſo kann es dieſe äußern und lebhaft vertheidigen. Sobald aber ein Vater einen ſittlichen Beweggrund für oder gegen eine Verbindung hat, muß der Widerſpruch des Kindes aufhören; denn dann muß es erkennen, daß ſeine ſ. g. Liebe nur Sinnlichkeit iſt. Wird aber das Kind ſeinen Eltern gar ungehorſam, dann hat die Sinnlichkeit ſchon eine weitere Sünde des Abfalls von Gott erzeugt, dann iſt die Grubenleiter zum Verderben beſtiegen, und die kann bald in den Abgrund völliger Lostrennung von Gott führen. Darum trägt jede ohne oder gar wider die Erlaubniß der Eltern begonnene oder geſchloſſene Liebesverbindung den Fluch der Sünde in ſich und muß ihn nach Gottes ewiger Ordnung immer weiter entwickeln. Aber auch eine gegen die eigene Neigung, ja mit entſchiedenem perſönlichen Widerwillen eingegangene Verbindung, ſelbſt zu welcher die Eltern aus ſittlichen Gründen gezwungen haben, hat, weil ſie um der Eltern und deshalb um Gottes willen übernommen wird, die Verheißung des zeitlichen und ewigen Gottesſegens in ſich. Und deshalb — ſo ſchließt der Diakonus — darf keine Gott wohlgefällige Ehe, welche ja die Schule für die Gottesliebe und für die von da aus ſich immer mehr erweiternde Bruderliebe werden ſoll, ohne

den Rath und Willen der Eltern oder ihrer Stellvertreter geſchloſſen werden; nur von einer ſolchen kann geſagt werden, ſie ſei im Himmel geſchloſſen.

Ich weiß nicht, liebe Ottilie! ob ich Dir alle die wichtigſten Gedanken des Mannes hergeſetzt habe — indeſſen mußte er ſie beim Streiten mit mir ſo oft in immer neuen Wendungen wiederholen, daß ich ſie leicht behalten konnte —; aber das weiß ich, daß einer von uns Beiden, entweder er nicht, oder ich nicht, jemals die wahre Liebe kennen gelernt hat.

Nein, der Mann kann nicht Recht haben, er kann nicht, ſage ich! So ſieht die Liebe nicht aus, wie er ſie ſchildert, ſo kalt, ſo grämlich, ſo ſchal, wie eine bloße Pflichterfüllung. Für dies Wort bin ich ihm ſo gram geworden, daß ich heute Abend gar nicht mehr mit ihm ſprechen mag.

Was ſagſt Du dazu? Und was Deine liebenswürdige Mutter? Frage ſie doch einmal! Ich dächte, dieſe müßte mir mit ihrem weiblichen Gefühle beiſtimmen. Bitte, widerlege oder belehre oder vertheidige bald Deine von jetzt ab unabläſſig über die Liebe philoſophirende, aber dabei doch Dich von Herzen liebende und „ſehr unzufriedene Betty!“

5.

Liebe Ottilie! Nun iſt es ziemlich ein Jahr, daß ich von meinen Eltern getrennt bin, und wohl drei Monate, daß ich Deinen letzten lieben Brief empfangen und noch nicht beantwortet habe. Wenn ich Dir alles erzählt haben

werde, was ſich in dieſer letzten Zeit mit mir zugetragen hat; ſo wirſt Du wohl über meine Schweigſamkeit nicht zürnen. Aber ſchwer, das weiß ich, wird's mir werden, Dir einen auch nur annähernden Begriff von meinem Gemüthszuſtande zu verſchaffen; denn mir wird's ſelbſt ſchwer, das Weſen der unaufhörlichen Unruhe, welche mich umtreibt, zu erkennen. Ach, das menſchliche Herz iſt doch ein gar zu wunderliches Ding! Wer kann auch nur ein einziges vollſtändig ergründen? Und wie und wo kann es jemals zu ſeiner Ruhe kommen?

Erlaube mir, daß ich der Reihe nach erzähle und lieber Thatſachen, als Gefühle beſchreibe. Du hatteſt mir auf meinen letzten Brief Deine und Deiner lieben Mutter Meinung über den von mir angeregten Gegenſtand mitgetheilt. Du konnteſt nicht recht einſehen, warum ich dem Diakonus gram ſein könnte, da er ja höchſtens etwas Unrichtiges, aber nichts Unrechtes geäußert hätte; und Deine Mutter erklärte ſich der Hauptſache nach ganz mit ihm einverſtanden, vorausgeſetzt daß die Eltern ihr Kind nicht zu einer ſittlich verwerflichen Verbindung zwingen wollten. Ich dachte damals dieſen Aeußerungen näher nach und fand, daß Du Recht hatteſt, mir meinen Unwillen gegen den Diakonus zu verweiſen, freilich nachdem ich vorher noch öfter mit ihm und ſeiner Frau darüber geſprochen und manche meiner eigenen verkehrten Meinungen aufgegeben hatte; ich wähnte aber zugleich, daß Deine gute Mutter nur darum zuſtimmte, weil jene Anſicht die Elternmacht und das Elternanſehen begünſtigte. Heute ſtreite ich über jene Theorie nicht mehr, heute wünſche ich nur, daß, wenn ich einmal wieder in die Lage käme, von einem Mann geliebt zu werden, meine Eltern

nicht Urſache haben möchten, mich von Erwiderung ſolcher Neigung abzuhalten.

Du möchteſt wohl wiſſen, welche Ereigniſſe zwiſchen meinem damaligen und meinem jetzigen Briefe einen ſo ſtarken Einfluß auf mich gehabt haben? Ich weiß wirklich kein einzelnes beſtimmtes anzugeben; denn was ich eigentlich erzählen will, ſteht doch mit jener Aenderung meiner Anſichten in keiner Beziehung; denn eine Anſicht iſt ja das Ergebniß der Erfahrung und des Denkens, nicht des Gefühls, und neue Erfahrungen in der Liebe habe ich nicht gemacht, habe auch jetzt gar keine Luſt mehr, ſolche zu machen, und richtig Denken habe ich doch vorher ebenſo gut oder ebenſo ſchlecht gekonnt als jetzt. Ich hüte mich darum wohl, dem Diakonus geradezu einzugeſtehen, daß ich ihm jetzt Recht gebe; aber ich weiche ebenſo ſehr jedem neuen Geſpräch darüber aus, damit ich nicht zu lügen brauche. Nur Dir, meine Theuere! mag ich kein Geheimniß daraus machen, daß ich jetzt überhaupt dem Manne in allem zuſtimme, was er über die großen Angelegenheiten des Lebens bisweilen äußert. Ich ſage: bisweilen; denn es iſt ſeine Art nicht, die Gelegenheit zu ſolchen Aeußerungen gewaltſam herbei zu ziehen; im Gegentheil, er predigt — was man ſo zu nennen pflegt — zu Hauſe gar nicht, er ſpricht nur ab und zu ganz kurze Sätze gleichſam als Themata für jedes Einzelnen weiteres Nachdenken aus. Aber wenn er manchmal ein Dichterwerk vorgeleſen hat und durch den Inhalt desſelben bewegt iſt, dann läßt er ſich in längeren Betrachtungen über Zuſammenhang und Charaktere hören, und dergleichen Belehrungen ſind etwas überaus Köſtliches. Das Schönſte aber, was er von Lebensweisheit vorbringt — und er hat deren viel —, das gibt er den alten Spi-

talleuten in ſeinen kunſtloſen Predigten. Von dieſen verſäume ich ſeit langer Zeit nicht eine einzige, und ich bedauere nichts weiter, als daß ich ihn da nicht von Anfang an gehört habe.

Aber freilich, wie konnte ich denn? Du weißt, daß ich zu Hauſe gerade nicht beſonders angehalten wurde, ſonntäglich in die Kirche zu gehen. Als ich vor einem Jahre hieher kam, ſagte mir der Diakonus, er halte nichts von einem gezwungenen Kirchenbeſuche, ich möchte es damit halten, wie ich wollte. In der erſten Zeit kam ich gar nicht hinein: ich dachte, ein Geiſtlicher, welcher in ſeinem Alter noch eine ſo dürftige Stelle hat, könne wohl nichts Beſonderes leiſten; ich wußte nicht, daß ihn ſeine Behörde abſichtlich zurückſetzt, weil er ihr mit ſeinen großen Gaben nicht zu ihren hierarchiſchen Zwecken dienen will, ſondern an der Freiheit der reformirten Gemeinden feſthält; ich erfuhr erſt ſpäter, daß er in einer großen Stadt hat Pfarrer werden ſollen, daß aber, eigens um ihn hier feſtzuhalten, die wohlhabenden Bürger zu einer bedeutenden jährlichen Zulage zuſammengeſchoſſen haben. Und ſiehe, Anfangs verſtand ich auch nicht, was er predigte, weil ich mich immer viel zu ſehr durch die vielen Leute in der Kirche zerſtreuen ließ und nicht im Zuſammenhange zuhörte. Aber jetzt iſt das anders, jetzt verwende ich kein Auge von der Kanzel, und jetzt entgeht mir auch nicht ein einziges Wort ſeiner wirklich aus einem vollen Herzen kommenden Reden. Siehſt Du, Ottilie! ſeit ich weiß, daß der Mann, was er lehrt, auch lebt, ſeitdem ich keinen Argwohn mehr in ſeiner Redlichkeit habe: da iſt mir auch jedes Wort wie ein Evangelium, auf das ich ſchwören möchte.

Vor ſechs Wochen war meines Vaters Geburtstag. Ich

hatte mir ſchon lange vorher in Gedanken zurecht gelegt, was ich ihm alles ſchreiben wollte, damit er endlich erweicht werden möchte, mir auch nur Eine Zeile von ſeiner Hand zu ſchicken. Und nun begegnete es mir doch in meinem Leichtſinn, daß ich erſt am letzten Nachmittage, wo der Brief fortmußte, daran dachte. Gleich nach unſrer Lehrſtunde ſetzte ich mich hin. Um Fünf war ich fertig, eine Viertelſtunde ſpäter ging die Poſt ab. Der Diakonus war in der „Seelſorge," die Frau machte einen Krankenbeſuch, die älteſte Tochter hatte nöthig zu thun, ich ſelbſt konnte in ſo kurzer Zeit den weiten Weg zur Poſt nicht zurücklegen: ich bat alſo den kleinen Sohn, mein liebes Abbild, auf's Schnellſte hinzulaufen und den Brief abzugeben. Er that's, lief aber unſinniger Weiſe ebenſo ſchnell zurück, kam ſehr erhitzt an, ſetzte ſich, von Niemandem, leider auch von mir nicht, beachtet, an das offene Fenſter und las. Schon in der Nacht mußte der Arzt geholt werden: mein Liebling hatte die Lungenentzündung, und er hatte ſie bekommen durch meine Schuld!

Ach, liebe Ottilie! was ich da ausgehalten habe, ich glaube, ein Verbrecher, der zum Blutgerüſt hinaufſteigt, kann keine größere Seelenangſt haben. Der Arzt ſchüttelte bedenklich den Kopf, entzog zweimal viel Blut und machte die Eltern bereit, weil der Kleine die am ſiebenten Tage wahrſcheinlich eintretende Kriſis ſchwerlich überſtehen werde, das Schlimmſte zu ertragen. Natürlich wich ich den ganzen Tag nicht von ſeinem Bette, und nur auf ausdrücklichen Befehl war ich um Mitternacht zu entfernen, aber auch nur unter der Bedingung, daß man mich um Vier Uhr wieder weckte. Sonſt theilten Vater und Mutter die Nachtwachen mit einander. Ich wußte nicht, daß es ſo ſchlimm

ſtand, ich meine, daß der ſiebente Tag über das Leben des Kindes entſcheiden ſollte. Erſt an dieſem Tage ſelbſt hörte ich davon. Gegen Abend nahm das Fieber wieder ſehr zu. Der Arzt hatte geſagt, die Kriſis werde nach Mitternacht eintreten, und hatte die Eltern gebeten, ſich bis gegen Acht Ruhe zu gönnen. Ich war ſeit einer Stunde allein bei dem Kranken. Als ich bemerkte, daß das Fieber immer heftiger tobte, als damit auch meine Seelenangſt immer größer wurde; warf ich mich — es war das erſte Mal in meinem Leben! — vor dem Bette des Kleinen auf die Knie und betete zum lieben Gott, daß er mich nicht ſo ſchwer ſtrafen und das Leben dieſes Kindes fordern möchte. Ich fühlte eine immer innigere Inbrunſt, bekannte dem Heilande meine Unwürdigkeit zu ſolcher Bitte, bat um Vergebung meiner Sünden, und dachte endlich ſo lebhaft an den die Kranken heilenden Herrn, daß ich ſelbſt erſchrak, als ich mich laut ſprechen hörte: „O komm, Herr Jeſu! hilf! Laß dieſes Kind nicht ſterben!“ Ich ſtand wieder auf, ſah, wie die Pulſe des Kleinen jagten, erkannte aber, daß er eingeſchlafen war, alſo wohl nichts gehört hatte.

Ich ſaß ganz regungslos und lauſchte auf jeden Athemzug und betete dabei im Herzen immer weiter. Ich gelobte, dem Herrn mein ganzes Leben lang in treuem Dienſte dankbar zu ſein, wenn er mir dies Gebet erhörte und mich nicht zur Mörderin werden ließe. Aber noch immer verließ mich nicht meine Seelenangſt. Manchmal glaubte ich zwar zu bemerken, daß die Athemzüge des Schlafenden etwas ſanfter und langſamer würden; aber dann kam mich wieder die Furcht an, daß ſie auf dieſe Weiſe immer langſamer werden und zuletzt ganz aufhören könnten. Schon lange vor Acht kam die Mutter. Ich winkte ihr, recht leiſe her-

anzutreten. Sie ſah den Schlummer und blickte dankbar und hoffend auf. Als der Diakonus kam und von mir hörte, wie lange der Knabe ſchlief, ſprach er ebenfalls Hoffnung aus und mir zu; denn er wußte, was ich litt. Natürlich war ich nicht vom Bette fortzubringen. Endlich gegen Ein Uhr in der Nacht ſchlug das Kind ſeine ſchönen Augen auf, ſah verwundert und ganz ſelig umher und ſagte gleich: „Ach, das war ſchön!“

Der Vater fragte, was er meine. Und der Knabe erzählte, daß er in einer ſchönen Gegend geweſen wäre, und da ſei ein ſtarker Lichtſtrahl vom Himmel gekommen und der Herr Jeſus ſei vor ihn getreten, gerade ſo wie er da auf dem Bilde vor dem Grabe des Lazarus ſtehe, und habe zu ihm gar freundlich geſagt: „Mein Sohn, du ſollſt nicht ſterben, ſondern wieder geſund werden!“ und dann ſei er verſchwunden, und es ſei nach und nach ganz dunkel um ihn geworden. Die Eltern weinten Beide vor Freude; ich aber fühlte eine Wonne und eine Seligkeit, wie ich ſie noch nimmer geahnt hatte: mein Gebet war ja erhört, und war in der wunderbarſten Weiſe erhört!

Aber, gute Ottilie! mein Gelübde muß ich nun auch erfüllen, und ſollte ich darüber auch Leiden über Leiden zu ertragen haben: weiß ich doch, daß ich einen gnädigen Heiland habe, der das innerſte Geſpräch meines Herzens, von welchem ich nie einem Menſchen erzählen werde, gehört und mich nicht verworfen hat.

Es ſind nun fünf Wochen her. Mein Liebling iſt wieder geſund und ſpringt munter umher; aber etwas blaß ſieht er noch aus und in Acht genommen werden muß er. Dafür will ich ſchon ſorgen; o, und auch dafür möchte ich, wenn's nicht ſeine Eltern beſſer verſtünden, von Herzen

gern ſorgen, das er früher, viel früher ſeinen Leichtſinn ablegt, als ich.

Endlich noch eine andere große Freude! Bis jetzt hatte mir, wie ich ſchon ſagte, mein lieber Vater nicht geſchrieben. Bald nach Geneſung des Kindes berichtete der Diakonus wieder über mich — ich denke es mir wenigſtens — und geſtern habe ich die erſten liebevollen Zeilen meines theuren, durch mich ſo tief betrübten Vaters wieder bekommen. Er hat mir verziehen! Nun weiß ich doch, daß auch die Menſchen uns vergeben müſſen, wenn wir erſt die Vergebung bei unſerm Heiland erlangt haben. O, wäre ich eher auf dieſen Weg gekommen! Aber nein, ich will nicht murren, es iſt alles ſo gut und recht: weiß ich doch, daß ich auch vorher in der Gnadenhand meines Herrn geweſen bin, und daß *meine* Zeit von ihm nicht früher erſehen war.

Und nun noch Eins, Du Liebe! Du biſt die einzige Seele in der Welt, welche etwas von meiner wunderbaren Gebetserhörung erfahren hat und erfahren ſoll; ſelbſt dem Diakonus und ſeiner Frau habe ich auch nicht einmal eine Andeutung davon gegeben: ich bitte Dich, laß dieſen Brief ganz allein für Dich geſchrieben ſein! Es bleibe unſer Beider Geheimniß, damit es nicht durch fade Beſprechung entweihet werde! Bloß der Knabe ſoll es einſt noch erfahren, vielleicht erſt nach meinem Tode!

Das ſind wohl große Freuden, von denen ich Dir erzählt habe. Aber nun mein Gelübde! Wie ſoll ich es erfüllen? Wie muß das Leben eingerichtet werden, um das nicht zu brechen? Siehſt du, das iſt bei allem Frieden, den ich von Zeit zu Zeit in köſtlichſter Weiſe genieße, doch meine Sorge, meine Unruhe! Und da Du nun weißt, wie es

jetzt um mich steht, so schließe in Deine Fürbitte ein Deine mit Gottes Hülfe endlich „genesende Betty!“

6.

Liebe Ottilie! „Meinst Du, daß Du mir durch Deine natürliche Erklärung des mir zu Theil gewordenen Wunders etwas Neues oder Entscheidendes gesagt hast? Du findest es so leicht erklärlich, daß der von Fieberhitze getriebene und dadurch in seiner Phantasie aufgeregte Knabe, weil er die laut gesprochenen Worte meines Gebetes gehört hat, diese mit in seinen eben eintretenden Schlaf genommen habe, daß ihm bei dem Namen Jesus die Erinnerung an das oft gesehene Bild gekommen sei, und daß seine eigene Lebenslust und die während des kritischen Schlafs empfangene Erquickung ihm jenen Gedanken an seine Wiedergenesung erzeugt habe. Sieh, das finde ich alles auch; aber ist dann damit auch nur das Geringste erklärt? Ist dann die Entstehung des Traumes das Wunderbare? Im Gegentheil, wenn da das Wunder läge, so wäre ich vielleicht die Erste, welche stutzig würde. Ist nicht vielmehr das das Wunder, daß gerade auf mein Gebet dieser Traum wirklich entstanden ist? Daß gerade ich damit eine gnädige Antwort auf alle meine bangen Zweifel und Fragen bekommen habe? Wie viele Tausende beten und finden keine Erhörung! Wie viele Tausende beten an Kranken- und Sterbebetten in ganz ähnlicher Weise und laut, daß es die Kranken deutlich vernehmen, und den Schlafenden kommt doch keine Offenbarung durch Träume und den Wachenden kein belebender Trost! Daß hier Beides gegeben, das ist eine göttliche Gnadenthat, das ist ein Wunder!

Du äußerſt ferner das Bedenken, daß ich jene Erhörung nicht gerade auf mein Gebet beziehen dürfe, da ja ganz ſicher auch die Eltern und Geſchwiſter des Kindes ähnliche Gebete gen Himmel geſchickt hätten. Dieſer Einwurf beunruhigt mich am allerwenigſten. Wenn der Geiſtliche, welcher die einzelnen Gemeindeglieder recht genau kennt, von Zuſtänden des menſchlichen Herzens predigt, wenn er, um recht anſchaulich darzuſtellen, ſeine Beſchreibungen möglichſt individualiſirt; dann wird nicht nur Einer der Zuhörer ſich lebhaft davon getroffen fühlen und glauben, daß er vor den andern gemeint ſei. Sollte nicht der allmächtige und allwiſſende Gott, wenn Er die Seufzer Einer Seele erhört, damit noch vielen anderen Gnade und Troſt ſchenken? Die größte Gnade iſt immer die, daß der Einzelne ein deutliches Bewußtſein davon bekommt, daß er gerade wirklich ge- und erhört ſei. Das Gegentheil hievon iſt ja leider auch und noch häufiger vorhanden. Wenn z. B. ein verblendeter Fürſt ſein Volk mißregiert, dann werden die Stimmführer dieſes Volkes alle möglichen Mittel und Wege ausſinnen, den Regenten aufzuklären, das kleine Häuflein aber Derer, welche wiſſen, daß Gott alle Dinge regiert, daß Gott die Seelen der Menſchen in ſeiner Hand hat und umformen kann, wie Ihm, mit herzlichen Gebeten ſich an Ihn wendet; und wenn nun der Monarch anderes Sinnes wird: ſo werden jene Vielen glauben, daß es allein von ihrem Rennen und Laufen gekommen ſei, dieſe Wenigen aber werden ihrem Herrn danken, daß er ſie gnädig erhört hat. Wer von Beiden hat denn nun Recht? Wer ſich ſelber zutraut, in eine fremde Menſchenſeele andere Gedanken zu geben, oder wer das bloß dem Herzenlenker und Weltregierer zutraut und überläßt? Gott hat der Seele des Kin-

des den Traum geſchenkt, das iſt das Wunder; auf weſſen Gebet es geſchehen iſt, kann an ſich gleichgültig ſein; aber wem Gott die Augen geöffnet hat, daß er zwiſchen dem Wunder und ſeinem Gebet einen Zuſammenhang erkennen kann: dem iſt großes Heil widerfahren. Und das bin ich!

Alle dieſe Bedenken aber ſind blos aus einer Beſorgniß hervorgegangen, die Du mir auch gar nicht verhehlſt, und für deren Aeußerung ich Dir ſehr dankbar bin. Du fürchteſt, ich möchte eine Pietiſtin oder, wie Du nicht ganz undeutlich zu verſtehen gibſt, eine Frömmlerin, zu deutſch: eine Heuchlerin werden. Wehre nicht ab! Ich verſtehe die Sprache recht gut, und gerade weil ich ſie verſtehe, kann ich Dir offen darauf antworten. Ich thue es nicht mit meinen eigenen Worten und Gedanken; ſondern Du wirſt leicht meinen Lehrmeiſter herauserkennen. Dieſer nämlich ſagt darüber ungefähr Folgendes:

„Unter Pietiſten verſteht man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche des Volkes Leute, welche oft und gern von ihrem Armenſünderbewußtſein und von ihrem Heilande reden, und welche ſich zu dieſem Ende eine eigenthümliche Gefühlsſprache mit dogmatiſchen und bibliſchen Ausdrücken angewöhnt haben. Dieſe Sprache kann Jeder lernen, wie das Franzöſiſche oder Engliſche, und nur der Eingeborne vermag zu unterſcheiden, ob ſie richtig oder falſch geſprochen wird, d. h. nur der Fromme, welcher jene Zuſtände in ſich wirklich erfahren und in ihnen ſeinen Heiland gefunden hat, kann wiſſen, ob bei Anderen jene Sprache äußerlich angelernt oder innerlich entſtanden ſei, kurz ob ſie von Heuchlern und Maulmachern ausgehe, oder von eben gewonnenen und gleichſam noch im erſten Anfange des neuen Lebens ſtehenden Chriſten. Wohl verſtanden! Der erſte Anfang des

Christenlebens ist bei vielen, aber auch nicht bei allen, Christen so gestaltet, daß ihr Herz von der eben erfahrenen Gnade der Sündenvergebung und der Wiedergewinnung überfließt. Dauert aber dieser Anfang lange, oder kommt gar der Christ über diesen Anfang nicht hinaus; so ist in den allermeisten Fällen anzunehmen, daß er mit seiner Heiligung nicht Ernst macht, daß er in allerlei trägen Gefühlen herumschwebelt und dabei der alte Mensch bleibt. Das sind die Pietisten: alle Weltmenschen mit frommen Gefühlen und Redensarten. Vielmehr ist die rechte Entwickelung jenes Anfangs diese, daß der Christ die gemachte Erfahrung von seiner Erlösung und von seiner Anknüpfung an seinen Heiland als sein eigenstes Geheimniß verbirgt, nicht mehr davon redet, sondern durch seinen neu gewonnenen Lebensernst, durch seine täglichen Anstrengungen in voller Erfüllung aller seiner Pflichten, durch eigentliches Nachfolgen in den Fußstapfen seines Herrn, aller Welt, die sehen will und kann, darthut, daß er ein Gotteskind geworden ist. Eine auf ihre Heiligung wirklich bedachte Seele geht nicht aus der Welt heraus, etwa, wie man sonst that, in ein Kloster oder in eine Einsiedelei, sondern bleibt erst recht darinnen und übt sich in täglicher Unterscheidung dessen, was nach oben, und dessen, was nach Unten führt. Eine solche Seele verachtet auch nicht die Freuden der Welt, so weit sie nicht offenbar Sünden sind; aber sie sieht diese Freuden und ihren Genuß nicht als Zweck des Lebens an, sondern nur als auch von Gott geschenkte Mittel, die in den saueren Pflichtendienst ermattenden Kräfte wieder zu erfrischen.

Das ist richtig — und das habe ich beim Eintritt in dieses Haus nur gar zu herbe gefühlt — daß alle solche wirklichen Christen den Draußenstehenden den Eindruck eines

harten Ernſtes machen. Aber wäre denn das Leben als Pilgerfahrt zur Ewigkeit nicht wirklich Ernſt genug? Indeſſen das habe ich nun auch erfahren, daß die Härte dieſes Ernſtes nur die äußere Schale iſt, nicht zum inneren Kerne desſelben gehört. Und wie ich dies in der köſtlichſten Weiſe erfahren habe, das will ich Dir erzählen, auch auf die Gefahr hin, daß Du eiferſüchtig würdeſt.

Du kannſt Dir wohl denken, daß jenes wunderbare Ereigniß in meinem Herzensleben einen ſtarken und nachhaltigen Eindruck auf mich hervorgebracht hat, daß meine ſtete Unruhe, den rechten Weg zu finden, meinen Pflegern nicht verborgen bleiben konnte, daß mein Gefühl bei jedem kleinen Anſtoß von außen überſtrömte. Ich habe oft beim Vorleſen an Stellen, die ſonſt ſpurlos an mir vorübergegangen waren, heftig zu weinen angefangen, bin bei Geſprächen, welche gerade die rechten Saiten in mir in Schwingung brachten, oft aufgeſtanden und hinausgeeilt und habe mich im Garten an einem verborgenen Plätzchen ausgeweint. Eines Abends nun in der Dämmerung ſaß ich mit der Frau allein. Sie hatte ſchon ſeit einigen Wochen einen ſanfteren Ton gegen mich angenommen, und gerade ihre ungewohnte Weichheit hatte mich mehrmals ſehr ergriffen. Da fing ſie recht ſanft an zu mir zu ſprechen: „Sagen Sie mir, liebe Betty! was bewegt jetzt Ihr Herz leichter und heftiger, als ſonſt?“ Ich antwortete mit Thränen, aber konnte kein Wort hervorbringen. Sie ſchwieg. Dann, als ich auch in ihren Augen Thränen ſah, wurde ich übermannt und ſagte: „Mein Leichtſinn, die Erkenntniß, daß ich anders werden *muß*, das Gelübde, daß ich anders werden *will*, und die Unfähigkeit, daß ich anders werden *kann*!“ Sie ſtand auf, umarmte mich zärtlich, küßte mich

und ſagte: „Dieſe Worte ſegne Gott!“ Und nun betrachtete ich vor ihr und mit ihr mein ganzes vergangenes Leben. Sie fand es nicht auffallend, daß ich als Tochter eines reichen Kaufmannes, der immer vollauf zu thun hat und ſich um die Herzensbildung ſeiner Tochter nicht hat bekümmern können, und als Tochter einer Mutter, welche der Stellung ihres Mannes zu Gefallen mehr in der Welt, als für ſich leben muß, und welche die Gefahren, in denen ich ſchwebte, gar nicht als ſolche erkannt hat — daß ich unter dieſen Verhältniſſen leichtſinnig geworden ſei, — daß ich niemals ernſtlich über den Zweck meines Daſeins nachgedacht habe. Aber ſie fand es ebenſo natürlich, daß ich nach und nach zur Einſicht gekommen ſei; nur meinte ſie, dieſe Einſicht ſchon viel früher, ſchon bald nach meiner Ankunft in ihrem Hauſe wahrgenommen zu haben. Auch mein Arbeiten an mir ſelbſt habe ſie geſehen und mein vergebliches Ringen oft bedauert, aber ſie habe mir nicht anders helfen können, als durch immer erneuertes Tadeln und ſtrenges Fordern. Anders könne ein Menſch dem andern nicht helfen; alles Klagen und Jammern über die menſchliche Schwäche, alles gefühlige Rühren und Seufzen ſei da vom Uebel. Aber wie komme es denn, fuhr ſie fort, daß ich nicht mehr, wie ſonſt, von Vorſätzen ſpräche, ſondern an ein Gelübde mich erinnere, wenn ich dieſes abgelegt hätte.

Sieh, meine Ottilie! da war ich durch dieſen noch nie vernommenen Gegenſatz, in welchen die Frau die Worte „Vorſatz“ und „Gelübde“ brachte, innerlich klar geworden über meine Umwandlung, ich fühle ein ſo unbegrenztes Zutrauen, daß ich mein Dir gegebenes Wort brach und ihr unter vielen Thränen erzählte, was ich an dem Kranken-

bette ihres Kindes erlebt habe. Sie hörte aufmerksam zu, weinte dann aber vor heftiger Rührung lange und schwieg eine Weile. Wie sie nun aber wieder zu reden anfing, da faßte sie meine Hand so innig und so warm, daß ich vor diesem Ausdruck ihrer wirklich mehr als mütterlichen Liebe kaum alles Schöne und Tiefe vernahm, was sie mir zu sagen wußte.

Ich hätte Recht, meinte sie ungefähr, das nicht einen Vorsatz, sondern ein Gelübde zu nennen; denn einen Vorsatz fasse man aus eigener Kraft und Klugheit, und den wolle man auch mit eigener Kraft ausführen; da aber nichts daraus werde und werden könne, so sei das Wort eines alten Kirchenvaters wahr, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert wäre. Ein wirkliches Gelübde aber werde Einem vom Herrn selber eingegeben, und das könne Niemand eher ablegen, als bis er eine persönliche Erfahrung von der Regierung desselben gemacht habe; es könne es aber auch Niemand halten, der nicht in dieser Beziehung zum Herrn durch tägliche Erneuerung des Gelübdes und durch tägliches Gebet um Vergebung für die noch immer vorkommenden Mängel in der Erfüllung desselben und um neue Kraft zu immer völligerer Treue sich befestige und bestehen bleibe.

„Ich weiß es recht gut," fuhr sie fort, „daß man in der Zeit der ersten Liebe zu dem Herrn, in der Sie jetzt stehen, alles Gute, wenn's anginge, auf einmal thun möchte. Wenn der Erfolg aber die Unmöglichkeit zeigt, dann fällt man entweder wieder ab und wird schlimmer, als vorher, oder man begnügt sich mit einem halben, lauen Anfange und kommt in das Schwatzen, d. h. in jenes Gemisch von frommen und weltlichen Redensarten, in das Rühmen des

lieben Herrn, in die gewaltſame Wiederholung der erſten Erweckung durch phantaſtiſche Reizmittel, in jenes hohle und an guten Werken ſo unfruchtbare Formelweſen unſerer ſogenannten Pietiſten. Nein, man muß es anders angreifen. Sie, mein liebes Kind! haben den richtigen Anfang ſchon damit gemacht, daß Sie von dem wunderbaren Angriff, den der Herr auf Ihre Seele gemacht hat, Niemandem außer Ihrer Freundin erzählt, und daß Sie auch mir erſt davon geſprochen haben, als dieſe Stunde Sie dazu gedrängt hat. Dabei bleiben Sie! Alles, was Sie mit ihrem Heiland abzumachen haben, ſei und bleibe Ihr eigenſtes Geheimniß, reden Sie gegen keinen Menſchen davon, betrachten Sie's geradezu als einen Verrath an dem Heiligen, davon etwas zu offenbaren. Behalten Sie das Wort feſt im Herzen: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“ d. h. an Worten und Thaten; aber nicht etwa an Redensarten, ſondern an ihren Urtheilen über den Werth der Weltdinge; nicht an Großthaten für Arme, für Kranke, für Gefallene u. ſ. w., ſondern an der ſtrengſten Pflichterfüllung im nächſten Lebenskreiſe und nur dann, wenn die Kräfte weiter reichen, über dieſen nächſten Kreis hinaus. Sie ſehen an unſerm Hauſe, wie wir das meinen. Jedes von uns hat ſo viel zu ſchaffen und zu ſorgen, daß wir uns gar nicht um Fremdes oder Fernes bekümmern können. Aber glauben Sie mir, liebe Betty! wenn ich Abends meinen Tag mit ſeinem Thun und mit ſeinen aufgeſchobenen Pflichten noch einmal betrachte, ſo habe ich noch nicht ein einziges Mal die Freude gehabt, ſagen zu können: „Heute haſt du Alles gethan, was und wie du ſollteſt.“ Und ſehen Sie, weil ich dieſe Erkenntniß nicht als allgemeine Redensart, wie Viele, haben mag, ſondern ſie alle Tage

anders aus meinen immer wieder neuen und anderen Mängeln gewinne, ſo mindert ſich auch nie die Inbrunſt, mit welcher ich meinen lieben Herrn um beſſere Einſicht, um größere Kraft, um gewiſſenhaftere Treue für den folgenden Tag bitte; und ich kann es vor Ihnen in dieſer Stunde rühmen, aber auch nur als mein heiliges Geheimniß, daß ich noch niemals vergebens gebeten habe. Nicht etwa, als ob ich von Tage zu Tage nun auch beſſer geworden wäre! Ach nein, ich kenne auch jene Zeiten, wo die Naturfehler, die Erbfehler, die Jedem als Pfahl ins Fleiſch gegeben ſind, mir faſt allzu hart zugeſetzt haben, und wo ich mich wohl ſo unglücklich gefühlt habe, daß ich das Herz kaum zum Gebet aufrichten konnte. Das iſt, liebe Betty! der richtige Weg, auf welchem Sie Ihr Gelübde löſen, auf welchem Sie in immer innigere Liebesbeziehungen zu Ihrem Herrn kommen können, auf welchem Sie, von der Welt unangetaſtet, mitten durch ſie hindurch einſt zu jenen ewigen Wohnungen eingehen können."

Die Frau — ich möchte ſie viel lieber mit einem ſchöneren Namen „meine geiſtliche, meine Herzensmutter" nennen; aber der Diakonus nennt ſie mal ſo, und er mag wohl Recht haben, daß es ſo am beſten iſt — verſprach mir, mein Geheimniß wohl zu bewahren, und nahm mit mir die Abrede, daß bei Allem, was ſie Leichtſinniges, Untreues, Träges, Verkehrtes bei mir ſähe, oder, wäre es auch nur in Worten, von mir hörte, ſie nur meinen Namen rufen und dadurch mir helfen wolle; denn, ſagte ſie, anders als ermahnend und erinnernd kann man Einem, der die Wahrheit kennt, nicht helfen.

Schade war's, daß die ſchöne Stunde, in welcher wir uns unſere Herzen offenbarten, ſo ſchnell verronnen war.

Aber ſie wird mir ſtets im Gedächtniß bleiben. Und dieſe Frucht genieße ich ſchon jetzt und mit vollen Zügen, daß ich die Frau, welche ich bis jetzt nur im höchſten Grade hochachten konnte, welcher ich aber bei ihrer ſtrengen Pflichttreue kein Herz zutraute, nun mit einer Liebe umfaſſe, wie ich's vorher nimmer für möglich gehalten hätte. Ach, und Du ſollteſt nur ein einziges Mal den Ton hören, mit welchem ſie mich jetzt erinnert: nein, dieſes weich-ernſte „Betty", das mir bis in die innerſte Seele geht, werde ich wohl nimmer wieder vernehmen, wenn ich erſt einmal von hier geſchieden bin.

Nun hoffentlich wird mein Vater meine Bitte, die ich jetzt an ihn gerichtet habe, gewähren und mir erlauben, noch ein Jahr lang hier zu bleiben und wenigſtens das Nothwendigſte des weiblichen Wiſſens und Könnens noch zu lernen. Wie Vieles hätte ich ſchon in dem erſten Jahre lernen können, wenn mir die Augen über meine Beſtimmung eher aufgegangen wären! —

Ja, liebe Ottilie! Du mußt nur wiſſen, daß ich's jetzt auch äußerlich ganz anders angegriffen habe. Die Tochter des Diakonus verſpottete ich öfter, daß ſie nur Sonntags, wenn ſie ausgeht, die Mode mitmacht und eine Crinoline trägt — ihre Mutter hat noch nie eine beſeſſen —; aber jetzt, wo ich Alles lernen will, was eine gute Hausfrau braucht, ſehe ich ein, daß mir ſo ein läſterliches Ding überall hinderlich iſt, und ich habe ſie ebenfalls abgelegt. Franzöſiſch und Engliſch ſoll nach dem Willen ihres Vaters die Tochter zu dem Lateiniſch, was ſie früher getrieben hat, hinzulernen, weil ſie bei der Unſicherheit des menſchlichen Lebens und bei ihrer Vermögensloſigkeit in den Stand kommen ſoll, bei etwa eintretendem zu frühen Tode ihres

Vaters als Erzieherin einen beſſeren Dienſt annehmen zu können, als wenn ſie blos das Hausweſen (wovon ſie übrigens ſchon mehr verſteht, als ich) beſorgen gelernt hätte. Da ich aber vorausſichtlich, d. h. ſo weit Menſchen ſehen können, in dieſe Lage nicht kommen werde, fremde Dienſte zu ſuchen, da für unſer Einen dieſe fremden Sprachen nur ein Opfer der Eitelkeit ſind, ſo habe ich mich entſchloſſen, dieſen Unterricht und die zeitraubende Arbeit dafür aufzugeben und alle dadurch gewonnene Zeit dem Hausweſen und den weiblichen Handarbeiten zu widmen, damit ich eine recht würdige Schülerin meiner neuen mütterlichen Freundin werde.

Sei nicht beſorgt, daß ich bei dieſen Beſchäftigungen zu wenig für meinen Geiſt habe! Die Nahrung, welche ich jetzt für dieſen gefunden habe, iſt köſtlicher, als alle jene bunten Flitter der Welt. Und daß wir nicht flach und ſchal werden, dafür ſorgt der raſtlos arbeitende Diakonus mit ebenſo viel Weisheit, als Liebenswürdigkeit.

So habe ich Dir denn, meine liebe Ottilie! eine ungefähre Vorſtellung von meinem Seelenzuſtande zu geben verſucht. Ich fühle es wohl, daß meine Beſchreibung lange nicht hinanreicht an das wirkliche Glück, welches ich jetzt durch den errungenen Frieden meiner Seele genieße. Aber auch wenn ich fähig wäre, Dir Alles ganz vollſtändig und genau darzuſtellen, würdeſt Du doch nicht im Stande ſein, mir's nachzufühlen, bevor Dich nicht der Herr auch perſönlich angefaßt und ergriffen hat. Er gebe Dir denn, dieſer liebe Herr, bald eine ſo ſelige Stunde, wie ſie in ſeiner heiligen Liebe jetzt ſchon manchmal verkoſtet hat Deine „glückliche Betty!“

Die bürgerliche und die feine Küche.

„Wo gibt es ein Volk, das ein Wort hat, wie das deutſche Minne?“ ruft einmal ein großer deutſcher Sprachforſcher aus, und ich möchte hinzuſetzen: „Wo gibt es ein Volk, das Hausfrauen hat und kennt und ſo ehrt, wie das unſere?“ Man verſuche es nur, dieſes Wort in fremde Sprachen zu überſetzen und lege die Ueberſetzung dem Ausländer vor: er wird nicht verſtehen, was damit gemeint ſein ſoll. Freilich gibt's in Deutſchland leider auch genug Damen und gnädige Frauen in denjenigen Lebenskreiſen, welche zu ihrem eigenen Glücke blos Hausfrauen haben und kennen ſollten. Aber im Großen und Ganzen hat namentlich Norddeutſchland noch eine ſchöne Anzahl von echten Hausehren aufzuweiſen.

Das Wort Hausfrau bedeutet nicht blos die Frau, welche im Hauſe, d. i. im eigenen vorzugsweiſe lebt und waltet, ſondern auch die, welche allen Arbeiten und Geſchäften des Hauſes vorſteht, aber ebenſo die, von welcher die Ehrenſtellung des Hauſes nach außen beſtimmt wird,

welche darum als die eigentliche Seele des Hauſes anzuſehen iſt.

Es gehört viel zu einer guten Hausfrau. Vor Allem muß ſie von Kind auf im Hauſe aufgezogen ſein und an allen Arbeiten und Sorgen der Mutter nach und nach lernend und dann helfend theilgenommen haben. Sodann muß ſie früh ſchon gelernt haben, ihre ſchönſten Freuden im Vaterhauſe zu finden und zu ſuchen, alles außer demſelben ſich Darbietende, es ſei, was es wolle, in ſeinem geringeren Werthe zu erkennen und wie etwas Störendes oder gar Feindliches zu betrachten. Endlich aber muß ſie auch ihren Geiſt ſo weit gebildet haben, daß ſie ihr häusliches Regiment mit geſundem Urtheil und mit verſtändiger Umſicht zu führen im Stande iſt.

Das Letztere, die Geiſtesbildung, iſt ſeit den wälſchen Einflüſſen auf die deutſchen Erziehungsſchriftſteller und ſeit den Einwirkungen dieſer auf die Häuſer und Schulen für die Töchter in den Vordergrund getreten, und es iſt in den letzten fünfzig Jahren ziemlich allgemein Mode geworden, die Töchter bis zum vierzehnten, ja oft bis zum ſechzehnten Jahre in höhere Schulen zu ſchicken und ihnen da die Modebildung geben zu laſſen. Damit aber bekommen die Mädchen meiſtens eine aus dem Hauſe hinaus und von ihrem künftigen Pflichtenkreiſe abführende Richtung, und es gelingt nur in den ſeltenſten Fällen, ihnen für die unendlich vielen Kleinigkeiten des Hausweſens, die man nur kennen lernt, wenn ſie *nicht* beſorgt werden, den Sinn zu erwecken und den natürlichen Mutterwitz unter dem Ballaſt halbwiſſeriſcher Verkehrtheiten wieder hervorzuziehen.

Daher kommt denn auch das oft gehörte falſche Urtheil, daß man nur recht viel geiſtige Bildung überhaupt zu er-

werben brauche, dann laſſe ſich das Bischen Hauswirthſchaft bald erlernen; ja wer Bücher mit Verſtand leſen gelernt, der finde Alles, was er für die Leitung eines Haushalts nöthig habe, in trefflichen Büchern, und dieſe zu ſtudiren, dazu ſei es während der Ehe, allenfalls während des Brautſtandes, früh genug.

Folgende Geſchichte möge zeigen, was von der Richtigkeit dieſes Urtheils zu halten iſt, und wie ſchwer ſich die Mütter verſündigen können, wenn ſie den Launen ihrer buchgelehrten Töchter nachgeben.

Sophie war die ſchöne Tochter eines Geheimen Raths in einer herzoglichen Reſidenz. Sie hatte guten Unterricht in der höheren Töchterſchule bekommen, vielerlei gelernt, beſondere Kenntniſſe in der Literaturgeſchichte erworben, leidliche Fertigkeit im Aufſatz- und Verſemachen erlangt und genug Klavierſpiel geübt, um ihre hübſche Singſtimme hören und bewundern zu laſſen. Als ſie im ſechzehnten Jahre endlich die Schule verließ, forderte die verſtändige Mutter, daß ſie ihr nun eine Gehülfin im Hausweſen werde. Allein das waren ja Alles gar zu proſaiſche und niedrige Arbeiten! Was hatte ſie ſich bisher für Mühe gegeben, ihre feinen Händchen weich und glatt zu erhalten! Und die ſollte ſie nun ſchnell rauh und hart werden ſehen? Nähen und ſtricken, allenfalls auch ausbeſſern und ſtopfen wollte ſie wohl, ſtatt, wie bisher, zu ſticken, zu häkeln und zu filiren; aber in die Küche zu gehen, nein, das ſollte ihre Mutter nicht fordern. Vorläufig gab die Mutter nach und beſorgte, da ſie noch in den beſten Jahren war, lieber ſelbſt das Nöthige, als daß ſie ſich mit einer Tochter, welche für das Alles keinen Sinn hätte, vergebens quälte und ärgerte. Es gab natürlich oft recht unangenehme Erör-

terungen und die Mutter betrübte ſich ſehr über die falſche Werthmeſſung, mit welcher die Tochter die mütterlichen Arbeiten beurtheilte. Aber alle ihre Belehrungen und Ermahnungen waren vergeblich. Und wenn man genau zuſah, ſo hatte das arme Kind auch kaum Zeit für ſolche Hausarbeit; denn ſie hatte es durch ihr Bitten vom Vater erlangt, daß ſie erſtens einem franzöſiſchen Leſekränzchen beitrat und dafür wöchentlich ſich einige halbe Tage lang vorbereitete, daß ſie zweitens den Klavier- und Geſangunterricht fortſetzte, daß ſie drittens Behufs des Geſanges und aus Eitelkeit, mit dieſer Kenntniß unter den Jungfrauen ein ſogenannter ſeltener Vogel zu ſein, das Italieniſche lernte, daß ſie viertens, weil dergleichen mit zu dem Modeartikel der inneren Miſſion gehörte, einigen armen Kindern ein paar Unterrichtsſtunden in unnützen, ja für dieſe Kinder ſogar ſchädlichen Dingen gab: wo ſollten alſo wohl noch Stunden für die Küche und das Uebrige des Hausweſens herkommen? Und in der vaterländiſchen ſchönen Literatur mußte man doch auch auf dem Laufenden bleiben, die eigene Produktionsfähigkeit durfte nicht ganz vernachläſſigt werden, ein Ball war ab und zu ebenfalls vorzubereiten, zu beſuchen und innerlich nachzugenießen: es war wirklich noch zu bewundern, daß die Zeit zu dieſem Allen ausreichte.

Wenn eine Jungfrau mit ſchöner Geſichts- und Körperbildung, mit dem Urſprunge aus einem angeſehenen Hauſe und mit der Gewandtheit, über die Modegegenſtände des Tages eine leichte Unterhaltung zu führen, ein gutes Herz und züchtigen Sinn verbindet, dann fehlt es ihr ſelbſt in dem Falle, daß die Eltern ihr einſt kein oder nur wenig Vermögen mitgeben können, ſelten an annehmenswerthen Be-

werbern. Ehe Sophie noch im Ernſte darüber nachgedacht hatte, welche Lebensſtellung ihres künftigen Gatten ihr wohl die wünſchenswertheſte wäre, da war ihr Herz ſchon gefeſſelt, und ſie mochte dem Vater, welcher ſie feierlich auf ſeine Stube kommen ließ und ihr ankündigte, daß der Aſſeſſor Rehberg um ihre Hand anhielte, auf ſeine Frage kein Nein, auch nicht einmal eine aufſchiebende oder ausweichende Antwort geben, und die Verlobung mit dieſem hoffnungsvollen und tüchtigen jungen Manne wurde recht fröhlich gefeiert.

Der Bräutigam beſaß kein eigenes Vermögen mehr; ſein väterliches Erbtheil hatte etwan ausgereicht, die juriſtiſche Laufbahn ſo lange zu verfolgen, bis er eine beſoldete Stelle bei der herzoglichen Regierung erhielt. Er brauchte aber auch kein Vermögen; denn er hatte viel gelernt, kannte die Geſchäfte, war ein Ehrenmann und durfte hoffen, einſt ziemlich hoch aufzuſteigen. Es war demnach eine ſogenannte gute Partie, um welche auch Sophie von recht Vielen beneidet wurde. An's Heirathen wurde aber vor der Hand nicht gedacht; denn einmal war die Braut erſt zwanzig Jahre alt, und dann mußte Rehberg erſt Regierungsrath werden, ehe er ſeiner Geliebten ein anſtändiges Loos bereiten konnte.

Angeſichts dieſer Verhältniſſe fing die Mutter nachgerade von dem längſt vergeſſenen und verhaßten Kapitel über die Küche zu reden an. Sophie zeigte ſich empfänglich, zumal da Mutter und Tochter die Wahrnehmung gemacht hatten, daß Rehberg, welcher aus gutem Hauſe ſtammte, an feinen Speiſen ſich gern erfreute. Aber ſtatt nun von der Mutter zu lernen, was dieſe wohl verſtand, alſo erſt einen guten Grund in der bürgerlichen Küche zu legen, und

dann, was gar keine Schwierigkeit mehr hat, nach Kochbüchern ſich in der feinen Küche zu verſuchen und je nach den häuslichen Umſtänden ſich ſpäter weiter auszubilden, kam ſie auf den Gedanken, zu dem herzoglichen Koch in die Lehre zu gehen und die feine Küche aus dem Grunde zu lernen. Das hatten allerdings ſchon manche Töchter aus vornehmen Häuſern gethan, und die Eltern waren mit den Ergebniſſen zufrieden geweſen, ſprachen ſich wenigſtens ſo darüber aus; und da Sophiens Mutter einen andern Anhalt für ihr Urtheil nicht hatte, ſo willigte ſie, nach vorher mit dem Bräutigam genommener Rückſprache ein. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo konnte die gelehrige Schülerin ſchon mit allerlei feinem Gebäck erfreuen, dann die leckerſten Mehlſpeiſen bereiten, endlich auch mit Gebratenem aufwarten. Es war natürlich immer ein kleines Freudenfeſt für die Eltern ſowohl, wie für den Bräutigam, wenn Sophie wieder eine neue Leckerei von ihrer eigenen Kunſt vorſetzte. Da es nicht allzu oft kam, ſo machte die Mutter kein Aufhebens von der großen Koſtſpieligkeit dieſer Gerichte. Sie ſetzte ja wohl auch ihren Lieben manchmal Pfannkuchen, Spritzgebackenes und dergleichen vor, aber ſie ließ das lieber vom Zuckerbäcker holen, als daß ſie ſo Weniges ſelbſt buk und die viele Schmelzbutter dazu aufwendete und nachher nur unvortheilhaft verbrauchte. Sie machte auch ab und zu einen Pudding, aber ſo viel Mandeln und Butter und Zucker, wie der herzogliche Koch dazu vorſchrieb, mochte ſie von ihrem Wirthſchaftsgelde nicht oft anſchaffen. Sie ſparte ja auch, wenn ſie z. B. Krammetsvögel briet, die Butter nicht; allein die Thiere in ein hohes Gefäß über einander zu packen und dann ſo viel Butter hinein zu thun, daß ſie weit davon bedeckt ſind, das ſchien ihr

doch eine baare Verſchwendung, wenn ſie auch den Unterſchied für den Gaumen ganz wohl würdigen mochte. Aber die beiden Männer, Vater und Schwiegerſohn, welche von ſolchen Unterſchieden nichts verſtanden, rühmten die Küchenkünſte Sophiens weit über Gebühr und freuten ſich immer ganz außerordentlich, wenn ſie mal wieder Proben davon lieferte, und die gute Mutter ſuchte lieber anderwärts zu ſparen, als daß ſie dieſe Freude ſtören mochte. Nur freilich aufmerkſam machte ſie ihr lieb Töchterchen oft auf den wichtigen Unterſchied zwiſchen den beiden Küchenſyſtemen, wurde jedoch, weil die Erfahrung fehlte, nicht verſtanden.

Die Lehrzeit war eben vorüber und hatte in doppelter Beziehung ein hübſch Stück Geld gekoſtet, da wurde unverhoffter Weiſe Rehberg zum herzoglichen Regierungsrathe ernannt und dadurch in eine ſolche Lage gebracht, daß er ſeine geliebte Sophie heimführen konnte. Die Hochzeit war ein rechtes Freudenfeſt. Der Vater machte ſeinem Herzenstöchterchen noch ein Polterabendsgeſchenk von zweihundert Thalern zu beliebiger Verwendung, und die Mutter gab ihr ihre eigene von ihr gut unterrichtete Köchin in die neue Wirthſchaft mit.

Das junge Ehepaar hatte, da Rehberg kein Freund von zielloſem Spazierengehen war und ſich doch ſeiner Geſundheit wegen täglich zu einem weiten Gange zwingen wollte, und da Sophie für einen Garten ſchwärmte, in einem, ziemlich eine Viertelſtunde von dem Regierungsgebäude entfernten, Gartenhauſe Wohnung genommen. Die Flitterwochen dauerten lange. Noch nie hatte die junge Frau ſo viel Freude am Kochen, Backen und Braten gehabt, wie jetzt, wo ſie alle Tage eine ihrer feinen Leckereien als Zwiſchengericht oder als Nachtiſch oder gar als Hauptgericht auftiſchte. Die gewöhnlichen Gerichte, als: Suppe,

Rindfleiſch, Muſe und Gemüſe, wurden zwar ebenfalls gebracht, aber um deren Bereitung bekümmerte ſie ſich nicht weiter, die konnte ſie ja ruhig der geſchickten Köchin überlaſſen. Aber ſie hielt es auch nicht der Mühe werth, von ihr gerade dies Gewöhnliche und Nothwendige noch zu lernen, ſondern wiegte ſich in dem ſüßen Irrthum, daß dergleichen zu bereiten, gar nicht ſchwer wäre. Und davon ſagte ſie nichts, daß ſie nach und nach immer mehr von jenen zweihundert Thalern zur Wirthſchaftskaſſe hinzu nehmen mußte, weil ſie natürlich ſonſt mit dem ihr ausgeſetzten Gelde viel zu früh ausgekommen wäre. Hatte ſie ja doch die beſten Abſichten dabei, ihren geliebten Mann zu erfreuen und zu beglücken: wie ſollte ſie da ihr Geld ſparen?

Ein Jahr etwa mochte jene Summe ausgereicht haben; da gingen große Veränderungen im Hauſe vor. Erſtens zog die Köchin ab. Sie ſagte, weil ſie nur unter der Bedingung bleiben könne, wenn für das zu erwartende Kind noch eine beſondere Dienerin angenommen werden ſollte. Da aber der Regierungsrath erſt noch das niedrigſte Rathsgehalt hatte, ſo durfte er einen ſolchen Luxus nicht zugeben, zumal er auch der Anſicht war, daß der Hauptſache nach die Kinder immer unter den Händen der Mutter ſein müßten. In Wahrheit aber wollte die Köchin aus dem Dienſte, weil ſie die Unerfahrenheit ihrer Frau in den weſentlichſten Küchen- und Wirthſchaftsſachen erkannte und doch von ihr ſo manchen ungerechtfertigten ſcharfen Tadel hinnehmen mußte. Es war auch unrecht von der Frau, dem armen Geſchöpfe, vor welchem ſie doch als Frau ſo viele unbeſtrittene Vorzüge hatte, nicht einmal die Freude zu laſſen, daß ſie doch irgend eine anerkennenswerthe gute Eigenſchaft beſäße. Die andere Veränderung war die, daß,

weil ſie nun ein ſ. g. „Mädchen für Alles“ miethen mußte, ſie eine bekam, welche von dem Kochen nur ſehr wenig verſtand, und welche außerdem ein ſo weites Gewiſſen hatte, daß ſie die bald durchſchaute Unerfahrenheit ihrer Frau für ihren eigenen Geldvortheil gehörig ausbeutete und ſich bald ein hübſches Sümmchen ſ. g. Schmupfennige ſammelte. Die dritte Veränderung war die ſchon angedeutete, daß ſie eines Töchterchens genas und dadurch ihren Mann hoch beglückte.

Es verſtand ſich wohl von ſelbſt, daß in dieſer Zeit die Mutter ſich aller Dinge, auch der Küchenwirthſchaft, gänzlich annahm. Der Mann konnte alſo auch jetzt nicht erfahren, wie wenig ſeine Frau von der eigentlichen Kochkunſt verſtand, zumal da auch die Mutter jene weibliche und mütterliche Schwachheit hatte, lieber einiges aus ihrer Taſche zuzulegen und mit dem beſtimmten Wirthſchaftsgelde Vortreffliches zu leiſten, als ehrlich und offen dem Manne zu zeigen, was für Anſprüche er eigentlich nur machen dürfe. Allein immer konnte es ja doch nicht ſo fort gehen, endlich mußten die bitteren Tage der Prüfung beginnen.

Die junge Frau ging in die Küche. Anfangs machte ſie's noch wie früher. Allein da ihre vorige Köchin ganz von ſelber oft auf den rechten Zeitpunkt, ſelbſt bei den Leckereien, die ſie ſelbſt zu machen verſtand, aufmerkſam gemacht hatte, dieſe in der Küche ſo äußerſt wichtige Hülfe jetzt aber wegfiel, ſo kam es ſchon manchmal vor, daß eine Mehlſpeiſe niedergefallen, oder angebrannt und dadurch verdorben war, und es gab ab und zu ein verdrießliches Geſicht. Dafür wurde am nächſten Tage etwas Feineres mit größerer Aufmerkſamkeit bereitet. Da indeſſen der eigene Zuſchuß aufgehört hatte, ſo war das Vierteljahr noch lange

nicht zu Ende, als die Frau ganz unbefangen und noch gar nicht zagend, ihren Mann um neues Wirthſchaftsgeld bat. Dieſer machte große Augen und konnte gar nicht begreifen, wie das möglich wäre. Sie eröffnete ihm, was für außerordentliche Hülfsquellen ihr bis jetzt noch gefloſſen wären, daß ſie aber nun nichts mehr beſäße. Er dachte einige Zeit nach, dann ſagte er ihr: „Ich hätte mich allerdings längſt wundern ſollen, daß du von dem dir ausgeſetzten Wirthſchaftsgelde einen ſo guten Tiſch beſorgen konnteſt; aber ich habe nicht darauf geachtet und mir's wohl ſein laſſen. Wenn du aber behaupteſt, mit dem Gelde, welches ich dir gebe, nicht auskommen zu können, ſo thut mir das herzlich leid, und ich muß dich ermahnen, dich nach der Decke zu ſtrecken. Ich kann dir durchaus nicht mehr ausſetzen, wenn ich nicht in Schulden gerathen, und dadurch meine Ehre und Exiſtenz auf's Spiel ſetzen will. Du wirſt mir erwidern wollen, daß du dann auch nicht ſo viele und ſo gute Gerichte auf den Tiſch bringen könnteſt. Da ſage ich dir denn gleich auf das Beſtimmteſte: das iſt mir durchaus einerlei! Ich eſſe gern etwas Gutes — und wer thäte das nicht? — aber gut iſt nicht blos, was lecker und theuer iſt, ſondern gut iſt auch, was mit Behagen ſatt macht. Und kannſt du nicht drei Gerichte geben, ſo will ich auch mit zweien fürlieb nehmen und fordere weiter nichts, als daß ſie ſchmackhaft bereitet und zum Satteſſen reichlich vorhanden ſeien. Da ich nun aber auch nicht zugeben darf und mag, daß du für deine Perſon Schulden machſt; ſo will ich für dieſes Eine Mal dein Deficit decken d. h. dir noch ſo viel Geld geben, als du bis zum Ende des Vierteljahres jetzt vorräthig haben müßteſt; aber es iſt das erſte und das letzte Mal, das erkläre ich beſtimmt!"

Sophie überſah die Tragweite dieſer Rede nicht; ſonſt würde ſie nicht ſo überaus glücklich über dieſe Bewilligung geweſen ſein. Sie dankte ihrem Manne und rechnete ſicher darauf, eine ähnliche Bitte nicht wieder thun zu müſſen. Das Nächſte war, daß ſie eine genaue Eintheilung des Geldes nach Tagen, den Sonntag doppelt gerechnet, machte und ſich nun vornahm, an keinem Tage die feſtgeſetzte Summe zu überſchreiten. Freilich als ſie nun loswirthſchaftete, kamen doch recht dürftige Gerichte heraus, zumal da ſie von dem Preiſe der einzelnen Beſtandtheile gar keine richtige Vorſtellung hatte und den Einkauf ganz ihrem betrügeriſchen Mädchen überließ. Indeſſen auch das hätte noch nichts geſchadet. Aber da ſie nach dem Kochbuche kochte, und von der Kochkunſt nichts verſtand, ſo ließ ſie bald dieſen, bald jenen Beſtandtheil, weil er ihr zu theuer war, weg, und erſetzte ihn nicht durch etwas Aehnliches, oder ſie verringerte willkürlich die Mengenverhältniſſe, oder ſie verſäumte den richtigen Zeitpunkt der Miſchung, oder ſie ließ Einzelnes anbrennen, oder wie ſonſt die vielerlei Verſehen heißen, die für ſich unbedeutend, doch ein ganzes Gericht unſchmackhaft machen können. Anfangs tadelte der Mann, dann wurde er heftig, öfter ließ er das Eſſen ganz ſtehen, ſtand auf und ging ins Speiſehaus. Sophie ſtudirte und ſtudirte in dem Kochbuche ihre herzliebe Noth; aber immer deutlicher wurde ihr die Erkenntniß, daß ihr der Unterricht in der herzoglichen Küche eher geſchadet als genützt habe, daß man auch in dieſer Kunſt erſt das ABC lernen müſſe, ehe man ſich zu dem Höheren verſteigen dürfe, und daß ſie nun Veranlaſſung genug bekommen habe zur Reue über die früher ſo ſchnöde verſäumte Zeit und über den Hochmuth, mit welchem ſie auf dieſe niederen und proſaiſchen

Beſchäftigungen in der Küche herabgeſehen. Manchmal gelang ihr wohl ein Gericht, und ſie war überglücklich, wenn ihr Mann ſie deswegen lobte; denn ſie liebte ihn ſehr und hätte ihn gar zu gerne in allem zufrieden geſtellt; allein ſie konnte doch aus den wenigen Gerichten, die ihr noch dazu nicht jedes Mal gelangen, nicht den ganzen Küchenzettel zuſammenſtellen: es fehlte alſo in keiner Woche an mehreren Tagen, wo der Mann hungrig und verdrießlich aufſtand und ſeinen Gang ins Speiſehaus machte.

So konnte das nicht fortgehen. Er war kein Freund von vielem Zürnen und Schelten; er wollte ſich auch die ſchönen Abende, welche ſie leſend, muſicirend, ſprechend oder luſtwandelnd mit einander zubrachten, und welche jetzt durch das liebe Kind den alleranziehendſten Geſprächsgegenſtand erhalten hatten, nicht noch außer den Mittagen verderben; er traf daher folgende Anordnung:

„Liebe Frau, ſagte er, Du wirſt einſehen, daß ich Deinen guten Ruf und dadurch auch den meinigen zu bewahren verpflichtet bin. Ich habe mich bisher öfters genöthigt geſehen, in einer Reſtauration zu eſſen, und ich bin mir dabei ordentlich wie ein armer Sünder vorgekommen, weil ich den Leuten den Argwohn nicht verwehren konnte, daß ich ein unordentlicher Ehemann ſein möchte. Allein Du wirſt auch zugeben, daß ich bei meinen ziemlich angeſtrengten Arbeiten einer ordentlichen Ernährung bedarf, und daß ich dieſe bei Deiner Unerfahrenheit in der bürgerlichen Kochkunſt zu Hauſe nicht finden kann. Ich ſehe mich daher genöthigt, wenn ich nicht Dein und unſeres Kindes künftiges Wohl gefährden will, künftig mein Mittagsmahl anderswo zu halten.“

Sie ſtieß einen heftigen Schrei aus, fiel ihm mit Thrä-

nen um den Hals und beſchwor ihn, ihr dieſe Schande und dieſen Schmerz nicht anthun zu wollen. Er aber fuhr fort:

„Ich weiß wohl, daß Du ſelbſt unter Deiner Unkenntniß ebenfalls leiden mußt, daß Deine ewigen mißlungenen Verſuche Dich auch nicht eigentlich ſatt machen und geſund erhalten werden; ich begreife ebenfalls, daß Dein Ruf leicht einen Schmitz bekommen kann. Aber das hilft nun einmal nichts. Beſſer einen kurzen Schmerz und eine lange Freude, als umgekehrt. Ich habe beſchloſſen, daß wir von Oſtern ab unſer Mittagseſſen aus dem Speiſehauſe holen laſſen, und ich würde das ſchon jetzt anfangen, wenn wir nicht ſo weit von der Stadt entfernt wohnten. Darum habe ich geſtern dieſe unſre Wohnung aufgekündigt und will in dieſen Tagen eine andere mitten in der Stadt, wo möglich gleich ganz in der Nähe eines guten Speiſehauſes, miethen. Allein bis dahin müſſen wir Beide auf die Freude gemeinſchaftlicher Mahlzeiten verzichten. Ich werde in der Nähe des Regierungsgebäudes auf einen billigen Mittagstiſch vorausbezahlen und als Grund den Fragenden anführen, daß es mir im Winter zu weit nnd unangenehm wäre, die zwei freien Stunden zu Hauſe zu eilen, eine halbe Stunde auf den Weg zu verwenden und darum kaum zu rechter Ruhe daheim zu kommen, daß ich lieber eine ganze oder halbe Stunde früher auf die Regierung gehen wolle, um nachher deſto eher bei Dir zu ſein. Das wird Deinem und meinem Rufe nicht ſchaden. Nur mit dem Sonntage iſt das ſo eine Sache. Da kannſt Du einen gewöhnlichen Braten machen, oder dafür ſorgen, daß wir zu Deinen Eltern eingeladen werden; denn da darf ich nicht wohl im Speiſehauſe eſſen. Abends aber will ich mich gern, wie bisher, mit einer Taſſe Thee und einem Butterbrote be-

gnügen, und ich hoffe, daß dieſe beabſichtigte Veränderung unſer gegenſeitiges Eheglück mehr fördern, als hindern werde."

Die arme Frau weinte heftige Thränen; aber ſie konnte ihrem geliebten Manne nicht Unrecht geben. Sie wiederholte ſchluchzend, was ſie ſchon manchmal zu ihrer Entſchuldigung vorgebracht hatte, und bat nur auf's Inſtändigſte, daß er ihr deshalb ſeine Liebe nicht entziehen möchte.

Die Einrichtung wurde getroffen, und richtig, Rehberg kam faſt alle Tage um eine Stunde früher nach Hauſe und war ſo lieb und gut, als wäre nicht das Geringſte zwiſchen ihnen vorgefallen. Sophie war davon gerührt, aber beſchämt zugleich, und ſie faßte einen großen Entſchluß.

Sie ging zu ihren Eltern, erzählte alle einzelnen Vorgänge bis zum letzten Beſchluß genau und bat ihre Mutter, ſie jetzt noch als Schülerin in ihre Küche zu nehmen und ihr zu erlauben, daß ſie das früher ſo übel Verſäumte jetzt mit doppeltem Fleiße nachhole, ſtellte aber dabei die Bedingung, daß ihr Mann vor beendigter Lehrzeit nichts davon erfahren dürfe. Die Mutter war's gern zufrieden, ja ſie freute ſich herzlich über den richtigen Takt und über die rechte Liebe ihrer Tochter. Der Vater freilich wollte es nicht recht Wort haben, daß er eigentlich mit ſeinem unzeitigen Geſchenke an dem ganzen Zerwürfniſſe ſchuld wäre, ſondern meinte, die junge Frau dürfte wohl auch ohne dies Geld im erſten Jahre ihrer Ehe von jener erſten Köchin nichts haben lernen mögen. Aber darin ſtimmten beide Eltern ſofort überein, daß die Kinder jeden Sonn- und Feſttag ihre Gäſte wären, und daß die Tochter ihm nicht eher wieder etwas aus ihrer eigenen Küche verab-

reichen dürfe, als bis ſie gewiß ſei, daß ſie's immer thun könne.

Um acht Uhr früh ging Rehberg zur Regierung. Punkt Neun zog regelmäßig alle Tage ſeine Frau mit der Magd, welche das Kind tragen mußte, in das elterliche Haus und ließ ſich auch die niedrigſte und langweiligſte, auch ihren ſchönen Händen unvortheilhafteſte, Arbeit nicht verdrießen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Als ſie das erſte Gericht ganz allein und gut beſorgt hatte, ſagte der Vater: „Ich ſoll Dir mit meinem Geldgeſchenk Schaden gethan haben. Aber dennoch will ich's noch einmal darauf ankommen laſſen, ob ich Dich wieder verderbe. Von heute ab ſollſt Du für jedes Gericht, welches Du ohne Hülfe gut machſt, von mir ein Zweithalerſtück haben: vielleicht gelingt es Dir, etwas für die verſchwendeten zweihundert Thaler zu beſſerem Zwecke zu erſparen." Hätte es noch irgend eines Spornes für die eifrige Schülerin bedurft, dieſer würde jetzt, wo ſie den Werth des Geldes ganz anders kennen gelernt hatte, ſchon ziemlich viel über ſie vermocht haben. Aber es kam noch etwas Aehnliches dazu. Ihre Eltern wollten, wie ſich bei ihren guten Umſtänden von ſelbſt verſtand, für ihre und der Ihren tägliche Beköſtigung gar keine Entſchädigung annehmen, und ſo kam es denn, daß Sophie am Ende des Winters ihre zweihundert Thaler ziemlich wieder zuſammen hatte.

Der Monat April kam. Die junge Frau konnte jetzt für eine tüchtige Köchin gelten. Der Eltern Freude war groß. Aber nun wurde auch eine rechte Ueberraſchung für den guten Mann ausgeſonnen. Während nämlich der Umzug ins Werk geſetzt wurde, hielt die Frau Räthin es ſelbſt für das Beſte, aus dem nächſten Speiſehauſe eine beſtimmte,

mit ihrem Manne verabredete, Zahl von Gerichten holen zu laſſen. Sie ſchickte die neue Magd — denn als ſie auf den Rath ihrer Mutter ſelbſt auf den Markt zum Einkaufen gegangen war, hatte ſie die vorige als Betrügerin erkannt und entlaſſen — mit denſelben Schüſſeln und Aſſietten in das Speiſehaus, welche ſie ſchon früher auf ihrem Tiſche gebraucht hatte. Sie fragte ihren Mann, wie ihm dieſes Eſſen zuſage, und ob ſie für den nächſten Monat abſchließen ſolle. Er war's zufrieden. Aber kaum war die neue Wohnung mit der Küche in ordentlichem Stande, ſo fing ſie ſelbſt an zu kochen, ſuchte aber zunächſt ein Geheimniß daraus zu machen. Und ſchon am erſten Tage hatte ſie die große Freude, nicht blos daß es ihrem Manne gut ſchmeckte, ſondern daß er ſich auch laut darüber verwunderte. Das dauerte die übrigen Tage bis zum Sonntage ſo fort. Sie ſtimmte gern bei. Am Sonntage aber lehnte ſie ſeine Einladung, mit zur Kirche zu gehen, unter einem paſſenden Vorwande ab und beſorgte die Küche. Ihr Vater, welcher in den kleinen Liſtplan mit hineingezogen war, forderte den Schwiegerſohn nach der Kirche auf, mit zu ihm zu gehen. Als es endlich Zeit war und dieſer aufbrechen wollte, ſagten die Eltern beide, er werde doch nicht ohne ſie gehen wollen, ſie ſeien ja von ihrer Tochter eingeladen. Rehberg wurde verlegen, wollte unmuthig werden, daß dergleichen ohne ihn geſchehen könne, fürchtete eine nur ſpärliche Bewirthung, aber wurde durch allerlei Scherze bald zum Schweigen gebracht.

Sie kamen an. Niemand empfing ſie. Rehberg fragte die Magd, welche mit dem Kinde in der Stube war, nach ſeiner Frau; jene wies ihn in die Küche. Er eilte hinaus und ſiehe da! Feſtlich angekleidet, aber mit ſauberer Küchen-

ſchürze angethan, ſtand ſie vor dem Herde, und darauf allerlei brodelnde und ziſchende Töpfe, daneben auf dem Anrichtetiſche fertige Salate und Compots, dazwiſchen die dampfende Suppe — kurz, alles zu einem glänzenden Mittagseſſen vorbereitet.

„Sophie!“ rief er mit einem Tone der Verwunderung, der Freude, des Erſchreckens, „was machſt Du da?“

„Verzeihe,“ ſagte ſie, ihn zärtlich umarmend, „mein erſtes Meiſterſtück und meinen letzten Betrug!“ Und nun erzählte ſie ihm, daß ſie ſchon ſeit Mittwoch ſelbſt gekocht und von ihm alle Tage ſo unverdächtiges Lob bekommen, daß ſie's während des Winters in täglichen Lektionen bei ihrer Mutter gelernt habe, und daß ſie nun hoffe, ihn ganz und immer, wenigſtens in Beziehung auf das Eſſen, zufrieden zu ſtellen. Der Mann küßte ſie herzlich und ſchämte ſich der Freudenthränen nicht.

Und das Feſtmahl war in allen ſeinen Einzelnheiten ſehr wohl gelungen, und Vater und Sohn ſaßen noch ſelig beim Mittagstiſche, als Mutter und Tochter ſchon mit den Theetaſſen klapperten und ihnen die Flüchtigkeit der Stunden bemerklich machten.

Die Verlobung.

„Willkommen, lieber Herr Doktor! Wieder und immer noch so ernst und trübe?“

So redete den um die vierte Stunde Nachmittags gewöhnlich eintretenden Gymnasiallehrer Ebert die Frau des Rektors freundlich und theilnehmend an. Dieser fuhr schnell mit der Hand über's Gesicht, als wollte er wegstreichen, was wider seinen Willen als Ausdruck seines trüben Innern sich da festgesetzt zu haben schien, und erwiderte mit etwas übertriebener Fröhlichkeit:

„Habe doch schon die Klassenthür zugemacht, sollte da mit dem Schulstaub doch noch ein bischen Schulärger sitzen geblieben sein? Zum Trübsinn habe ich gerade heute am wenigsten Veranlassung, denn ich habe endlich in den ersten Frühstunden heute mein Geschichtswerk fertig bekommen und bin damit schon in die schöne Zeit des Hoffens auf seinen sichtbaren Erfolg getreten.“

Die Rektorin sah ihn fast mitleidig an und fuhr also fort: „Hat man Ihnen doch sonst nie den Schulärger angesehen, und sagte doch immer mein Mann, Sie wären ge-

rade wegen dieſer Ihrer glücklichen Sinnesart, und weil alle Aufregung, in welche ſie die Jugend verſetzen könnte, bei Ihnen nur eine ſittliche, nie eine perſönliche würde, zum Pädagogen recht eigentlich geboren, und heute wollen Sie davon eine Ausnahme machen? Sie haben in den Frühſtunden Ihr Werk beendigt d. h. Sie haben ſchon um drei Uhr am Arbeitstiſche geſeſſen und bis um zehn Uhr geſchrieben und dann Schule gehalten, und doch ſtürzen Sie nicht recht eigentlich im Freudenrauſche herein und rufen mir Ihr „Fertig!“ triumphirend entgegen? Nein, Herr Doktor! das iſt nicht in der Ordnung!“

„Und wenn ich nun“, entgegnete dieſer mit ſcherzhaft klingender Beſtimmtheit, „mich auf das Recht und die Pflicht des Schriftſtellers berufe, daß gerade dann, wenn er die letzte Hand an eine Arbeit jahrelanger Sorgen gelegt hat, noch einmal das ganze Gewicht ſeiner ſittlichen Verantwortung auf ſeine Seele kommt, daß er dann noch zehnmal bedenkt, was er gethan hat, und was er mit der Veröffentlichung ſeines Werkes thun will, daß er dann wenigſtens ernſt ſein darf und ſoll: —

„So werde ich“, unterbrach ihn die theilnehmende Freundin, „doch nimmermehr glauben, daß ein Mann, wie Sie, der nie überlegt, der alles wie aus Einem Guße thut, der immer ein ganzer, voller, lebendiger Menſch iſt, der gewöhnlichen Augen als leichtſinnig erſcheint, auch nur einen Augenblick was Anderes nach Vollendung ſeines Werkes empfunden hat, als Freude in dankbarem Aufblick zum Geber der Kraft. Doch das bei Seite! Wiſchen Sie noch einmal über die Augen und leſen Sie dieſe Zeilen!“ Sie reichte ihm folgenden Brief:

„Geliebte Schweſter! In aller Eile nur ein paar Worte. Ich bin geſtern Abend mit der lieben Tante wieder angekommen. Und ſeit he früh ſchon haben wir neuen Beſuch: der Kreisrichter Jordan macht mir nun mit dem guten Onkel das Herz ſchwer. Unſere theuere Mutter hat die Furcht vor der vielleicht nahen Entſcheidung krank gemacht; ſie liegt ſchon den ganzen Vormittag auf dem Bette, und ich beſorge die Wirthſchaft. Doch wollte ich ja davon nicht ſprechen. Vielmehr ſollte ich Dich und deinen lieben Mann für morgen Mittag zu einer Suppe einladen. Väterchen will die Ankunft der Tante feiern. Ich weiß nicht, ob ich die meinige auch feiern darf. Bitte, geliebte Schweſter! kommt recht früh, damit Du mir vorher etwas helfen und viel erzählen kannſt. Herzliche Grüße von Haus zu Haus. Bete liebend für Deine getreue Luiſe!“

Der Doktor las lange, ſo lange, daß man an ſeiner Fähigkeit zu leſen oder an der Leſerlichkeit der Handſchrift hätte zweifeln ſollen. Und doch war dieſe wie geſtochen, kräftig, rein, ausdrucksvoll, gar nicht wie von einer Dame kommend: er mußte unwillkürlich an die ſchöne Handſchrift der jungfräulichen Königin von England denken. Aber es war freilich auch das erſtemal, daß er Luiſens Schriftzüge zu Geſicht bekam, und in dem Anblick derſelben drang alles nicht verſchmerzte Weh und alle je geahnte Wonne mit einem vollen Erguß in ſeine Seele. Endlich gab er, wie aus einem ſüßen Traume erwachend, den Brief zurück, griff nach ſeinem Hute und wollte enteilen.

„Nun?“ fragte die Frau Rektorin, „ſo wenig nehmen Sie Antheil an meiner kranken Mutter, daß Sie nicht ein-

mal ein Wort der Theilnahme für ſie haben? Und noch vor wenigen Tagen, als Sie draußen geweſen waren, konnten Sie nicht aufhören, Ihre Verehrung und Bewunderung zu rühmen? Ich ſtellte mir vor, daß Sie jetzt gar keinen anderen Gedanken haben könnten, als hinauszueilen und ſich ſelbſt nach dem Befinden derſelben zu erkundigen. Hätte ich das gewußt, ſo würde ich meinen Antwortbrief gleich geſchrieben und ihn dem Diener, welcher mir dieſen gebracht, mitgegeben haben. Jetzt werde ich mich um einen andern Boten bemühen müſſen."

Ebert war verlegen. Er wußte wohl, daß er dieſen Vorwurf der Theilnahmloſigkeit verdiente; aber er hätte doch aus eigenem Antriebe nimmer gewagt, ſchon heute oder gerade heute nach dem Landgute des Herrn Reimann — ſo hieß der Vater der Frau Rektorin — hinauszuwandern. Was nun thun? Bloß Botendienſte übernehmen? Warum nicht? Hätte er ſie doch endlich wiedergeſehen, die Geliebte, welche vielleicht, wenn er irgend recht geleſen hatte, auch ihn liebte. Aber ſie war ſechs Monate entfernt geweſen, und nun ſollte er uneingeladen, unerwartet und doch wieder nicht zufällig und aus freiem Antriebe im Hauſe erſcheinen? Wie ganz anders wär's ihm geweſen, wenn die Frau Rektorin ihm jenen Brief nicht gezeigt, wenn ſie ihm nichts von der Ankunft der Schweſter geſagt, wenn ſie ihm bloß von dem Krankſein der Mutter mitgetheilt hätte. Wenn er ging, ſo mußte er ſeine Theilnahme zur Hauptſache machen, und er fühlte, daß ſie's nicht war; er ging alſo mit einer Lüge, und das war gegen ſeine Wahrhaftigkeit. Ging er aber nicht, ſo entbehrte er des Glückes, noch heute die Erſtrebte zu ſehen, ſo zerſtörte er — denn er wußte, mit welchen Abſichten der Kreisrichter gekommen

war — vielleicht alle ſüßen Hoffnungen ſeiner Zukunft. Die Frau Rektorin überſah ſchnell und gut genug, was alles in ihm vorging; ſie wußte auch, daß er den Hut nicht wieder ablegte, um einen andern Gang zu machen. Darum erleichterte ſie ihm mit der Feinheit, welche Frauen eigenthümlich iſt, die Umänderung ſeines Entſchluſſes, holte ihren Brief herbei, bat ihn, nur noch ſo lange zu warten, bis ſie die Adreſſe geſchrieben habe, beſtellte ihm dann eine Menge herzlicher Grüße und ſchob ihn gleichſam zur Thüre hinaus. Als er ſchon unten im Hauſe war, rief ſie ihm noch ſcherzend nach:

„Aber, Herr Doktor! nicht die weiße Cravate!

Es war vielleicht gut, daß ſie den von Gefühlen der verſchiedenſten Art überſtürmten Gelehrten mit dieſer Erinnerung an ein Höflichkeitszeichen, welches er nach einem verkehrten Rathe einmal angelegt, und welches dann Stoff zu vielen Scherzen und Necken gegeben hatte, überhaupt daran erinnerte, vorher noch einige Aufmerkſamkeit auf ſeinen Anzug zu verwenden.

Wir wollen ihn dieſe Sorge allein übernehmen laſſen und unterdeſſen erfahren, was dem eben mitgetheilten Geſpräche vorausgegangen ſein muß. Ebert war ein armer Junge geweſen — ſein Vater war ein rechtlicher, ſtrenger, in ſeinem Geſchäft ohne Schuld zurückgekommener Handwerksmann, ſeine Mutter eine beſchränkte, aber fromme Frau geweſen — hatte durch ſeine Wohlgezogenheit und durch ſeine früh merkbaren Anlagen ſich die Liebe manches wohlthätigen Menſchen erworben und dadurch es möglich gemacht,

das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt zu beſuchen. Angeſtrengter Fleiß ſicherte ihm auch nach dem frühen Tode ſeiner Eltern ſeinen Lebensunterhalt und verlieh ihm den Muth, die Univerſität zu beziehen. Er faßte den Entſchluß, die akademiſche Laufbahn anzutreten. Schon als Student hatte er ſich durch Preisarbeiten ausgezeichnet und war in Folge davon mit dem Rektor eines Gymnaſiums der Univerſitätsſtadt, mit dem frommen und gelehrten, aber ſonſt etwas hausbackenen und pedantiſchen Hellmann bekannt geworden. Kaum hatte dieſer die pädagogiſchen Gaben Eberts erkannt, als er ihm auch, ungeachtet das akademiſche Triennium noch nicht beendet war, eine Lehrſtelle an ſeiner Schule übertrug. Nun war für den jungen Gelehrten geſorgt. Er hatte ſein reichliches Auskommen und konnte, war er erſt an der Univerſität habilitirt, die langen Hungerleiderjahre eines deutſchen Privatdocenten in ſeiner Schulſtelle ohne Sorgen durchmachen. Um aber auch dieſe Zeit möglichſt abzukürzen, hatte er ſchon ſeit lange an einem gelehrten Werke gearbeitet. Er war bis dahin nur mit Profeſſoren und Doktoren bekannt geweſen und hatte ſeine Erholung nur im Umgange mit Männern und auf Fußreiſen gefunden. Nur bei ſeinem Rektor war ihm Gelegenheit geworden, auch ein glückliches Familienleben zu ſehen und an manchen Freuden desſelben Theil zu nehmen.

Die Frau des Rektors, die älteſte Tochter des wohlhabenden, aber nicht reichen, etwa eine Viertelſtunde vor der Stadt wohnenden, Gutsbeſitzers Reimann, wohlgebildet, geiſtreich, vortreffliche Hausfrau und treue Mutter dreier Töchter, welche Ebert am liebſten mit den drei Grazien verglich, hatte lange den neuen Gaſt ihres Hauſes mit derſelben Freundlichkeit, aber auch mit derſelben inneren

Gleichgültigkeit behandelt, wie eine jüngere Frau jungen Männern gegenüber für ſchicklich hält. Erſt vor etwa einem Jahre, als ihr Mann ſeinen Geburtstag feierte, hatte er ihre Aufmerkſamkeit dadurch auf ſich gezogen, daß er diesmal nicht mit ſeinen Amtsgenoſſen gratuliren gekommen war, ſondern, da dem Rektor einige Monate vorher ſein älteſtes Kind, ein Knabe geſtorben war, die darum gemiſchten Gefühle in einem ſinnigen und eigenthümlichen Gedichte ausgeſprochen und dieſes ſtatt ſeiner geſchickt hatte. Von nun ab galt er für mehr, als er ſchien. Und da in dem Hauſe des Rektors die Kunſt nicht bloß hochgehalten, ſondern auch geübt wurde; ſo konnte es nicht ausbleiben, daß, nachdem man einmal von Eberts Gemüth eine Ahnung bekommen, man ihn öfter bat, öfter feſthielt, daß er nach und nach der treue Hausfreund wurde. Da, im September des vorigen Jahres, ſchenkte der liebe Gott dieſem glücklichen Paare wieder einen Sohn. Ebert nahm ſeine Mitfreude noch auf eine Reiſe nach Tyrol mit.

Es war der letzte unbefangene fröhliche Ausflug, den er in ſeinem Leben gemacht hatte! Nach ſeiner Rückkehr empfieng er vom Rektor die Einladung, bei ſeinem Söhnlein Pathenſtelle zu übernehmen. Nach gutem alten Brauch machte er ſich andern Tags auf den Weg nach Reimann's Gute, um ſeiner Fräulein Gevatterin — denn „mit Fräulein Luiſe Reimann“ ſtand auf der Rückſeite ſeiner Karte — einen Beſuch zu machen. Er wußte es, nach dem allgemeinen Rufe, daß er zur ſchönſten, geiſtreichſten, aber auch ſtolzeſten Jungfrau der Stadt ging. Wie oft hatte er ſie in Conzerten, in der Kirche, auf der Straße geſehen, auch wohl wegen ihres ſchönen Wuchſes, wegen ihrer juneniſchen Geſtalt, wegen Ihres geiſtvollen blauen Auges bewundert!

Aber ſie war merkwürdiger Weiſe nie zu ihrer Schweſter gekommen, während Ebert dort geweſen war. Und Neugierde, wie Phantaſterei war ihm gleich fremd. Er hatte alſo, da er hinausging, keine andere Empfindung, als jene den Gelehrten häufig beiwohnende Verlegenheit, in einen neuen, bisher unbekannten Menſchenkreis einzutreten. Gewöhnlich aber verſchwanddieſes G efühl ſogleich, wenn er ſich geſetzt und irgend ein Geſpräch begonnen hatte. Da ſtrömten ihm die Gedanken und Worte nur ſo zu, und bis jetzt noch hatte jeder, der ihn kennen gelernt, ihn wegen ſeines bei allem Reichthum von Geiſt und Wiſſen beſcheidenen und einfachen Weſens herzlich lieb gewonnen, ungeachtet er, wie überſprudelnde Geiſter ſeines Alters, das Barocke und Paradoxe zu äußern liebte, auch durch unbedachte Urtheile manchmal verletzte, aber auch, ſobald er's gemerkt, alles Mögliche that, um den Gekränkten, wieder zu begütigen.

Ebert kam an, wurde angemeldet und in das Familienzimmer geführt. Eine blau gemalte, mit Familienbildern verzierte, große Stube mit Schreibſchrank, großem runden Tiſch in der Mitte, einem Wiener Flügel dem Schranke gegenüber, einem Sopha und einigen Stühlen. An den drei Fenſtern waren drei Arbeitsplätze: das Fenſter links hatte Luiſe, das rechts Marie, die dritte und mit einem Regierungsaſſeſſor verlobte Tochter, und in der Mitte ſaß die Mutter. Dieſe erhob ſich, als Ebert hereintrat, nannte flüchtig die Namen ihrer Töchter und lud den Doktor neben ſich auf's Sopha ein. Man war ſchnell über die ſchleppenden Eingangsformeln hinweg, denn Frau Reimann war eine gewandte und gutmüthige Frau. Sie hatte keine Freude an den Verlegenheiten eines jungen Mannes, den ſie nach den Mittheilungen ihrer älteſten Tochter hochachten

mußte. Man ſprach über dies und das, und Ebert wäre vielleicht eben aufgeſtanden, und hätte dann von den beiden Töchtern keinen Laut gehört, wenn ſich nicht wider Erwarten die Unterhaltung beim Beſprechen einzelner Stände, namentlich des Kaufmannsſtandes, vertieft und zugleich verhäkelt hätte. Ebert ſuchte zu beweiſen, daß der Kaufmann, weil er ſeine Freude nicht an einem beſtimmten Schaffen neuer oder wenigſtens veränderter Gebilde haben könne, weil er nur Geld verdienen wolle, dadurch nach und nach ſeine Herzensgefühle abſtumpfe, wohl ein gutmüthiger, aber nicht auch ein guter Gatte und Familienvater ſein könne und zuletzt faſt ohne Herz ſein müſſe. Als der Streit darüber ſich ſehr zuſpitzte und Frau Reimann ſchon zu einem Beiſpiele flüchten mußte, indem ſie ihren Vetter anführte, der doch ein herzensguter Menſch geblieben ſei: da wendete Luiſe ihr leicht erröthendes Antlitz herüber und ſagte die beſchützenden Worte: „Aber, liebe Mutter! der gute Onkel iſt auch weder Gatte, noch Vater!“ Die Mutter brach mit einem leichten Scherz das Geſpräch ab, drehete ſich einen Augenblick ſeitwärts, und Ebert, dies für ein Zeichen anſehend, erbat ſich nur noch die Ehre, ſeine „Fräulein Gevatterin“ morgen abholen zu dürfen und entfernte ſich.

Er war draußen, aber mit ſeinem Ohre, mit ſeinem Auge, mit ſeinem Herzen noch drinnen. Einen ſolchen Klang der Stimme hatte er noch nicht gehört, in ein ſo ſtrahlendes blaues Auge noch nicht geſchaut, ſolche Hülfe bei ſeinen Streiten noch nicht gefunden. Er fühlte, daß er nicht ſo zurückging, wie er gekommen war. Er hatte als Student manchmal gemeint, in dieſes oder jenes Mädchen verliebt zu ſein, hatte auch, wenigſtens ſeinerſeits, manchen

kleinen Roman geſpielt; aber er war eben immer nur verliebt geweſen: jetzt ſchien die Liebe von ſeinem Herzen Beſitz zu nehmen. Allein er mochte nichts davon wiſſen, er ahnte dunkel, daß für die Liebe in ſeinem Lebensplane keine Stelle übrig ſei, und er arbeitete, den Gedanken an die herrliche Stimme und an die wundervollen blauen Augen von ſich fern zu halten.

Andern Tags war die Taufe. Er hatte die beiden Schweſtern im Wagen abgeholt, hatte aber kaum zu ſprechen, noch viel weniger ſeine Augen zu den lebendigen Vergißmeinnicht aufzuheben gewagt. Erſt bei Tiſche, wo er neben Luiſe ſaß, und wo der Wein ſeinen feſten Entſchluß, der Liebe keine Macht über ſich zu gönnen, vergeſſen machte, ward er redſelig und ſeine heißen braunen Augen warfen ſo zündende Blitze in die Seele der ſtolzen Luiſe, daß die älteren Damen der Geſellſchaft ſich ſchon die Möglichkeit eines ſolchen Paares lächelnd zublickten.

Nach alter Sitte in den norddeutſchen Städten muß der Gevatter ſeine Gevatterin am Arme nach Hauſe geleiten. Ebert kannte wohl dieſe Sitte, er hätte ihr auch gern gehuldigt; aber es hielt ihn ein undeutliches Gefühl zurück, die Sitte entſprach nicht der Zartheit ſeines Sinnes: er blieb zurück — und ahnte nicht, wie dankbar ihm Luiſe dafür war. Denn auch ſie hatte während der Stunden des langen Gaſtmahls nur zu tiefe Blicke in Eberts Seele gethan, ſie hatte ſein tiefes und reiches Gemüth geahnt, ſie hatte vor allem einen Zartſinn in ihm gefunden, wie er jetzt nicht mehr vielen Jünglingen eignet, und wußte doch auch aus manchen Erzählungen ihrer Schweſter und noch mehr ihres jüngeren Bruders, der ein Schüler Eberts war, daß es ihm keines Wegs an männlicher Kraft und Aus-

dauer fehlte. Heute ſchien die Reihe an ihr zu ſein: auch ſie ging nicht ganz ſo heim, wie ſie gekommen war.

Ebert erkannte, daß ſein Gefühl Liebe ſei, und ſah die Unmöglichkeit ein, dasſelbe durch eigene Kraft zum Schweigen zu bringen. Dieſe Einſicht forderte aber zum Handeln auf. So wie er war, konnte er ſich nicht bewerben. Wollte er die vorgeſetzte Laufbahn, einſt Univerſitätsprofeſſor zu werden, durchſchreiten, ſo mußte er bei ſeiner Mittelloſigkeit mindeſtens noch zehn Jahre warten, ehe er einen eigenen Hausſtand begründen konnte. Entſchloß er ſich dagegen, ſein Staatsexamen als Oberlehrer zu machen, ſo durfte ſchon ſeine bisherige proviſoriſche Anſtellung in eine definitive verwandelt werden, und er wäre in höchſtens zwei Jahren am Ziele geweſen. Freilich hatte er bisher ganz andere Studien getrieben, als gerade in ſolchen Examen vorausgeſetzt werden, und es wäre das zur Vollendung der Prüfungsarbeiten gewöhnlich gebrauchte volle Jahr auch für ihn keine zu lange, eher noch eine zu kurze Vorbereitungszeit geweſen. Aber er empfand einen entſchiedenen ſittlichen Widerwillen gegen jene leichtfertige Art vieler Jünglinge, in dem erſten Rauſch der Gefühle einen Bund für's Leben zu ſchließen und doch noch nicht die mindeſte Ausſicht zu einer ſoliden bürgerlichen Grundlage desſelben zu haben. Und gerade hierin, daß er nicht, wie früher, einer bloß verliebten Neigung nachging, ſondern ſich zu ernſtlichen Abſichten und Schritten getrieben fühlte, erkannte er jetzt, wo es anders war, wo er nicht eher ſeine Neigung auszuſprechen vorhatte, als bis er ſich auch förmlich um Luiſens Hand bewerben konnte, als bis eine feſte bürgerliche Exiſtenz vorbereitet war, daß wirkliche Liebe ſich ſeiner bemächtigt hatte. Da er nicht zu den überlegſamen Naturen gehörte, ſondern augenblicklichen An-

trieben, ſobald ſie nicht ſittlich verwerflich waren, ſchnell folgte; ſo dürfen wir uns auch nicht wundern, daß er am 31. October, demſelben Tage, wo er vier Jahre vorher in die Univerſitätsſtadt eingewandert war, ſich zur Staatsprüfung meldete und ſich die Themata zu den Prüfungsarbeiten geben ließ. Keiner ſeiner Freunde erfuhr davon. Nur der Profeſſor, bei welchem er ſich melden mußte, bedauerte ſchmerzlich, daß er ſeinen bisherigen Lebensplan aufgegeben habe, und bemühete ſich noch einmal angelegentlich, ihn durch die Reize der Wiſſenſchaft von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Er blieb aber feſt und begann ſeine Arbeit. Tags über hatte er für das Gymnaſium reichlich zu thun, Und gegen Abend beſuchte er auf ein Stündchen ſeinen Rektor, zu welchem bisweilen Beſuch aus der Familie der Schwiegereltern kam, und ging dann nach Hauſe und arbeitete bis an den frühen Morgen.

Nur einigemale in der langen Zeit bis Weihnachten war er ſo glücklich geweſen, Luiſen zu ſehen und auf kurze Stunden zu ſprechen, und zwar Theils bei ihrer Schweſter, Theils einmal auf erhaltene Einladung bei ihren Eltern und einmal, als er eine Woche ſpäter einen Beſuch draußen gemacht. Noch wußte er nicht, ob er das Intereſſe erregt, die Neigung erweckt, den Keim zur Gegenliebe angerührt hatte; aber er wagte es zu ahnen, zu hoffen. Und er täuſchte ſich nicht! Nur ein einziges Mal war er ſo glücklich geweſen, Luiſen, welche ſonſt immer mit dem Wagen abgeholt wurde, an einem Mondſcheinabend begleiten zu dürfen. Ihr Vater hatte ſagen laſſen, der Wagen könne heute nicht kommen, der Rektor möge doch ſo gut ſein, ihn Abends zu beſuchen und Luiſen mitzubringen. Ebert wußte, daß der Rektor an Zahnſchmerzen litt, und bekam, als er

von ungefähr dieſe Beſtellung draußen an die Frau Rektorin ausrichten hörte, ſchon peinliche Angſt, wie nun die arme Luiſe hinauskommen ſollte. Jene hatte das von den Zahnſchmerzen auch gewußt, aber dem Boten einfach geantwortet: „Es iſt gut, ich will's meinem Manne ſagen!“ Und nachher war ſie gekommen und hatte Ebert die umſtändliche und dringende Bitte vorgetragen, er möge doch, ſtatt ihres kranken Mannes, den er ſo gut in der Schule vertreten könne, ihre Schweſter nach Hauſe führen. Zaghaft und über und über roth hatte er Luiſen gefragt, ob er dieſe Bitte erfüllen dürfe, und nur die ſcherzende Gewandtheit der Frau Rektorin hatte ihm über die Verlegenheit, in die ſo unverhofftes Glück ihn gebracht, hinweggeholfen. Ein Anderer an ſeiner Stelle hätte vielleicht dieſe Gelegenheit günſtig gefunden, endlich einmal von ſeinen Liebesſchmerzen zu reden. Nicht ſo Ebert. Als wenn er ein Heiligthum zu bewahren gehabt, begleitete er Luiſen — freilich im Herzen ſelig — und ſuchte das Geſpräch auf immer allgemeinere Gegenſtände zu lenken. Als ſie eben in der Nähe des Landgutes waren, machte er eine aſtronomiſche Bemerkung über den Stand eines Sternbildes am frühen Morgen; ſie fragte, ob er denn ſo früh ſchon die Sterne zu beobachten pflege: da mußte er ſein vor allen bis jetzt verſchwiegenes Geheimniß der Seele, welche ihm jetzt die theuerſte auf der Welt war, offenbaren! Er ſagte, wie er ſeit ſieben Wochen regelmäßig die Morgenſtunden heranwache, wie er ſeinen früheren Lebensplan aufgegeben, und wie er in nächſter Woche ſeine Staatsprüfung zu machen gedenke. „Und Ihre Geſundheit?!“ hatte ſie mit einer Theilnahme gefragt, die ihm bis ins innerſte Herz gedrungen war. Nun hatte er genug; nun glaubte er zu wiſſen, daß ſie mehr als ge-

wöhnlichen Antheil an ihm nehme, nun jubelte es laut in ſeiner Seele. Unterdeſſen waren ſie angekommen. Sie lud ihn Schicklichkeits halber ein, mit zu den Eltern hineinzugehen. Und wenn ihm wer weiß was für Wonnen noch bevorgeſtanden hätten: er konnte es nicht, er mußte noch lange mit Mond und Sternen allein ſein.

Luiſe erzählte, daß und warum Ebert ſie begleitet habe. Der Vater brummte und die Mutter fand es ganz und gar nicht in der Ordnung, daß ihre älteſte Tochter dazu Veranlaſſung gegeben. Luiſe fühlte ihren „alten Schmerz.“ Nämlich der Vater, ſonſt ein herzensguter und ſehr gebildeter Mann, wußte, daß der ſehr reiche Kaufmann Reyher, ein alter Hageſtolz, wenigſtens doch ein Junggeſell hoch in den Vierzigen, närriſch verliebt in Luiſen war, und hatte, da er die nicht allzu romantiſchen Regungen ſeiner eigenen Jugendliebe längſt vergeſſen, die Abſicht, bei zu erwartender Bewerbung ſeiner Tochter, wenn auch keinen Zwang anzuthun, ſo doch ernſtlich zuzureden. Ihm waren die Gefühle, welche Ebert und Luiſe für einander zu haben ſchienen, nicht entgangen, und darum brummte er. Die Mutter war dieſem ihrem Vetter nicht ſo günſtig, ſie kannte ihn zu gut, als daß ſie ihrer Tochter aus dieſer Verbindung Glück prophezeihen mochte. Aber da war der Kreisrichter Jordan, ein Studiengenoſſe und treuer Freund ihres eigenen Sohnes, welcher vor ein paar Jahren kurz nach ſeinem Doktoreramen in der Blüte ſeiner Jahre geſtorben war; der hatte eine lebhafte Liebe zu Luiſen gefaßt, hatte es damals ſchon ſeinem Freunde geſtanden, hatte ſich, ſo lange er in der Univerſitätsſtadt lebte, alle erſinnliche Mühe gegeben, das Felſenherz Luiſens zu erweichen, ihr aber keine Gegenliebe einflößen können, war jedoch von der Mutter immer mit gleicher

Freundlichkeit und gewiſſer Maßen Hoffnung behandelt worden. Das war der Mutter Lieblingsgedanke, eine Art Vermächtniß ihres verſtorbenen Sohnes, und dadurch glaubte ſie am leichteſten und beſten die Abſichten ihres Vetters und ihres Mannes durchkreuzen zu können. Sie hatte gerade nichts gegen Ebert; aber er kam ihr zu poetiſch, zu ſchwärmeriſch vor, und hatte noch keine ſichere äußere Exiſtenz. Deshalb erſchien es ihr gar nicht in der Ordnung, daß er Luiſen begleitet hatte.

Luiſe kannte beide Plane; ſie fühlte, daß keiner aufgegeben war, und ſie hütete ſich zu widerſprechen. Erſt als ſpäter die Mutter fragte, wie und wovon ſie Ebert unterhalten habe, erzählte ſie alles unbefangen genau wieder, drückte aber ſeine letzte Aeußerung von den Nachtarbeiten etwas anders aus, indem ſie bloß die Vermuthung ausgeſprochen haben wollte, daß derſelbe, weil er ſo die Sterne beobachte, wohl ſehr fleißig ſein und ſehr früh aufſtehen müſſe. Das war im Laufe ſchneller Erzählung geſchehen, und als ſie ſpäter vor dem Einſchlafen über dieſe Abweichung von der Wahrheit nachſann, entdeckte ſie ebenfalls, daß eine Verwandlung mit ihr vorgegangen war. Auch ſie verkehrte dieſe Nacht länger, als geſunde Jungfrauen pflegen, mit Mond und Sternen.

Drei Tage vor Weihnachten hatte Ebert ſeine Staatsprüfung beſtanden. Sie war ſo glänzend ausgefallen, daß, da einige Profeſſoren wußten, wie wenige Zeit er zur direkten Vorbereitung auf dieſelbe gebraucht hatte, das hier und da erzählten, auch in andern, als wiſſenſchaftlichen, Kreiſen dieſes Examen als ein Ereigniß ſeltener Art beſprochen wurde. Ebert war am Abend nach der Prüfung dahin gegangen, wo er ſeit lange am liebſten weilte, zu

ſeinem Rektor und hatte, ganz wider ſeine ſonſtige beſcheidene Weiſe, den Rektor gebeten, heute eine Flaſche Wein mit ihm zu trinken; weil er — ſo ſetzte er langſam hinzu — ſich's heute im Examen habe ſauer werden laſſen. Der Rektor, dem er's abſichtlich verborgen hatte, wußte gar nicht, wo und wie er mit ſeinen Glückwünſchen anfangen ſollte, und die Frau Rektorin, als ſie die Erzählung von ſeinen Nachtwachen hörte, wurde ſtiller und ſuchte ihre Rührung zu verbergen. Endlich nahm ſie das Glas und ſagte: „Der Ausdauer und treuen Beharrlichkeit werde in Ihrem ganzen Leben ſtets ein gleicher Lohn!“ klingte an und erkannte in dem feuchten Auge Eberts, daß ſie recht geſehen.

Am Weihnachtsheiligenabend war Beſcherung bei Reimanns, und am Abend des Weihnachtstages beim Rektor. Zu dieſem war auch Ebert eingeladen und nun ſchon vorher glücklich in der Ausſicht, Luiſen das Ergebniß ſeiner Prüfung verkündigen oder richtiger: mittheilen zu können. Ahnte er doch nicht, daß ſeine Mittheilung für ſie ſchon eine Verkündigung war. Als eben die Herrlichkeiten für die Kinder alle aufgebaut waren — Ebert half der Frau Rektorin dabei und holte unvermerkt eine kleine Mappe hervor und legte für jede der drei Grazien eine ziemliche Anzahl von Bildern hin, die er ſelber mit großem Fleiße ſehr kunſtreich und ſinnig ausgeſchnitten hatte —: ertönte die Klingel, und alles eilte in den Lichterſaal. Die Freude der Kleinen war groß, beſonders über die allerliebſten Bilder.

Ebert ſtand ſeitwärts und ſah vergnügt darein. Frau Reimann trat zu ihm, ſagte ihm einiges Verbindliche über ſeine Geſchicklichkeit und fragte, wie er nur bei ſeinen Arbeiten für die Schule noch dazu habe Zeit erübrigen können.

Jetzt hielt er's auch für erlaubt, zu äußern, daß es ihm freilich manchmal etwas ſchwer geworden ſei, zu dieſen Geduldproben die nöthige Ruhe zu finden, aber nicht wegen ſeiner Schularbeiten, ſondern weil er zu gleicher Zeit während der letzten acht Wochen die Vorbereitungen zu ſeinem Examen gemacht habe. Und auf die Frage, wann er es zu beſtehen gedenke, antwortete er: „Es iſt vor einigen Tagen geſchehen!“ In dieſem Augenblicke war Luiſe herangetreten, und die ſonſt ſo gewandte und beſonnene Mutter war von dem geahnten Zuſammenhange des Geſchehenen und jetzt Gehörten ſo betroffen, daß ſie zu ihrer Tochter ſagte:

„Ei, Luiſe, wir müſſen ja dem Herrn Doktor zu ſeiner beſtandenen Staatsprüfung Glück wünſchen!“

Dieſe meinte, eigentlich müſſe man das nicht thun, um nicht den Herrn Doktor in ſeinen halsbrechenden Künſten zu beſtärken; denn nach dem, was ihr die Schweſter darüber geſagt habe, könne ſie gar nicht begreifen, warum er ſich nicht ebenfalls ein Jahr oder länger Zeit genommen, wie andere, und warum er dieſes gefährliche Spiel mit ſeiner Geſundheit getrieben habe. Und es ſei ſchlimm, daß er keine Eltern mehr habe, deren warnender Stimme er in ſolchen Dingen Gehör geben könne und müſſe.

Ebert fühlte die Bedeutung jedes Wortes und die Wichtigkeit ſeiner Erwiderung, aber auch die Peinlichkeit der Lage. Er ſagte: „Mögen Sie immerhin ſchlimmer von mir denken; aber in dieſem Falle, glaub' ich, würde ich weder auf Vater, noch auf Mutter gehört haben. Ueberhaupt wenn ich etwas will, ſo will ich es ganz und mit Anſtrengung meines ganzen Weſens, und dann auch ſo ſchnell als möglich. Nicht daß ich für längere Zeit zu ermatten fürch-

tete, nein, je länger es dauert, deſto länger währt auch jene Anſpannung, und darum iſt's beſſer, dieſe durch Energie zu ſteigern, als durch die Dauer in ihren Folgen bedenklich zu machen. Und was die Geſundheit anlangt, auf welche Sie ſo gütig waren, ſich zu beziehen, ſo habe ich Gottlob die glückliche Natur, daß, wenn ich nun erſt gemüthlich zur Ruhe komme, ich auch wie ein Siebenſchläfer alles nachholen kann.

„Und ſind Sie noch nicht zur Ruhe gekommen?" fragte ſpitz und ſcharf die Mutter.

„Hoffentlich bald!" war die inhaltsvolle Antwort Eberts, nach welcher er ſeine Augen, nachdem ſie über die begegnenden Luiſens hinweggeglitten waren, niederſchlug und ſchwieg.

Die Mutter wußte genug, mehr als ſie wünſchte, und Luiſe erkannte auf's Neue, daß ihre Liebe das Ziel und der Preis dieſer Energie ſein ſollte. Man ſchwieg einige Minuten, um irgend einen andern Geſprächsgegenſtand zu erhaſchen. Wie gewöhnlich, gelang dies Suchen ſchlecht, und die Mutter, welche ſchon vorher die Abſicht gehabt hatte, den Doktor, der heute mit ſeinem Kunſtwerke ihren Enkelinnen eine ſo große Freude bereitet, mit der Familie des Rektors auf Morgen Mittag hinauszubitten, welche aber jetzt vielleicht weniger dazu geneigt ſein mochte, griff nun nach dem erſten beſten Mittel, dieſe für ſie ſo äußerſt peinliche Situation zu beenden, und brachte ihre Einladung an. Ebert war froh. Das Kleeblatt löſte ſich wieder in ſeine Blätter.

Der Vater hatte auch dies und das von Eberts Examen ſprechen hören, aber doch mit ſo geringer Aufmerkſamkeit, daß er ganz verwundert war, als er andern Tags,

nach der Kirche bei einigen Freunden einkehrend, dieſen über dieſe neueſte und intereſſante Univerſitätsneuigkeit nähere Auskunft geben ſollte. Daß man ſich freute, ſeine Söhne von einem ſolchen Manne unterrichten zu laſſen, war in der Ordnung; aber daß einer auch ſcherzend hinzufügte: „Das wäre ein Schwiegerſohn für Euch, Reimann!“ das war dem Alten doch zu arg, und er kam eigentlich ziemlich verſtimmt zum Mittagseſſen zurück. „Aufgepaßt!“ ſagt er ſich und beabſichtigte den ſtillen Beobachter zu ſpielen.

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Die Mutter ſchien wieder aus anderen Gründen dasſelbe Wort ſich zugeſprochen zu haben, und hatte den Doktor links neben den der langen Tafel vorſitzenden Vater, rechts neben Luiſen, und ſich dem Vater gegenüber geſetzt. Ebert überſah mit Einem Blick das Gefährliche ſeiner Lage. Nachdem er einige unbedeutende Worte mit Luiſen gewechſelt hatte, wendete er — da die Mutter ganz außerhalb der gewöhnlichen Sprechweite ſaß — ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Vater zu. Als dieſer auch von dem Examen anfing, ſuchte er durch Erzählung des Einzelnen nachzuweiſen, daß es eigentlich keine ſo ſchwere Sache ſei, als wofür es in der Regel angeſehen werde, läugnete aber nicht, daß ihn das günſtige Reſultat ſehr glücklich gemacht habe. Und als nun gar der Vater auf ſein Lieblingsthema, die Politik, kam, wußte Ebert die einzelnen Sätze des Geſprächs mit ſo anziehenden Einzelnheiten zu beweiſen, daß der Vater, welcher ohnehin einen gleichen vaterländiſchen Sinn und eine gleiche religiöſe Richtung bei dem jungen Manne erkannte, immer freundlicher, herzlicher, fröhlicher wurde, daß bald alle Sondergeſpräche verſtummten und die drei Männer nur allein die Unterhaltung führten, und daß endlich nach aufgehobener

Tafel der glückliche Vater — glücklich auch dadurch, daß er nichts ihm Unangenehmes bemerkt hatte — dem Doktor die Hand ſchüttelte und ihm ſagte wie er jeden Tag in ſeinem Hauſe willkommen ſei, und daß er recht oft herauskommen möge.

Freilich ſollte jetzt erſt die Beobachtung Stoff finden. Denn als der Vater nach ſeiner Gewohnheit zu ſeinem Nachmittagsſchläfchen, das im Winter immer etwas lange dauerte, ſich zurückgezogen hatte, ging man in die blaue Stube zum Kaffe und zum geöffneten Flügel. Luiſe ſang mit ihrer Schweſter ein Duett. Ebert hörte die Geliebte zum erſten Male ſingen und ſpielen! — Vorher gefragt, ob er auch ſpiele, hatte er der Wahrheit gemäß geantwortet, daß er es ſeit vier Jahren nicht getrieben, aber früher einiges gelernt habe. Da er aber etwas vorſpielen ſollte, weigerte er ſich beharrlich, weil er nichts könne. Als die beiden Schweſtern ein neues, noch ſchöneres Duett aufſchlugen, bedauerten ſie, das nicht zugleich ſingen und ſpielen zu können. Ebert faßte ſich ein Herz, bat, wenn die Begleitung nicht gar zu ſchwer wäre, ſie ihm zu erlauben, ſetzte ſich und ſpielte gut. Aber dazu hatte er doch das Herz nicht, Luiſen zum Alleinſingen nach ſeiner Begleitung aufzufordern. Die Frau Rektorin aber half, ſchlug ein anderes Lied auf und bat Luiſen, das zu ſingen. Ebert blieb ſitzen und war überglücklich. Die Glockenſtimme der Geliebten drohte ihn zu überwältigen. Da ſetzte ſich die Frau Rektorin an den Flügel und ſchlug die erſten Takte eines Walzers an. Der fröhliche Rektor, noch in einiger Weinlaune, ſah die Mutter an und fragte: „Darf ich?“ — ſchob den runden Tiſch bei Seite, forderte Marien auf und rief Ebert zu, nicht ſo müßig dazuſtehen. Dieſer, ver-

legen wie er war, hielt es für ſchicklich, zuerſt die Mutter um einen langſamen Walzer — der wurde geſpielt — zu bitten. Sie aber weigerte es und wies mit Recht auf die ſchon luſtig mit herumſpringenden Töchter und Enkelinnen hin. Er war ja gezwungen, zu Luiſen zu gehen! Ein Anderer hätte ſich kaum auffordern laſſen, wäre ſchnellfüßig der ſchönen Gelegenheit in die Arme geſprungen. Nicht ſo Ebert. Er gehörte zu den Naturen, welche bei einer faſt zu großen Reizbarkeit des Gemüths in beſtändiger Furcht leben, dies zu deutlich oder zu ſtark zu äußern, und welche darum ſich wieder zu ſehr bemühen, alles Gefühl zu verbergen, und denen daher in Lagen, wo minder innige Naturen am behendeſten und ſchlagfertigſten ſind, das Gefühl den Verſtand bedrückt und den Willen hemmt. Er ging freilich und bat und tanzte fröhlich genug und tanzte mit allen jungen Mädchen und Kindern der Geſellſchaft und hörte nicht eher auf, als bis die Frau Rektorin, da ſie ihn gerade wieder mit Luiſen ſah, innehielt und ſich den Dank für ihre Güte einſammelte. Als die Gäſte endlich bei Sternenſchein nach Hauſe gingen, konnte es der Rektor nicht unterlaſſen, ſeinen lieben Doktor, der ſchon ein ſo ernſter Lehrer ſei und mit Jünglingen ſchier väterlich verkehre, wegen ſeiner heutigen Ausgelaſſenheit, ja wegen ſeines offenbaren Weltſinns zu necken, und Ebert horchte hoch auf, ob er etwa gar durch ſein Benehmen von ſeinem Geheimniß etwas verrathen habe. Er wurde ruhiger, als das Necken jene beſtimmte Richtung innehielt, und die Frau Rektorin die freilich mit weiblichem Auge beobachtet hatte, erwies ihm die Wohlthat des Schweigens.

Als Ebert am Flügel geſeſſen, hatte er unter andern auch geäußert, daß er früher aus beſonderer Vorliebe für

alte Volkslieder (die übrigens vor 40 Jahren noch kein Modeartikel waren) eine große Menge derſelben geſammelt und ein paar Bände voll zuſammengeſchrieben habe, und auf die Aeußerung Luiſens, daß ſie leider noch nicht Gelegenheit gehabt, viele dergleichen kennen zu lernen, gefragt, ob er ſie ihr ſchicken dürfe. Da war nicht gut Nein ſagen. Andern Tags gleich ſetzte er ſich hin, packte ſeine Noten zierlich zuſammen und ſandte ſie — nicht ab. Es war ihm, als dürfte er's noch nicht thun. Jeden Tag ſah er ſie auf's Neue an und zögerte. Am Neujahrstage machte er den üblichen Gratulationsbeſuch, hatte aber keine Gelegenheit bei der Freundlichkeit der Mutter und bei der Herzlichkeit des Vaters, bei Luiſen weiter vorzudringen, als mit ſeinen bittenden Blicken in ihr Herz. Endlich, bald drei Wochen nach ſeinem Verſprechen, entſchloß er ſich, die Noten zu überſchicken. Er hielt es jetzt für nöthig, einige Zeilen dazu zu legen, und ertappte ſich über dem Geſtändniß, daß es ihm nun erſt klar geworden, warum er ſo lange gezögert. Er ſchrieb:

Verehrteſte!

Kühnheit ohne Unbeſcheidenheit findet Verzeihung. Hier bin ich kühn. Ob ich unbeſcheiden zugleich geweſen, darüber entſcheide Ihre Güte und ob Sie mir verzeihen mögen. — Von beikommenden Volksliedern habe ich längſt ſchon zu Ihnen geſprochen: Sie wollten dieſelben huldigſt anſehen. Und doch habe ich ſo lange angeſtanden, Sie Ihnen zu überhändigen. Warum? Weil ich nicht kühn genug war; weil ich fürchtete, Ihnen Genügendes nicht darbieten zu können. Nun bin ich mit einem Male zu kühn. Ein zweites Warum? Weil ich das Außerordentliche liebe.

Mehr ſage ich nicht; ſonſt werde ich unbeſcheiden, weil ich ſchon zu viel geſagt. — Doch noch einen Wunſch von ſo vielen: Mögen ſie manche der ſchönen Volksweiſen nicht ungern ſingen! Ob Sie mir dann verzeihen? —

Verehrend und gehorſam

Ebert."

Am Tage Pauli von Theben,
des erſten Eremiten.

Der Bote kam zurück, Luiſe hatte ihm Noten und Brief ſelbſt abgenommen; Ebert zitterte vor Angſt und Freude. Da er ſich den ſchönſten Träumen überließ, ſo ahnte er auch nicht im Entfernteſten das ſchwere Ungewitter, welches ſich am Himmel ſeiner Hoffnungen zuſammenzog. Luiſe hatte jenen Brief mit Luſt, aber auch mit Zagen geleſen. Sie hätte ihn ganz gut für ſich behalten können; Niemand im Hauſe wußte davon. Aber als gute Tochter, die kein Geheimniß vor der Mutter haben mag, ging ſie zu ihr, erzählte die Veranlaſſung und legte ihr den Brief vor.

Die Mutter ſagte: „Allerdings, ſehr kühn!" bewunderte aber die zierliche Handſchrift. Dabei kam ſie immer tiefer in das Geſpräch über den Doktor, lobte ihn mit einer gewiſſen Wärme, erfuhr dabei, daß ihre Tochter wärmer in dies Lob einſtimmte, als ihr gerade lieb war, verließ ſie aber doch mit der Ueberzeugung, daß die Neigung zu Ebert noch nicht ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, um ſie nicht mit einiger Sorgfalt wieder erſticken zu können. Sie nahm den Brief mit, um mit dem Vater darüber zu ſprechen. Als dieſer ihn geleſen hatte, ſagte er:

„Iſt's nicht immer meine Rede geweſen, daß man mit ſolchen Gelehrten und halben Dichtern vorſichtiger umgehen

müſſe, als mit verſtändigen Geſchäftsleuten? Habe ich nicht immer gewarnt, wenn Luiſe allein zu Rektors wollte? Und hat er ſie nicht neulich ſogar allein nach Hauſe gebracht? Wer weiß, wie weit die da ſchon miteinander gekommen ſind? O, es iſt ein Jammer, was die Mädchen alles hinter dem Rücken der Eltern treiben!“

Die Mutter fühlte das Verletzende, was für ſie in dieſen Worten lag, ſchmerzlich. Sie war nicht Schuld geweſen, daß ihre zweite Tochter Marie von dem Onkel in M. vor einem Jahre heimlich verlobt zurückgekommen war; ſie hatte damals ihren Mann gebeten, ſie nicht reiſen zu laſſen; ſie hatte nachher, als ihr die Briefe Verdacht einflößten, ernſtlich, aber vergeblich auf ihre ſchleunige Rückkehr gedrungen. Und wie ſie auch ſonſt von der Liebe Luiſens denken mochte, das wußte ſie gewiß, daß dieſe Tochter vor ihrer treueſten Freundin, der Mutter, nichts verbarg, daß ſie demnach Ebert gegenüber ihre Gefühle lange noch nicht ſo weit enthüllt haben konnte, als ſo eben vor ihr; und endlich ſah ſie wohl ihren Lieblingswunſch nahezu vereitelt, aber für ein Unglück konnte ſie's doch auch nicht halten, wenn Ebert ihr Schwiegerſohn würde. Sie machte dies alles in längerer Rede geltend und fragte endlich bloß noch, wer denn dem Doktor unbedingten Zutritt ins Haus geſtattet habe.

Der Vater wurde verdrießlich, weil er der Frau Recht geben mußte, brach für jetzt ab und verſprach, weiter darüber nachzudenken. Nicht lange, und Louiſe ſah ihn ausreiten. Sie warf ihm Küſſe nach, er drohte halb ernſt, halb lächelnd mit dem Finger — und die kurze Angſt, welche das arme Herz bedrückt hatte, begann zu ſchwinden. Freilich wurden die zierlich geſchriebenen Volkslieder beſehen,

geleſen, durchmuſtert, aber nicht geſpielt: der böſe Brief verbot ja jede voreilige Theilnahme. Die Mutter ſchwieg gegen die Tochter, der Vater gegen die Mutter.

Endlich nach vier Tagen kam ein Brief von der Tante Julie — ſo hieß die verwittwete und kinderloſe Schwägerin der Mutter, — worin ſie auf's dringendſte bat, ihr Luiſen zur Geſellſchafterin für dieſen Winter zu ſchicken. Die Mutter, wohl durchſchauend, daß dieſer Brief von ihrem Manne veranlaßt war, und immer noch hoffend, daß Ihr Wunſch in Erfüllung gehen werde, bezeigte ſich ſogleich einverſtanden; der Vater ſetzte ſchon auf den morgenden Tag die Abreiſe feſt; und Luiſe — dachte an Eberts Brief. Es entſtand ja auch die ihr ſehr wichtige Frage, was bei ihrer Abreiſe mit den Noten werden ſollte. Jetzt zurückſchicken ohne Brief, das ging nicht, und mit einem Briefe? Was ſollte ſie ſchreiben? Auch mit der feinſten Wendung konnte ſie nicht vermeiden, ein Ja oder Nein zwiſchen die Zeilen zu legen. Und wie das mit der Mutter berathen? Sie fand es endlich als das Beſte, die Lieder ganz unten in den Notenſchrank zu legen und die Sorge dafür Niemanden zu übertragen.

Der Vater fuhr mit Luiſen in die Stadt, nahm mit ihr Abſchied bei Rektors und begleitete ſie andern Morgens nach Hamburg zur Tante.

Der Rektor ſah Ebert an dieſem Morgen. Aber hatte er's vergeſſen, oder war's ihm von ſeiner Frau verboten: er ſagte ihm nichts. Erſt Nachmittags, als Ebert ihn, wie gewöhnlich, zum Spaziergang abholte, wurde ihm von der Frau Rektorin die Neuigkeit mitgetheilt. Er hätte viel, ſehr viel zu fragen gehabt; aber ſobald er eine Frage auf der Zunge hatte, etwan ein Warum? oder Warum ſo ei-

lig? — ſo fiel ihm aus der eben gehörten Erzählung ein, was darauf geantwortet werden mußte, was ihm aber nicht genügte. Und ſeine Neigung durch ein zu auffallendes Intereſſe verrathen, hätte er um keinen Preis, er ahnte nicht, daß ſie für die Frau Rektorin kein Geheimniß mehr war. Viel wichtiger aber, als alle anderen Fragen, war ihm die ob Luiſe gerne gereist war, ob ſie ſeiner ohne Groll gedenke, ob ſein Brief nicht ihr Mißfallen erregt habe. Und dieſe konnte ihm Keiner beantworten.

Darum war heute mit ihm ſchlecht ſpazieren gehen, und der Rektor fing beinahe an, über dieſe Veränderung nachzudenken.

Die nächſte Sorge, die Ebert quälte, war die, eines ſchönen Tages ſeine Volkslieder zurückzubekommen, vielleicht ein Begleitſchreiben des Vaters dazu. Aber ein Tag nach dem andern verging, und es wurde ihm wenigſtens in dieſem Punkte leichter ums Herz. Ja, endlich wagte er auch von der Einladung des Herrn Reimann Gebrauch zu machen und die Familie zu beſuchen. Er ward ſehr freundlich aufgenommen, ja von dem Vater viel freundlicher, als ſelbſt die Mutter erwartet hatte. Er fragte auch nach dem Befinden Luiſens und erfuhr durch den Vater, daß es ihr ſehr wohl gehe, daß ſie viel Geſellſchaften und Feſte, beſonders in dem Hauſe ihres Onkels, beſuche, daß ſie wie in einer neuen Welt lebe.

Die Leſerinnen werden ſich leicht erklären können, einmal warum der Vater Luiſen gerade nach Hamburg ſchickte, und dann, warum Luiſe die Eltern durch Schilderung all der Freuden, die ihr geboten wurden, zu erheitern ſuchte. Der „gute Onkel“, wie ſie ihn nannte, gab ſich alle erſinnliche Mühe, ihr erſt Geſchmack an dieſen glänzenden

Vergnügungen, und dann vielleicht an ſeinem Hausweſen und zuletzt an ſeiner Perſon beizubringen, und die ſehr verſtändige Tante, welcher dieſe Verbindung durchaus mißfiel, welche aber auch dem Wunſche des Vaters nachkommen wollte, die Erinnerung an Ebert möglichſt abzuſchwächen, ermahnte die Nichte, ihren Eltern recht genau und ausführlich alle die Freuden zu beſchreiben, welche ihr namentlich der Onkel zu bereiten ſuchte. Sie wußte, daß man auf ihre Stimme im Familienrath etwas gab, und ſie hatte ſich lange vorgenommen, Luiſen im Sommer ſelbſt nach Hauſe zu bringen und da einen eigenen Blick in die Verhältniſſe zu thun. Denn das hatte ſie bald erkannt, daß Ebert einen dauernden Eindruck gemacht hatte. Auch Luiſe ahnte, warum ſie hieher geſchickt war; ſie ſprach nicht viel, aber ſie lebte von ihren Erinnerungen: zum ſchweigenden Dulden war ſie ſtark genug.

Aber was half's auch Ebert, öfter zu Reimann's hinauszugehen? Immer dieſelbe Freundlichkeit, dieſelben guten Nachrichten von Luiſen, aber auch dieſelbe Ausſichtsloſigkeit für ſeine Hoffnungen und Wünſche. Nach einiger Zeit erkannte er, daß es ſo mit ihm nicht fortgehen dürfe. Er hatte ſeine Amtspflichten erfüllt, aber außerdem geträumt und ſchlafloſe Nächte lieb gewonnen. Er erhob ſich aus dieſer Schlaffheit, ſetzte die begonnenen Studien über einen Feldherrn des Mittelalters fort, ſuchte ſeinen Kummer, wenn nicht zu vergeſſen, ſo doch zu verarbeiten, und kam in die neue Gefahr, ſeine Kräfte durch übermäßige Anſtrengungen aufzureiben.

Aber gab's denn keine Poſt und keine Briefe? Konnte er nicht der Geliebten ſchreiben? Hatte er's doch ſchmuck genug gelernt? Das widerſtrebte ſeinem ſittlichen Gefühle!

Er ſah die Tochter für das unbedingte Eigenthum der Eltern an, und hielt einen unmittelbaren Verkehr mit ihr ohne vorherige Erlaubniß der Eltern für einen ſträflichen Eingriff in die natürlichen Rechte derſelben. Schon über den erſten kleinen Brief, den er mit den Noten an ſie geſendet, hatte er ſich Gewiſſensvorwürfe genug gemacht und die Entfernung Luiſens als eine zwar harte aber verdiente Strafe dafür anſehen gelernt.

Und wir geben ihm darin vollkommen Recht. Nicht ohne tiefere Bedeutung hat die Sitte einen feſten Wall um die Jungfrau aufgeführt. Das Weib iſt der ſchwächere, aber auch der edlere Theil des Menſchengeſchlechts. Ihre Liebe ſoll ſich, in Folge ihrer edleren Natur, aus der Achtung erzeugen, ſoll erſt durch die ſinnliche Berührung im erſten Kuſſe die Glut der unauflöslichen Dauer empfangen. Des Jünglings Liebe kann ihren Urſprung in den Augen nehmen, der Jüngling kann ſehen und damit ſchon lieben, der edlere Jüngling wird ſehen, aufmerken, auf den Ausdruck der weiblichen Seele lauſchen und dann zu lieben anfangen. Wehe darum der Jungfrau, welche den ſchützenden Wall der Sitte durchbricht, welche dem anſtürmenden Jünglinge, ehe er ihr Achtung errungen, das Geſtändniß ihrer Liebe bewilligt! Wehe! denn ſie kann nun vor Liebe nicht mehr ſehen, daß, wer die Schwache, die Wehrloſe gleichſam überfallen konnte, geringeren Anſpruch auf ihre Achtung hat, ja daß derſelbe Mann auch ihr ſpäter weniger Achtung erweiſt, eben weil ſie eher ihr Ja geſprochen, als es ſittlich erlaubt war. Nur daher iſt es zu erklären, daß oft ſehr tugendſame Jungfrauen, die von der hinlänglich begründeten Achtung zum erſten Kuß ſich hinreißen, ſich verführen ließen, von einem Verworfenen nicht mehr

ablaſſen können. Und nur darum kann zwar der Jüngling unglücklich werden, wenn die Geliebte nicht ſein eigen wird, nicht aber die Jungfrau, wenn ſie dem geachteten Manne wohl die eben aufblühende Neigung des Herzens aber nicht die Blume des erſten Kuſſes zugewendet hat; nur darum dürfen Eltern, ſo lange ſie gewiſſenhaft jene erſte Liebesvereinigung gehindert haben, ihren verweigernden Willen der Tochter gegenüber energiſch geltend machen, müſſen aber, ſobald das Verbotene geſchehen, um größeres Unheil zu vermeiden, in den meiſten Fällen der wider Recht und Pflicht ſinnlich begonnenen Liebe trauernd nachgeben. Wir geben, wie geſagt, dem Doktor in ſeiner ſittlichen Scheu Recht. Und doch haben wir gleich zu erzählen, wie er aufs Neue durch ſeine Liebe zu etwas Aehnlichem ſich fortreißen ließ.

Es war im Juni — Luiſe noch immer bei der Tante — daß er bei Rektors im Garten ſaß, mit den kleinen Grazien ſpielte und bisweilen einen längeren Blick auf dem gemeinſchaftlichen Pathchen, dem kleinen Karl, welchen die Mutter auf dem Schooße hatte, ruhen ließ. Da brachte ihm eines der Kinder eine Roſe. Er hatte ſie ſchon lange in der Hand gehalten, hatte ſie auch gedankenvoll betrachtet; da fing er unwillkürlich an, ſie zu zerblättern, erſt langſam, dann immer ſchneller, und, eine Thräne zerdrückend, ſchob er den entblätterten Blütenknopf in ſeine Taſche. Die Frau Rektorin hatte dem Spiele zugeſehen. Es ging ihr zu Herzen. Durch gleichgültige Geſpräche zerſtreuend, rief ſie ihn nachher, als er gehen wollte, zurück und ſagte:

„Morgen ſchreibe ich nach Hamburg, um Luiſe zum Geburtstage zu gratuliren: wollen Sie Ihrer Gevatterin

auch einen Glückwunſch beilegen? Aber nur ein ganz kleines Blättchen!"

„Ob ich will?" erwiderte Ebert über und über roth, „vielmehr ob ich darf?"

„Freilich dürfen Sie, wenn ich's Ihnen erlaube!"

„Und doch," meinte er, „möchte ich trotz Ihrer Güte nicht dürfen. Wollen Sie die volle Verantwortung dafür auf ſich nehmen?" —

Die Frau Rektorin durchſchauete den Ideengang, welcher ihn zu dieſer Aeußerung veranlaßt hatte; ſie fühlte auch in dieſem Augenblicke etwas von dem Antheil, den ſie hiemit an der Entwickelung des zarten Verhältniſſes nehmen mußte, und ſchnell allerlei ahnend, erwiderte ſie: „Ich nehme ſie auf mich, wenn ich billige, was Sie geſchrieben haben!"

Ebert dankte gerührt, eilte nach Hauſe, ſann und ſann, entwarf zwei, drei Gedichte, fand alles zu glühend, zu ſtürmiſch, ſchob die Schuld auf die Nacht, ſchlief erſt und ſchrieb am andern Morgen Folgendes auf ein feines Blättchen:

„An einem der Tage, da die ſeligen Engel ihr himmliſches Roſenfeſt feierten, ſprach der Herr voll Gnade zu ihnen:

„Bringet glücklichen Sterblichen ein Zeichen der Liebe und eurer Freude und gebet ihnen eine Seele des Himmels, zu wohnen in der irdiſchen Hülle, bis daß ich ſie wieder rufe."

Da trat herzu der Engel der Schönheit, ſchmückete die Seele mit ſeinen beſten Gaben und ſprach: „Werde meine Tochter, deine Geſtalt ſei wie ein lichter Morgenſtrahl in der Thauperle der Nacht, dein Antlitz wie milder Sternenglanz, deine Augen wie

das Blümchen des Wiesengrundes, und mit Sehnen sollen die Jünglinge leise seinen Namen dir nachrufen!"

„Nicht also!" unterbrach der Engel der Weisheit, „mir gebührt es, das Kind unseres Festes zu ehren. Die Schönheit vergehet, wie der Windeshauch; die Sterne erbleichen, wenn die Sonne des Geistes hervorgehet, und anbricht der Tag des ewigen Lichts. Lerne," wandte sich drauf dieser Engel zur jungen Seele, „lerne von mir das Unvergängliche! Schnell werde der Blick deines Auges und sicher; keine Frucht weiblichen Wissens reife vor dir verborgen, brich du sie alle, und sammle sie weislich für deinen irdischen Haushalt!"

„O, sind denn der schönen und weisen Jungfrauen nicht schon genug auf der Erde?" fragte in sanfter Demuth der Engel der Tugend. „Mir gebet die Seele, ich will sie zu einem Vorbilde machen für ihre irrenden Schwestern: keusch sei ihre Rede, züchtig ihr Wandel, gläubig wende das Auge von dem Gewirr der armen Erde zum Himmel sich auf, und demüthig bete die Seele am Kreuz des Erlösers! Dann kann sie euer entrathen, die Thräne der Sehnsucht nach eurer Beschirmung wird zur köstlichen Perle, ein Schmuck für uns Engel des seligen Himmels!"

Lange noch redeten die Drei. Keiner wollte sein Anrecht lassen. Da traten sie vor den ewigen Vater, seinen untrüglichen Wahrspruch sich zu erbitten.

„Liebet euch unter einander," sprach er, „dann ringet ihr nicht länger um den Vorrang der Begabung. Ein jeder von euch gebe das Schönste!

Ich aber will einen Strahl der ewigen Liebe in ihr entzünden, auf daß die Liebe, wie euch, ſo eure Gaben verbinde und erleuchte mit himmliſcher Klarheit!“ —

Und die Engel umarmten ſich in ſeliger Liebesvereinigung, nahmen die Seele, brachten ſie den glücklichen Eltern und umſchwebten mit ſegnender Huld fortan ihre irdiſche Wohnung.“

Zagend brachte er um Mittag der Frau Rektorin das Blättchen. Sie las und ſagte: „Wie iſt denn das aber ein Glückwunſch zum Geburtstage? Wenn ich die Verantwortung wirklich übernehmen ſoll, die Sie mir übrigens“ — und dabei drohte ſie lächelnd — „nicht ganz leicht gemacht haben, ſo vergeſſen Sie nicht, dieſe Beſtimmung Ihrer „ungereimten“ Poeſie hinzuzufügen.“

Ebert fühlte den tieferen Sinn, auch die ſcharfe ſittliche Kritik dieſer Worte, ſetzte ſich und ſchrieb ganz klein noch folgende Worte an den unteren Rand:

„Daß die Engel Sie immer umſchweben, noch lange hienieden, wünſcht innigſt . . . . . Ebert.“

Er überreichte das vervollſtändigte Blättchen. Und nun hob die Frau Rektorin alſo an:

„Es iſt nicht ſchön von Ihnen, lieber Herr Doktor! daß Sie von dem, was Sie ſeit lange quält, und was mich doch auch ein Bischen angeht, mir nie ein Wort geſagt haben. Nein, reden Sie jetzt nicht! Ich ſende dies Blatt, ich thue damit in Ihrem Namen eine bedeutungsvolle Frage: aber Strafe muß ſein, und zur Strafe für Ihren Mangel an Vertrauen, wenn Sie's auch anders nennen und ſich deſſen mit männlichem Stolze vielleicht gar rühmen mögen,

dürfen Sie nicht eher wieder gegen mich von meiner Schwester reden, als bis ich's Ihnen ausdrücklich erlaube!

Ebert wußte nicht, ſollte er ihr danken oder ſich entſchuldigen; er ſchwieg, ſah zu, wie ſie den Brief ſchloß, ſein Blättchen einſchob, und ließ ſich nicht zweimal bitten, den Brief im Vorübergehen auf der Poſt abzugeben.

„Für alles herzlichen Dank!“ ſagte er beim Weggehen, und die Frau Rektorin freuete ſich, daß er ſie ſo gut verſtanden hatte.

Der Brief war an die Tante adreſſirt. Dieſe öffnete ihn, nahm den für Luiſen beſtimmten heraus, gab ihr ihn, und ließ den ihrigen noch einige Augenblicke ungeleſen. Luiſe las, kam auf die Stelle: „Zürne mir nicht, daß ich Deinem Herrn Gevatter erlaubt habe, Dein Wiegenfeſt auch durch einen Glückwunſch — doch nicht zu trüben? — ich hoffe zu verherrlichen!“ ſuchte und ſuchte und fand keinen Glückwunſch. Sie ſagte zur Tante:

„Da in dem Couvert muß noch etwas für mich ſein!“

Dieſe nahm ihren Brief heraus und reichte ihr den Umſchlag. Er war leer. Die Frau Rektorin hatte das Blättchen in den Brief der Tante geſchoben. Ob aus Verſehen? Ob abſichtlich? Vielleicht hätte ſie ſich ſelber keine Rechenſchaft geben können. Genug, die Tante entfaltete ihren Brief, ſah das feine Blättchen, ſuchte nach ſeiner Adreſſe, fand keine und erklärte es, weil es in ihrem Briefe gelegen, ſcherzend für ihr Eigenthum. Luiſe ward purpurroth. Die Tante wußte genug, ſetzte aber gerade darum ihren Scherz fort und erhob den Anſpruch, das wenigſtens ſtreitige Eigenthum vorzuleſen. Es geſchah. Immer inniger wurde Luiſens Luſt, aber auch immer glühender ihre Verlegenheit.

„Nein," ſagte die Tante, „ſo ſchreibt keiner an eine alte Frau; es muß doch wohl dein Eigenthum ſein!"

Sie überreichte ihr den Glückwunſch, las ihren Brief, ſah es ſehr gern, daß ſie während deſſen hinausgerufen wurde, blieb lange aus und kehrte endlich freundlich lächelnd zurück.

„Nun," hob ſie an, „welche Strafe haſt du für dieſe neue, grenzenloſe Kühnheit ausgeſonnen?"

Die Jungfrau erröthete abermals und erwiderte: „Es iſt unrecht von Ebert, daß er mich in eine ſo peinliche Lage bringt, aber viel mehr noch von meiner Schweſter, daß ſie ihn dazu verführt hat. Ich glaube ihm ſo viel Achtung erweiſen zu dürfen, daß ich die Zuverſicht habe, er werde ſo etwas nie aus eigenem freien Antriebe wagen. Dazu fühlt er zu zart. Aber was nun thun? Ich muß das Blättchen der Mutter ſchicken. Mag die thun, was ſie für gut hält!"

Die Tante, eine von den vortrefflichen Frauen, welche für die jugendlichen Gefühle noch ein treues Gedächtniß bewahrt haben, war keines Weges dieſer Meinung. Sie hatte geſehen, daß Luiſens Gefühle für Ebert innerhalb dieſer ſechs Monate inniger, ſtärker geworden waren, daß die Bemühungen des Onkels um ihre Zuneigung eher das Gegentheil bewirkten, ſie kannte die Wünſche des Vaters, wußte von den Planen der Mutter, und alles, was ſie bisher über Ebert gehört hatte, ließ ſie eine ſo gute Meinung von ihm gewinnen, daß ſie entſchloſſen war, all ihren Einfluß aufzubieten, um die Liebenden glücklich zu machen. Sie verlangte kein Geſtändniß von der Nichte. Aber ſie mußte doch wiſſen, ob ſie mit der Abſicht, jenes Blättchen der Mutter zu ſchicken, wirklich blos der ſchrecklichen Noth-

wendigkeit, es an seinen Absender zurückgehen zu lassen, ausweichen wollte, ob sie also Ebert wirklich liebe. Sie fragte daher:

„Wenn ich die Verantwortung dafür gegen deine Eltern übernehme, willst du dann das Blättchen behalten und weder der Mutter, noch der Schwester ein Wort darüber schreiben?"

Luise fiel der Tante um den Hals, küßte sie und sagte: „Ja!"

Der Knoten war geschürzt. Hatte aber Luise recht gethan? Wie nun, wenn sie den Segen der Eltern für diese Liebe nicht erlangen konnte? Ihr Leid müßte dann die Strafe für ihre eigenmächtige Verheimlichung sein! Sie fühlte, daß sie zu weit gegangen, aber eben so sehr, daß es ihr, ohne mütterlichen Befehl nicht möglich wäre, den Glückwunsch zurückzusenden. Und hatte doch auch die Mutter früher nicht darauf gedrungen, jene Noten sogleich zurückzuschicken! Die lagen am Ende gar noch auf derselben Stelle. Sie bat Gott, daß er ihr das Unrechte vergeben, daß er ihr Geschick nach seinem gnädigen Willen wenden möge.

An demselben Tage kam der „gute Onkel." Er bemühete sich in seiner gewöhnlichen Weise, Luisen ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Sie war bisher immer freundlich gewesen, hatte aber auch den Schein von anderer Empfindung, als von der Pietät der Nichte, sorgfältig vermieden. War's nun aber die ihr ganzes Wesen durchdringende Freude über den zarten Glückwunsch des mehr als geachteten Mannes, war's die Gewißheit ihrer eigen Liebe, oder die Lust über ihren Geburtstag — den auch der Onkel durch einen kostbaren Schmuck zu verherrlichen gesucht —:

kurz, ſie benahm ſich heute gütiger, freundlicher gegen den guten Alten als ſonſt, und er triumphirte in ſeinem Herzen, das ihm ſein köſtliches Geſchenk endlich Hoffnung auf Luiſens Hand erworben habe. Die Tante erkannte das Gefährliche dieſer Situation; aber ſie konnte nichts ändern. Sie wich zwar keinen Augenblick von Luiſens Seite, um den getäuſchten, noch mehr aber ſich ſelbſt täuſchenden Onkel nicht zu einem thörichten Streiche zu verleiten; allein ſie berechnete ſchon ängſtlich die Gefahren, in welche die ſorgloſe Sicherheit Luiſen nothwendig bringen mußte, und ſah zuletzt keinen andern Ausweg, als die Mittheilung an den Onkel, daß ſie in acht Tagen mit Luiſen zu deren Eltern reiſen und dort einige Wochen bleiben wolle.

Der Onkel war überraſcht und bedauerte, ſich ſchnell faſſend, daß er leider ſchon in einigen Tagen reiſen müſſe, daß ſeine Geſchäfte keinen Aufſchub litten, daß er auf dem Rückwege Reimann's auch ein paar Tage beſuchen wolle, freute ſich aber, ſie dann dort ſchon vorzufinden.

Dieſe beiden Neuigkeiten in ihrem ſchnell combinirten Zuſammenhange machten Luiſen klar, um was es ſich handle, ihre Freiheit wich der früheren Angſt, und ſie verſchwieg wenigſtens ihre Freude über die angekündigte Reiſe und ließ vermuthen, daß ſie ſchon vorher darum gewußt.

Am andern Tage kam der Onkel wieder, nahm Abſchied auf „ein recht glückliches Wiederſehen," reiſte ab, aber nicht erſt in Geſchäften, ſondern geradezu ins Reimann'ſche Haus. Sein Erſtes war, daß er ſeinen Vetter allein nahm und förmlich um die Hand ſeiner Tochter anhielt.

Der Vater war nicht weiter überraſcht, drückte auch

ſeine Freude aus und fragte nur: „Wie weit biſt du bei Luiſen gekommen?“

Der Onkel pries ausführlich ihre große Freundlichkeit nach dem Empfange jenes werthvollen Schmucks und machte daraus äußerſt günſtige Folgerungen. Reimann hörte ſchweigend zu. Er wünſchte nicht gerade, daß ſeine Tochter auf Gold und Edelſtein einen ſo entſcheidenden Werth legte, er wünſchte aber, daß ſie den Onkel heirathete, und ſo fand er den jetzt auch nichts zu Schlimmes darin, daß ſie vor dem Reichthum Reſpekt bekommen. Und da der Onkel ein ſehr gutmüthiger, braver Mann war; ſo zweifelte er auch nicht daran, daß ſeine Tochter ganz glücklich mit ihm werden würde. Er wollte indeß nicht allein handeln, ſondern verſprach, ſich mit ſeiner Frau zu berathen.

Frau Reimann kannte als Frau keinen unerträglicheren Gedanken, als dieſen einer ſolchen Verbindung. Es gab einen harten Auftritt. Sie hörte ihrem Manne ruhig zu, als dieſer ihr darzulegen ſuchte, daß die Eltern nicht blos das Recht, ſondern auch die Pflicht hätten, die Tochter ohne große Rückſicht auf ihre Neigung dem Manne zu geben, von welchem ſie hofften, daß er ſie glücklich machen werde. Sie hätte zu dieſem richtigen Satze ſogleich Ja geſagt, wenn es dem Manne gegolten hätte, den ſie für Luiſen wünſchte. Da aber dieſer nie die Gunſt des Vaters hatte erlangen können, ſo machte ſie dagegen geltend, daß die Zu- oder Abneigung einer Jungfrau nicht ſo gering geachtet werden dürfe, und daß ſie ihren Segen zu keiner Verbindung geben werde, in welche Luiſe nicht mit aufrichtigem Herzensja einwillige. Sie ſtritten ſich hin und her. Endlich ſagte die Mutter:

„Nun, wenn aber Luiſe den Onkel nicht möchte, wenn ſie gar den Doktor Ebert noch liebte?“

„Dann wäre ſie meine Tochter nicht mehr. Wie könnte ſie den Mann noch lieben, der ſich ein ganz halb Jahr nicht um ſie gekümmert, der ſie ganz vergeſſen hat, der hier herausgekommen iſt, wohl Anſtands halber nach ihrem Befinden ſich erkundigt, aber niemals auch nur einen Gruß an ſie beſtellt hat?“

„Und würdeſt du den ausgerichtet haben?“

„Wenn auch das gewiß nicht! Aber ich denke mir, wenn ich ein Mädchen liebe, dann bewege ich Himmel und Erde, um mit ihr in Verbindung zu bleiben oder zu kommen; ich muß es ihr wenigſtens erſt geſagt haben. Das hat Ebert nicht gethan, ſonſt hätte es uns Luiſe nicht verſchwiegen.“

„In dem Letzteren haſt du Recht,“ erwiderte die Frau, aber was würdeſt du thun, wenn nun Ebert käme und um Luiſens Hand bäte?“

„Luiſe ſoll den Onkel heirathen und damit Baſta!“ rief Reimann endlich unwillig aus und verließ ſeine Frau. Allein es war ihm nicht ſo ernſt mit ſeinem Worte, daß er dem Vetter etwa ſogleich ein Ja gebracht hätte. Vielmehr wies er ihn Weiteres an Luiſen und verſprach, wenn dieſe freudig einwilligte, ſammt ſeiner Frau ihm ihren Segen nicht zu verweigern.

Der Onkel war glücklich und konnte kaum den Tag erwarten, wo Luiſe ankommen und — wie er ſich's als ziemlich leicht dachte — ihn zum „glücklichſten aller Sterblichen“ machen würde.

Und nun wären wir mit unſerer Erzählung ſo weit

gekommen, daß wir das Eingangs mitgetheilte Gespräch der Frau Rektorin und des Doktors Ebert verstehen können.

Ebert hatte die weiße Halsbinde nicht angelegt, aber sonst die ihm mögliche Sorgfalt auf seinen Anzug verwendet. In gewöhnlichem Sturmschritt durchflog er die Straßen der Stadt, kam ins Freie, sah Reimanns Landgut vor sich liegen und — ging nun plötzlich äußerst langsam. Seine Gedanken und Empfindungen hängten sich wie schwere Bleigewichte an seine Füße. Von dem Briefe bei Uebersendung der Volkslieder bis zu dem Glückwunsche zu Luisens Geburtstage: was hatte er da Alles gelitten, gehofft, gezweifelt! Wie oft hätte er die ersten Zeilen ungeschrieben machen mögen! Er wußte, daß sie auf Stelzen gegangen waren, daß sie in dem Doppelstreben, seine Gefühle zu verbergen und doch auch wieder anzudeuten, einen übel verfehlten rhetorischen Ursprung hatten; wie sollte er nicht heute mehr, denn je, dem Argwohne Raum geben daß jene Worte, statt irgend welchen gewünschten Eindruck hervorzubringen, in der Familie laut vorgelesen und als willkommener Stoff zu allgemeiner Erheiterung benutzt worden waren? Wie ein böser Dämon faßte ihn dieser Eine Gedanke, und noch niemals war ihm die lächerliche Rolle, welche er bisher gespielt, und die er vielleicht heute zu Vieler Ergötzen zu Ende führen sollte, in so entsetzlicher Klarheit vor die Seele getreten, als in diesen Minuten seiner langsamen Wanderung.

„Und wenn sie dich verlacht hätte, wenn sie deinen Glückwunsch, weil er ihr zu phantastisch vorgekommen, ruhig

bei Seite gelegt und höchſtens ein flüchtiges Mitleiden mit dir empfunden hätte; wenn ſie jetzt, wo du ſie ſeit ſo langer Zeit zum erſten Male wiederſehen ſollſt, ſich Gewalt anthäte und kaum ſchiene, als ob ſie je geahnt, was du für ſie empfunden, was du immer für ſie fühlen wirſt." —

Er dachte den Gedanken nicht ganz aus, ſondern überlegte nur, was in dieſem unglücklichen Falle zunächſt ſeine Pflicht ſein würde. Er wollte einen kurzen Anſtandsbeſuch machen und dann ſich ſchnell wieder entfernen. Und dann?? — In weitere Zukunft wagte er nicht zu ſchauen.

Der Weg führte längs einer hohen Weißdornhecke an dem Garten vorüber. Dieſe war ſo dicht, daß das Auge nirgends hindurchzudringen vermochte. Aber ſein aufmerkſames Ohr unterſchied von den Stimmen, welche aus der großen Lindenlaube herüberdrangen, deutlich die der Mutter und Mariens, vermißte jedoch jedes Lebenszeichen Luiſens. Hatte ſich die Sache ſo ſchnell umgedreht? Die Mutter am Morgen noch wahrſcheinlich krank aus Furcht vor der nahen Entſcheidung, und jetzt nach dem Tone ihrer Stimme zu ſchließen ſchon wieder geſund? Luiſe nicht da, wer weiß, ob nicht an ſie jetzt die Reihe des Krankſeins vor oder nach der Entſcheidung gekommen war? Wozu denn morgen das angekündigte Feſteſſen? — Nur Einmal ein Viertelſtündchen hier an dem Hag ſtehen bleiben und horchen, und er würde bald einen Ueberblick über die Lage der Dinge gewonnen haben. Seine Gewiſſenhaftigkeit und ſein Stolz verboten's ihm.

Er trat alſo ein, nur ſchwach noch an der Hoffnung ſich erfreuend, daß ihn die vom Garten herüber nicht gehörte Stimme der Geliebten zuerſt begrüßen könnte. Das Glück war ihm günſtig. Luiſe war ſo eben in den Haus-

flur herabgestiegen und wollte auch in den Garten gehen. Die Hausthür war halb offen: sie standen plötzlich einander gegenüber! Dieser Moment mußte die wahre, gefürchtete, gehoffte, gewünschte Entscheidung geben. Ebert hörte auf seine Frage nach dem Befinden der Mutter, daß sie ganz munter im Garten sei, und auf die zweite, ob auch Luise wieder glücklich angekommen:

„Wohlbehalten bin ich angekommen, aber sehr erzürnt auf meine Schwester, da sie Contrebande getrieben oder begünstigt hat!“

Ebert hatte schon die Frage auf der Zunge, ob sie auch dem Sünder zürne; aber Luise setzte schnell hinzu: „Wollen Sie nicht zur Mutter in den Garten gehen? Ich muß noch etwas herunterholen und werde bald nachkommen.“

Damit eilte sie die Treppe hinauf und ließ den mehr als überraschten Doktor stehen. Schneller aber, als sich's beschreiben läßt, durchschaute er folgenden Zusammenhang: sie zürnte nicht ihm, sondern nur der Schwester; sie schwieg nicht gänzlich von seiner Kühnheit, aber sie hatte sie auch nicht ganz übel aufgenommen; sie freute sich seiner Verlegenheit, und wünschte doch, daß er zu den andern Gästen des Hauses sich begäbe. Ebert hatte mit Einem Male Alles, was ihn so lange gequält und geängstigt hatte, von sich geworfen, er fühlte sich durch die Freude wie neu geboren, die Hoffnung spannte alle seine geistigen Kräfte. Was focht es ihn nun weiter an, daß er im Grunde nur von Einer Seele des Hauses — die kleineren Kinder abgerechnet, die sich im Garten herumtammelten, und die ihn längst lieb hatten — gern gesehen wurde?

Die Mutter trat ihm einige Schritte aus der Laube entgegen; er brachte die Veranlassung seines Besuches vor;

ſie wunderte ſich, daß die Frau Rektorin ihm etwas von Krankheit habe ſagen können, da ſie ja, wie er ſehe, ganz geſund ſei; machte aber gute Miene zum böſen Spiel, ſtellte ihn den anweſenden Gäſten vor und bat ihn, „den großen Familienkreis zu vermehren“. Erſt die Antwort Ebert's, daß er dieſer beſonderen Gunſt ſich würdig zu erweiſen ſuchen wolle, machte die Frau Reimann auf die verfängliche Form aufmerkſam, in welche ſie wider ihren Willen die Einladung eingekleidet. Ihre Unzufriedenheit über ſein Erſcheinen bekam dadurch noch den bittern Beiſatz der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt.

Nachdem Luiſe und auch noch der Vater, welchem Luiſe im Vorbeigehen geſagt hatte, daß Ebert da ſei, heruntergekommen waren, beſtand die Geſellſchaft der Laube aus folgenden Perſonen: Neben dem Vater ſaß der Onkel Reyſer, ein ſorgfältig gekleideter, ziemlich wohlbeleibter, großer und friſch ausſehender Mann in „ſeinen beſten Jahren“, wie er ſich ſelbſt am liebſten auszudrücken pflegte; neben ihm die nur wenig von den Sonnenſtrahlen gebräunte und darum wegen ihrer zarten Farbe mehr blaß ausſehende, mit einer kunſtvollen Häkelei beſchäftigte Luiſe; darauf folgte die nur wenig mit dem Strickzeug thätige, ſonſt überall hin, auch nach dem nahen Spielplatz der Kinder aufmerkſame, und dabei doch mit großer Gewandtheit die allgemeine Unterhaltung belebende und leitende Mutter; dann die braunäugige und im Lächeln oft und gern die glänzende Doppelſchnur ihrer weißen Zähne zeigende Marie, mit einem Strickzeug nachläſſig beſchäftigt, an ihren Bräutigam, den Aſſeſſor, leicht angelehnt; neben dem Aſſeſſor die trotz ihrer Jahre noch ſehr friſch und jugendlich ausſehende Tante Julie, zwar eine Stickerei in den Händen

haltend, aber wenig oder gar nicht daran arbeitend; darauf der mit einem ſorgfältig gepflegten, doch ſehr ſtark blonden Barte geſchmückte, eine feine Stahlbrille tragende, etwas angegriffen und matt ausſehende Kreisrichter; und endlich, den Ring zum Vater hin beſchließend, der Mutter gerade und der Tante und Luiſen ſchräg gegenüber, der Doktor, mit ſcharfem Blick, raſchem Bewegen, lebhaftem Mienenſpiel, aber noch immer im inneren Kampfe gegen die Verlegenheit, welche durch die jetzige, äußerſt ſchwierige und ſeltſame, vielleicht auch entſcheidende, Situation hervorgerufen war.

Nachdem man ſich allerſeits über den wunderſchönen Sommerabend gefreut und von den dargebotenen Erfriſchungen genoſſen hatte, erinnerte die Mutter den Kreisrichter, in ſeiner vorhin abgebrochenen Erzählung ſeiner letzten Lebensereigniſſe fortzufahren.

„Ich danke Ihnen," nahm dieſer das Wort, „daß Sie mir noch Gelegenheit geben, von dem

glücklichſten Tage

meines bisherigen Lebens Erwähnung zu thun. Nachdem ich alſo in den letzten zwei Jahren ſo oft meinen Wohn- und Berufsort als Aſſeſſor hatte wechſeln müſſen, ward ich in gleicher Eigenſchaft in meine Vaterſtadt geſandt, aber freilich auch da noch mit geringer Ausſicht, bald von eigenen Mitteln leben und meinen eigenen Hausſtand begründen zu können."

Er warf einen Seitenblick auf Luiſen; ihr Auge wurde von den glitzernden Blinken ſeiner Brillengläſer getroffen.

„Oft ſchon," fuhr er fort, „hatte ich mir vorgenommen, Ihnen einen Beſuch zu machen, Sie nach ſo langer Entfernung wieder zu ſehen; aber mir war der ewige Titel

„Aſſeſſor“ ſo verhaßt, daß ich mich am wenigſten gern von Ihnen hätte ſo anreden laſſen mögen. Ich ſchob es ungern auf. Da endlich ſollte auch mir der Stern des Glückes aufgehen. Meine Eltern wohnen draußen vor der Stadt, gerade am Fuße eines kleinen, aber ziemlich ſteil anſteigenden Ausläufers vom Gebirge. Oft ſchon waren wir hier Zeugen von Unglücksfällen geweſen, von denen Reiſende, die keinen der Gegend ganz kundigen Kutſcher hatten, betroffen waren. Wir wußten daher für ſolche Sachen leicht Rath. Vor zwei Monaten nun ſchlendere ich eben den ſteilen Bergabhang herunter, da höre ich hinter mir Rufen, Schreien, Wehklagen: der Führer eines großen Reiſewagens war nicht mehr im Stande, die Pferde zu halten. An Hülfe war nicht zu denken. Da fügte ſich's wunderbarer Weiſe, daß die Deichſel des Wagens zerbrach und der Wagen zwar ſogleich zerſchellte, aber durch eine zufällige Wendung ſo nach der Seite hinüber getrieben wurde, daß die darin ſitzenden Perſonen, ein Herr mit zwei Damen und zwei Kindern, ohne gefährliche Verletzungen davon kamen. Nun ſprang ich hinzu und war nach Kräften behülflich. Ich führte die mehr Erſchreckten als Beſchädigten ſchnel in die Wohnung meiner Eltern, ſandte zu Stellmacher und Schmied, und machte, da Vater und Mutter nicht zu Hauſe waren, die Honneurs. Wohl hatte ich aus den Manieren des Herrn die Vermuthung geſchöpft, daß er was Vornehmes ſein müſſe, hatte darum auf ſeine Fragen ganz unbefangen von mir und meinen Verhältniſſen erzählt, aber doch nicht zu fragen gewagt, wem ich das erzählt. Die Handwerker waren unterdeſſen gekommen und hatten den Schaden am Wagen ſo beträchtlich gefunden, daß ſie ihn vor dem folgenden Tage nicht herſtellen konnten.

Der fremde Herr bedauerte, ſo lange nicht bleiben zu können, bat mich, durch den Boten Extrapoſt beſtellen zu laſſen, freute ſich wiederholt, daß er durch die körperlichen Verletzungen der Seinen nicht vom Weiterreiſen abgehalten würde, wünſchte, daß ich ihm den ausgebeſſerten Wagen nachſchickte, und nannte ſeinen Namen. Und wen meinen Sie wohl, daß ich die Ehre hatte, vor mir zu ſehen? Es war der Juſtizminiſter!“

„Und das,“ fiel ihm die Mutter in die Rede, „der glücklichſte Tag Ihres bisherigen Lebens?“

„Noch nicht,“ fuhr der Kreisrichter fort, ohne die feine Abſicht dieſer Unterbrechung zu errathen, „denn abgeſehen von der Würde der verunglückten Perſon war mir ja das Ereigniß ſelbſt etwas ſo Gewöhnliches, daß ich nicht weiter davon berührt wurde. Aber wenn man einmal in ſeinem Leben das Glück hat, ſo hohen Herren in ſolchen Lagen zu begegnen, oder gar ihnen Einiges nützen zu können, dann muß man das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Der Miniſter hatte mir bei ſeiner Abreiſe geſagt, daß er hoffe, mir bald dankbar ſein zu können. Etwa vierzehn Tage ſpäter ſtarb in einer uns benachbarten Stadt ein Kreisrichter. Ich meldete mich und bewarb mich noch ausdrücklich beim Miniſter, mit einer möglichſt feinen Wendung ihm jenes Ereigniß ins Gedächtniß zurückrufend. Und am vorigen Sonntag endlich kam das Ernennungsdekret an. Dieß war mein glücklichſter Tag und wird es ſo lange bleiben, bis ein anderer die Hoffnung, welche jener neu angeregt, und für welche er das lockende Netz ausgeworfen, wirklich erfüllt haben wird.“

Abermals warfen ſeine Brillengläſer ihren Schein nach Luiſen hin; allein dieſe war durch den Schluß der Erzäh-

lung, über welchen ſie ſich in die Seele des Kreisrichters hinein ſchämte, ſo tief verletzt, daß ſie noch ſchnell genug ihren Garnwickel zur Erde fallen ließ und dadurch Gelegenheit zum Aufſtehen und Veranlaſſung zu einiger größeren Störung bekam. Dem alten Herrn hatte die Geſchichte ziemlich gefallen, aber nicht, weil ſie ihm ſo abſonderlich romantiſch und heldenmäßig vorkam, ſondern weil er einen für ſeine Plane günſtigen Eindruck derſelben auf ſeine Tochter bemerkt zu haben glaubte. Er ergriff darum das Wort und ſprach:

„Ich habe es gern, wenn der Menſch ein dankbares Gemüth hat und ſeine ſogenannten glücklichſten Tage in einem feinen Herzen bewahrt; aber nicht blos die glücklichſten, ſondern auch die unglücklichſten, die ſchmerzenreichſten, die wir für den Augenblick oft kaum überleben zu können meinen, und für welche wir Gott doch auch danken ſollen, zumal da er allein aus der Trübſal uns wieder erretten und die Schmerzensfurchen in unſerm Gemüth wieder ebnen kann. Aber iſt's nicht eigen, daß die meiſten Menſchen weit lieber von ihren Unglückstagen erzählen, als von ihren Freudenfeſten, freilich auch blos die Geſchichte ihres Unglücks ausführlich behandeln, daß aber und wie ſie der Herr errettet hat, kaum der Rede werth halten? Es iſt die liebe Eitelkeit, die ſich beklagen laſſen, die dadurch das Intereſſe für ſich erregen will. Deshalb ſtelle ich gern Schwarz und Weiß neben einander, weil ſich dadurch das letztere vom dunkeln Grunde deſto ſchöner abhebt. Mutter — wandte er ſich freundlich zu ſeiner Gattin hinüber — Du weißt, welcher Tag für uns der ſchönſte geweſen iſt."

Er wollte abbrechen; allein die Tante, welche zwar die Geſchichte recht gut kannte, welche aber wohl gefühlt hatte,

wie liebevoll ihr Schwager in ſeinen eben beendigten Worten ihrer ſchweigend gedacht, bat ſo dringend, ſie doch zu erzählen, daß er zuſagte, vorher aber Luiſen Einiges im Hauſe auszurichten auftrug und dann alſo begann:

„Ich habe Luiſen fortgeſchickt, weil es nicht gut iſt, daß Kinder Geſchichten hören, in welche ſie ſelbſt ohne ihr Zuthun mit verflochten ſind, und aus denen ſie falſche Folgerungen ziehen könnten. Nicht, als ob ich meinte, unſere Luiſe würde dergleichen ziehen; denn da ſie nicht hier iſt, ſo darf ich's ſagen, daß ſie mit jedem Tage ihres Lebens mir jenen glücklichſten noch glücklicher gemacht oder verlängert hat. Ja, Marie! wenn Du auch ein bischen ſchel ſiehſt, das müßt Ihr Andern doch alle eingeſtehen, daß Luiſe nur wegen unbedeutender Kleinigkeiten Tadel oder Strafe bekommen hat, und daß wir blos Euretwegen ihr nicht die Fülle von Liebe zeigen dürfen, welche ſie von klein auf immer verdient hat. Du biſt ja ſeit lange ſchon mein verſtändiges Mädchen und kannſt einſehen, was ich jetzt ſage."

Marie wiſchte ſchnell mit der Hand übers Geſicht, eilte zum Vater und gab ihm einen herzlichen Kuß. Beide verſtanden des Kuſſes Bedeutung. Aber auch die Mutter empfing dieß Zeichen der Reue und Dankbarkeit. Der alte Herr fuhr fort:

„Nach unſerer älteſten Tochter, die ich ungern heute hier vermiſſe, ſchenkte uns der liebe Gott hinter einander zwei Söhne. Sie waren unſre ganze Freude. Da nahm uns der Herr den jüngſten. Meine arme Frau litt ſchrecklich. Aber kaum hatten wir angefangen, die Lücke in unſerm Hauſe weniger ſchmerzlich zu bemerken, da brachte ein Scharlachfieber auch den älteſten, einen lieblichen Knaben

von drei Jahren, auf das Krankenbett, und ſchon nach zwei Tagen ſtanden wir an ſeinem Sarge. Wir waren untröſtlich und haben ſchwärzere Tage nicht durchlebt. So ſchien es mir. Ich ſollte es bald anders erfahren. Die Nerven meiner armen Frau waren durch den Doppelverluſt ſo angegriffen, daß, nachdem ſie längere Zeit ſehr gekränkelt hatte, ihr Zuſtand mir aber nicht beſonders gefährlich erſchienen war, eines Tages der Arzt mich allein nahm und mich ermahnte, mich auf ihren baldigen Verluſt, der wegen ihrer Hoffnungen abermals ein gedoppelter werden mußte, gefaßt zu machen. Es wird mir nicht leicht Einer die Sorge, Angſt und Hoffnungs-, ja oft gänzliche Rathloſigkeit nachempfinden können, die ſich damals auf mich legte. Es gab kein anderes Mittel mehr als das Gebet. Und in dieſer Schule haben wir damals tüchtig was gelernt. Aber ſiehe, der Herr, welcher immer über Verſtehen hilft und helfen kann und will, half auch uns! Am 14. Junius ſchenkte er uns unſere Luiſe, und noch an demſelben Tage erhob der Arzt meine Freude über das heiß erſehnte Gnadenſtück noch dadurch auf ihren höchſten Gipfel, daß er ganz ſichere Anzeichen hatte für die vollſtändige Wiederherſtellung und Geneſung der bisher ſo ſchmerzlich hinſiechenden Mutter. Noch war's blos Hoffnung; aber auch ſchon dieſe, noch dazu mit ſolcher Zuverſicht ausgeſprochen, ließ mich zu einem Freudengefühl und zu einer Dankbarkeit kommen, wie ich beide nie vorher und nie nachher wieder empfunden habe. Es war eben der glücklichſte Tag meines Lebens. Und Luiſe bleibt das lebendige Denkmal desſelben."

Frau Reimann reichte ihrem Manne die Hand herüber und ließ die Thräne freudiger Rührung ungehindert hervorquellen. Ihr Eheherr war nicht von vielen Worten,

wenn er ſeine innigſten Gefühle bezeichnen wollte, und ſeine Liebe zu Frau und Kindern war mehr an der gleichmäßigen Ruhe und Haltung ſeines ganzen Weſens, die ihm oft aber nicht geringe innere Anſtrengung koſtete, als an äußerem Bezeigen durch Worte und Geberden zu erkennen. Daß er heute ſo viel davon geſprochen, ließ auf eine beſonders ſtarke Erregung ſeines Gemüths ſchließen, und der Händedruck der Mutter ſollte ihm zeigen, daß ſie ihn verſtehe und dem verborgenen Arbeiten ſeines Gemüths mit inniger Theilnahme folge und helfe. Hatten ja doch die ſoeben mitgetheilten Erinnerungen an den glücklichſten Tag ſeines oder ihres gemeinſchaftlichen Lebens den Mittelpunkt der Wünſche, Neigungen, Hoffnungen, Sorgen und Ueberlegungen, von welchen Jeder der Anweſenden auf irgend eine Weiſe bewegt wurde, recht klar hingeſtellt, ſo daß Jeder die gehörte Erzählung für mehr anſehen mußte, als für einen bloßen Beitrag zur Unterhaltung über die glücklichſten Lebenstage. Der Doktor hatte den ſtärkſten Eindruck davon erhalten. Aber indem er eben damit rang, aus ſeinen Empfindungen herauszukommen und durch eine auf den Gegenſtand näher eingehende Bemerkung von ihrer Uebergewalt ſich zu befreien, bemächtigte ſich ſchon der Aſſeſſor, Mariens Bräutigam, des Geſprächs und verſuchte, mit ſeiner muntern Manier den Ernſt, der ſich in den Kreis einſchleichen wollte, zu verſcheuchen.

„Es iſt recht ſchön," ſagte er, „daß uns der Kreisrichter lehren will, wie das den glücklichſten Tag gebe, wo man ohne ſeine Mühe und Arbeit Vorzüge vor den Andern erlangt, die man etwa nur halb verdient hat; es iſt auch ſehr erquicklich, den lieben Vater zu hören und von ihm zu lernen, daß, um das Glück recht zu empfinden, man

vorher erſt den Schmerz gründlich erfahren haben müſſe. Allein mir ſcheint doch zu dem rechten Glücke noch mehr zu gehören. Ohne Anſtrengung nichts Süßes und auch nichts Großes, und ohne Muth und Kampf kein rechter Sieg! Auch das große Loos zu gewinnen iſt ein Glück und könnte auch mir noch einen zweiten glücklichſten Tag meines Lebens ſchenken. Indeſſen das wird einem auch nur ſo in den Schooß geworfen, und man kann und ſoll wohl dafür dankbar ſein, aber man hat dabei nicht jene Befriedigung der Selbſtliebe oder Eitelkeit, die doch auch zum Glücke gehört, nämlich darüber, daß man ſelbſt ſeines Glückes Schmied geweſen. Es ſei mir daher vergönnt" — und dabei warf er einen lächelnden Blick auf ſeine Marie — „von meinem glücklichſten Tage zu erzählen. Hier, dieſe meine liebe Braut war in M. bei ihrer Tante zum Beſuche. Ich arbeitete dort an der Regierung, kam mit dem Onkel Mariens in Geſchäftsverbindung, lernte ſeine Nichte auf einem Balle kennen, ſuchte in ſein Haus zu kommen, zeigte auf mannigfache Weiſe meine Liebe und glaubte auf Gegenliebe rechnen zu dürfen. Aber ich fand niemals Gelegenheit, meine Gefühle auszuſprechen. Die Tante bewachte uns mit Argusaugen. Und als ſie gar zu fürchten begann, daß ich wirklich ernſtliche Abſichten hätte und Anſtalten zu ihrer Erklärung machte. da kündigte ſie Marien an, daß die Eltern ihre Rückkehr wünſchten und daß ſie am nächſten Sonnabend nach Hauſe reiſen ſollte. Ich wußte nicht, aber ich ahnte es, daß ich die unſchuldige Veranlaſſung dieſer Abreiſe war. Jetzt kannte ich nur Ein Gefühl: die Furcht, Marien auf immer zu verlieren, und nur noch Ein Streben, das nämlich, mich ihres Beſitzes in jedem Falle zu verſichern. Ich brauchte die nächſten

und gewöhnlichſten Mittel, ich fand Vorwände, zum Onkel zu gehen: ich ſah ſie nicht. Ich wagte einen Brief an ſie zu ſchreiben und in den glühendſten Farben meine Liebe zu ſchildern: ich bekam keine Antwort. Es war Freitag Abend. Meine Angſt grenzte an Verzweiflung. Da gab mir die erfinderiſche Liebe ein Mittel ein. Marie mußte einen ganzen Tag auf der Eiſenbahn reiſen. Ich erkundigte mich, wie weit von dort aus dieſelben Schaffner den Zug bedienten. Sechs Stunden Zeit, war die Antwort. Darauf baute ich meinen Plan. Einer dieſer Leute wohnte dem Onkel gegenüber, er kannte Marien und wußte, daß ich oft zum Onkel gegangen war. An dieſen wandte ich mich und machte ihn durch ein bedeutendes Geſchenk meinen Wünſchen fügſam. Sonnabend früh begleiteten Onkel und Tante ihre liebe Nichte auf den Bahnhof. Im Warteſaal erſter Klaſſe horchten ſie auf das Zeichen zur Abfahrt. Marie nahm Abſchied, ſtieg ein und ſaß ganz allein in einem Verſchlag erſter Klaſſe. Ich aber hatte, von Jenen nicht bemerkt, mit zwei Billets, mit einem dritter Klaſſe bis zur nächſten Station und mit einem erſter Klaſſe für die ganze Fahrt auf ſechs Stunden, in einem Wagen dritter Klaſſe Platz genommen. Beim nächſten Halteplatze ſtieg ich aus, der bekannte Schaffner öffnete mir den Wagen und ich — ſaß der über und über roth gewordenen Marie gegenüber. Natürlich ſorgte der Schaffner dafür, daß Niemand weiter zu uns kam. Und gewiß! ſchneller, als ich, war ſchwerlich je ein Liebender mitten in der Sache. Erzählen, wie es gekommen, daß ich hier ſei, und meine Liebe geſtehen, um Gegenliebe bitten, unſere ſüßeſte Minute durch einen ſeligen Kuß feiern — das war Alles faſt ſchneller geſchehen, als ich's hier erzähle. Meine Anſtrengung, meine

Klugheit, meine Liebe hatte ihren köſtlichen Lohn erworben, und ich darf wohl meinen glücklichſten Tag jedem andern kühn an die Seite ſtellen.“

Während der letzten Worte war Luiſe zurückgekommen. Marie hatte in Folge dieſer Kühnheit des Geliebten und auch in Folge ihrer eigenen Schwachheit — denn der Weg zur Tochter geht durch die Eltern, und eine Schwachheit der Tochter iſt's zum mindeſten oft mehr, wenn ſie vor den Eltern vorüberzugehen erlaubt — ſo viel zu leiden gehabt, ihre Liebe hatte noch nachträglich ſo viele Schmerzen durchzumachen und Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, zumal da die erſte Heimlichkeit ſie auch zu der zweiten geführt hatte, hinter dem Rücken ihrer Eltern Briefe mit dem Geliebten zu wechſeln: daß ſie wenigſtens nicht allzu geneigt ſein mochte, dieſen Tag gerade als den glücklichſten zu preiſen. Sie entzog dem Geliebten die Hand und empfand es doppelt übel, daß er dieſe Geſchichte, welche bisher nur in der Familie bekannt geweſen war, vor den beiden außerhalb derſelben ſtehenden Gäſten erzählt hatte.

Die erfahrene Mutter, wohl wiſſend, daß, wenn man Einmal gute Miene zum böſen Spiel gemacht, man immerfort zum Lächeln ſich anſchicken müſſe, erkannte ſchnell, wie hier zu vermitteln ſei, und ſetzte die Unterhaltung alſo fort:

„So ſeid Ihr Männer nun einmal, vor lauter Egoismuß denkt Ihr an Niemand anders, aus Egoismus trübt Ihr ſelbſt das Glück Derer, welche Euch doch die Liebſten ſein ſollten und auch wirklich ſind. Lieben und gleich beſitzen und, wenn es nicht angeht, Himmel und Erde bewegen, auch gern das Ding recht abenteuerlich angreifen und recht romantiſch ausführen — o das iſt Wonne für die liebe Eitelkeit!“

Der künftige Eidam wollte der Mutter in die Rede fallen, wahrſcheinlich um zu behaupten — denn das Beweiſen würde ihm ſchwer geworden ſein —, daß er ſich damals von allem Egoismus frei gewußt habe, ebenſo, daß ihm das, was ſpäter aus ſeiner Kühnheit entſprungen, gänzlich verborgen geweſen ſei. Allein dieſe bat ihn, ſie erſt ausſprechen zu laſſen, und ſetzte noch dieß hinzu:

„Ihr könnt freilich nichts dafür, denn wenn es den Jungfrauen nicht ſo recht und lieb wäre, ſo würdet Ihr's ja nicht wagen. Das iſt eben der beklagenswerthe Unterſchied der neuen Zeit von der guten alten, da ich noch jung war, daß die Mädchen Euch verehren, ſtatt ſich von Euch verehren zu laſſen, daß ſie ſich Euch gegenüber nicht hoch genug ſtellen, daß ſie nicht ſtolz genug ſind, daß ſie Euch viel zu ſchnell zeigen, wie ihre Feſtung kapituliren möchte, ſtatt ſich wer weiß wie lange belagern und erſt mit dem ſtärkſten Geſchütze berennen zu laſſen."

Bald wären nun wieder Marien die Thränen in die Augen gekommen, und die Unterhaltung ſchien eine ſchlimme Wendung zu nehmen. Die Mutter fühlte, daß ſie ſich durch ihr ſittliches Urtheil über jene abenteuerliche und heimliche Verlobung doch zu ſtark hatte beſtimmen laſſen. Sie ſehnte ſich ſelbſt nach einer Hülfe, und es war ihr daher ſehr willkommen, daß Ebert alſo anhub:

„Sie ſchelten den Egoismus der Männer und tadeln die Hingebung der Jungfrauen. Ich maße mir nicht an, über einen beſtimmten einzelnen Fall zu urtheilen. Aber vertheidigen muß ich Beides, weil eben jedes der Grundzug, das weſentliche Merkmal des Geſchlechts iſt. Der Mann iſt egoiſtiſch, er ſoll es in den Jahren der Jugend ſein, weil er nur in ſolchem Streben das erlangt, was ihn zum

Manne macht: Ehre, Rang, Wirkſamkeit u. ſ. w. Das Weib iſt von Natur hingebend, kann ſich ganz aufopfern, weil es nur dadurch die Ehrenkrone der Frau, die Luſt, ihre Exiſtenz und ihre Ehre in dem Manne zu finden, erwerben kann. Aber — ſo möchte ich Beides beſchränken — der Egoismus des Mannes ſoll ſeine Milderung, ſeine Veredlung in der Liebe der Jungfrau finden, die Hingebung der Jungfrau dagegen ihre Grenze und ihre Schranke in dem Stolze *vor* uneingeſtandener, noch nicht erklärter Liebe und *nach* dem gegebenen Ja in der mit dem Geliebten gemeinſchaftlich gepflogenen Gottesliebe."

Ebert wollte noch weiter fortfahren; da fiel ihm der alte Reimann, dem nichts unwillkommener ſein konnte, als dieſes ſich Verlaufen des Geſprächs von dem durch ihn angeregten Thema auf die Liebe, in die Rede und ſagte:

„Es iſt nicht recht, liebe Mutter, daß Du hier pſychologiſche Räthſel und Streitfragen anregſt und uns dadurch von unſerm angenehmen Wege abbringſt. Wir waren eben ſo hübſch ins Erzählen gekommen, und ich hätte gern noch einen und den andern glücklichſten Tag ſchildern hören."

„Es iſt auch wahr," meinte der freundliche *Onkel*, „ich hatte mich ſchon darauf gefreut, auch an die Reihe zu kommen, zumal da ich an meinem glücklichſten Tage keinen der Mängel wahrnehme, welche die bisher beſchriebenen an ſich tragen."

Ebert hatte bei der Erzählung des Kreisrichters wohl verſtanden, was der Schluß derſelben bedeuten ſollte; aber daß auch der Onkel ähnliche Beziehungen in ſeine Rede legen könnte, davon hatte er nicht die entfernteſte Ahnung. Wie verwunderte er ſich daher, als dieſer ſeine Erzählung gleich alſo einleitete:

„Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. So viele auch ſchon in dieſem Kreiſe geſprochen haben, ſo ſind ſie doch immer von dieſer ſtillſchweigenden Vorausſetzung ausgegangen. Ich ſehe jetzt auch die Wahrheit dieſer Worte ein und ſehne mich, aus meinem Alleinſein herauszukommen. Ehemals war das nicht der Fall. Da war ich unter andern ſo unbeſonnen, mein großes Haus nach und nach ſo in ein Kaufhaus zu verwandeln, daß mir für meinen perſönlichen Gebrauch nur eine Stube mit Alkoven und ein großer Saal für meine Geſellſchaften übrig geblieben war. Als ich nun anfing, immer ſchmerzlicher die Troſtloſigkeit des Alleinſeins zu fühlen, da dachte ich nach, wie ich wohl am leichteſten mein Haus wieder für Zweie einrichten könnte. Aber wie viel ich auch plante und ſann, es wollte hier nicht und da nicht paſſen. Da, vor zwei Jahren war ich Mittags halb Zwölf mit meinen Leuten noch in der Rechenſtube beſchäftigt, als plötzlich auf dem Hofe ein großer Lärm entſtand und der Ruf: „Feuer!“ erſcholl. Ich lief nach dem Fenſter, hörte, daß der ganze Keller voll Schwefelſäure brenne, ließ eiligſt Geld und Bücher zuſammenpacken und — in kaum Einer Stunde war mein großes Waarenlager und mein Haus gänzlich niedergebrannt, aber glücklicher Weiſe der Brand auch ohne anderen Schaden gelöſcht.“

„Sie ſehen mich fragend an, wie ich nach dieſem Eingange zu meinem glücklichſten Tage kommen will. Es war kein Eingang. Ich habe ſchon den glücklichſten Tag genannt. Niemand hatte Schaden gelitten, mein Haus war hoch genug verſichert, die Waaren gleichfalls — und aus der Aſche flog der Phönix meines Glückes auf: ich konnte ſinnen, planen und nach Luſt und Belieben bauen.

Und nicht wahr, liebe Luiſe!“ — wandte er ſich lächelnd zur Seite — „Du haſt das neue Prachtgebäude geſehen: habe ich nicht äußerſt zärtlich für meine Künftige geſorgt?“

Ebert ſaß wie auf glühenden Kohlen und erwartete aus Luiſens Antwort Glück oder Unglück. Dieſe ſagte ganz unbefangen: „Ihr Haus iſt ſchön, lieber Onkel, und für eine vornehme und prachtliebende Kaufmannsfrau herrlich eingerichtet.“

Den Vater aber verdroß dieſe Antwort, und er ſagte: „Auf eine Kritik Deiner Anſicht vom glücklichſten Tage mag ich mich nicht einlaſſen; aber ich wünſche, daß Du in dem neuen Hauſe bald den zweiten glücklichen und noch viele glückliche Tage erleben mögeſt!“

Das war der Mutter zu viel. Das klang ihr ja faſt ſchon wie ein väterlicher Segen. Es wäre vielleicht nicht dazu gekommen, und das Geſpräch hätte ſich beſonders nach der letzten Wendung anderswohin gedreht; aber jetzt galt's der Mutter, eine gewaltige Contremine ſpringen zu laſſen. Auf gut Glück alſo rief ſie: „Nun, lieber Herr Doktor! jetzt ſind Sie an der Reihe. Bin aber doch ſehr neugierig, ob die Herren — meinen lieben Mann ausgenommen — gar kein anderes Glück kennen, als immer nur in Bezug auf die Liebe!“

Luiſe wußte nicht, was ſie wünſchen ſollte, ob eine Erzählung nach dem Willen der Mutter, oder ob eine wenigſtens mit verborgener und vielleicht nur ihr verſtändlicher Beziehung auf ſie, vielleicht gar die Geſchichte ſeiner Staatsprüfung. An ihrer Spannung fühlte ſie, einen wie hohen Grad der Stärke ihre Neigung zu ihm ſchon erreicht hatte. Auch für ſie war der Anfang der folgenden Er-

zählung bedeutungsvoll, jedoch in anderm Sinne, als vorhin die Einleitung des Onkels für Ebert. Dieſer nahm das Wort:

„Romane ohne Liebe ſind ſelten. Aber da ich keinen Roman erzählen will, ſo darf ich wohl um Verzeihung bitten, wenn ich der Liebe keine Erwähnung thun kann. Als ich auf dem Gymnaſium die Bildungsſtufe erreicht hatte, auf welcher damals manche meiner Mitſchüler zu einem Seminare übergingen, um Volksſchullehrer zu werden, konnte ich dieſen Wunſch, der auch in mir lebendig geworden war, nicht ausführen, weil ich Niemanden hatte, der Bürgſchaft leiſtete, daß ich den geſetzlich geforderten jährlichen Zuſchuß bekommen könnte. Ich blieb auf dem Gymnaſium, weil ich mich da von Stundengeben, Abſchreiben und anderen Arbeiten gut nähren konnte. Längſt ſchon war ich reif zum Abgange auf die Univerſität. Aber wovon ſtudiren? Auf Stipendien keine Ausſicht. Ich ſchrieb zwei Bändchen Erzählungen und Schauſpiele für die Jugend, verhandelte ſie an eine entfernte Buchhandlung, welche mich für einen Privatgelehrten anſah, und bezog mit dem dafür empfangenen Honorare die Univerſität. Ein Halbjahr konnte ich leben. Der Prorektor, welchem ich meine traurige Lage vorſtellte, ſagte mir, daß ich nicht eher auf eine Unterſtützung rechnen dürfte, als bis ich gezeigt, daß ich fleißig und ordentlich wäre, alſo etwa nach Jahresfriſt. Mein Sinnen ging nun dahin, daß ich dieß auf irgend eine Art eher zeigen könnte. Ich las am „ſchwarzen Brett" die für das laufende Halbjahr geſtellten Preisaufgaben. Ich hatte, was ich ſuchte, und beſchloß eine dieſer Aufgaben ſogleich zu bearbeiten. Meine Rechnung dabei war dieſe: einen der ausgeſetzten Preiſe zu erwerben

durfte und konnte ich nicht hoffen — ich war ja ſo eben vom Gymnaſium gekommen — höchſtens eine ehrende Erwähnung; aber in jedem Falle konnte ich zum Prorektor gehen und ſagen: „Eine jener eingereichten Arbeiten war von mir, ich glaube, meinen Fleiß gezeigt und mich einer Unterſtützung würdig gemacht zu haben!“ Gegen Ende des erſten Semeſters war meine Arbeit fertig, ich lieferte ſie am vorgeſchriebenen Termine ab und ging in die Ferien. Während derſelben ordnete und katalogiſirte ich die Bibliothek meiner Vaterſtadt, empfing dafür eine freilich nur geringe Summe, konnte mich aber doch erhalten und noch einiges wieder mitnehmen. Mit ſieben Thalern trat ich in das zweite Semeſter meiner akademiſchen Laufbahn.“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach ſich der Doktor hier, „daß ich Ihnen ſolche Kleinigkeiten vorführe; aber Sie würden ohne dieſelben nicht begreifen mögen, wie ich nachher von meinem glücklichſten Tage rühmen könne. — Ich bezahlte von jenem Gelde nach gutem Brauch ein Vierteljahr Miethe im Voraus. Und nun begann ich mit drei Thalern meine Wirthſchaft.“

„Aber ich denke,“ fiel ihm hier der Onkel Reiher in die Rede, „die Herren Studenten „pumpen,“ wenn ſie nichts haben. Warum haben Sie denn das damals nicht auch gethan?“

Ebert fuhr fort: „Ich habe nachher manchmal in meinem Leben von andern Geld geborgt, aber ich borge nie und hätte es auch damals um keinen Preis gethan, als mit der gewiſſen Ausſicht, wieder bezahlen zu können. Dieſe aber hatte ich ganz und gar nicht, wie andere Studenten, für welche zuletzt die Eltern einſtehen müſſen. Ich ſtreckte mich alſo nach meiner Decke, ließ mir nach Studentenbrauch

von dem Wirth Butter und Brod beſorgen, aß aber davon nur zuweilen des Abends, damit der Wirth nicht merkte, wovon ich lebte. Dann aber ging ich im Dunkeln ſelbſt zum Bäcker und holte mir das Brot zu den übrigen Mahlzeiten; Mittags, wenn andere zum gedeckten Tiſche eilten, ſchnitt ich mir im Verborgenen mein Stück Schwarzbrot ab, ſteckte es in die Taſche und ging weit hinaus ins Feld und ſättigte mich. So trieb ich's fünf Wochen. Ein Freund und Landsmann von mir, mit dem ich viel zuſammen ſtudirte, hatte mich ſchon öfter gefragt, wo ich Mittags äße, und mich an einem der Orte, die ich ihm aus Scham bezeichnet und wo ich wirklich früher ab und zu gegeſſen hatte, aufſuchen wollen, aber mich natürlich nicht gefunden. Er fragte mich alſo einmal, weil's ihm ſonderbar vorkam, nach meinen pecuniären Verhältniſſen und bot mir, da ich nicht mit der Sprache herausging, ein Darlehen an: ich ſchlug's aus. Aber ich fühlte, daß ich's nicht lange mehr ſo treiben könnte; denn eifrig arbeiten und bloß von Brot und Waſſer leben und allein am Sonntage warm eſſen — das hatte ich mir doch vorbehalten — das mußte meine Kräfte aufreiben."

Herr Reimann unterbrach ihn: „Warum haben Sie ſich denn Niemandem offenbart? Sie hätten hieher zu uns kommen ſollen."

Ebert, welcher von Herrn Reimann ſeine Blicke leicht über Luiſens Antlitz gleiten ließ und zu einiger Verwirrung, aber auch zu ſeliger Freude ihre ſüßen Vergißmeinnicht unter Waſſer ſtehen ſah, erwiderte: „Heute tadle ich mich auch drum; aber damals fühlte und hatte ich als einziges Gegengewicht gegen meine Armuth den Stolz, und den durfte ich mir nicht ſelber rauben. Ja, ich habe mir

damals ſogar Vorwürfe gemacht, daß ich noch ein letztes, mir in meiner Lage übriges, Mittel anwandte. Ich ſchrieb nämlich einen Brief an den Prorektor, ſchilderte ihm wahrheitsgetreu meine Lage und bat um Unterſtützung. Acht Tage vergingen, und ich blieb ohne Antwort. Da ging's mit mir zu Ende. Ich hatte kein Geld mehr. Ich ſchnitt mir eines Mittwochs Mittag — ich weiß es noch, als wär's heute — vom letzten Brote ein Stück ab, ging weit ins Feld hinaus — merkwürdiger Weiſe hier an Ihrem Garten vorbei — und wollte und mußte heute mit meinen Ueberlegungen zum Ziele kommen. Alles war vergebens geweſen. Betteln und Schuldenmachen wollte ich nicht: es war kein anderes Mittel, als das Studiren aufzugeben und, um wenigſtens leben zu können, bei einem Advokaten Schreiberdienſte zu ſuchen."

„O, wären Sie doch zu mir gekommen," rief der Onkel Reyher haſtig, „mit einem ſolchen Gewiſſen gegen das Schuldenmachen und mit ſolcher Sparſamkeit hätten Sie's als Kaufmann weit bringen können. Und fremde Sprachen können Sie wohl auch gar?

„Einige," ſagte Ebert leichthin und höflich, ohne ſich aber in ſeinem Ernſte ſtören zu laſſen. „Mit Recht ſagt der Dichter: „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß u. ſ. w., ja ich aß mein Brot, und jener nunmehr gefaßte Entſchluß verſah es reichlich mit jenem ſalzigen Naß. Ich war weit geweſen und hatte auch erſt lange wieder laufen müſſen, bis ich die Spuren des heftigen Weinens verſchwunden glaubte. Ich kam, in meinem Gott gefaßt, in die Nähe der Stadt. Eben wollte ich um die Ecke vor dem grauen Thore biegen, da begegnet mir ein Bekannter. Der ruft mir ſchon von Weitem entgegen: Aber Ebert, was machſt

Du für Streiche?“ Ich ſah ihn verdutzt an und dachte einen Augenblick, er wiſſe von dem, was ich ſo eben beſchloſſen hatte. Er aber, das merkend, ändert ſeine Stimme, und ſpricht: „Ich bedauere Dich.“ — „Nun, was denn?“ frage ich mit geſteigerter Aufmerkſamkeit.“ — „Du ſtehſt am ſchwarzen Brett und — nicht gut angeſchrieben.“ — „Aber wie wäre das möglich? So ſage doch!“ — „Nein,“ rief er und ging weiter, „geh' nur und ſieh ſelbſt! — Ich eilte, ſchlug eine unbewohnte Nebengaſſe ein, die eigentlich ein Umweg war, bloß um aus allen Kräften laufen zu können; denn zu fürchten hatte ich nichts, nur die Hoffnung und die Neugierde beflügelten meine Schritte. Ich kam an und fand denn gleich, weil ich an einem andern Orte gar nicht ſuchte, folgende Kundmachung:

„Von den zu Oſtern eingereichten vier Preisarbeiten iſt nur Eine preiswürdig gefunden und mit dem erſten Preiſe gekrönt worden. Der eröffnete Zettel nennt als Verfaſſer Herrn Friedrich Valentin Ebert aus N.“

Ich ſah, ich las, ich dankte Gott und bog mich mit dem Geſichte ganz dicht auf das Drahtgitter, damit ich meine Thränen, die ich mit keiner Gewalt hätte zurückhalten können, Niemanden ſehen zu laſſen brauchte. Einen erhebenderen, ſtärkenderen, glücklicheren Moment, als dieſe paar Minuten, habe ich nicht gehabt: ich verſtand die Beruhigung, welche ich noch einige Stunden zuvor im Gebet gefunden hatte, der Herr hatte ja da mein Geſchick ſchon gewendet! Kaum aber waren nun die Thränen abgewiſcht — jetzt dachte ich gar nicht mehr daran, ſie erſt von der Luft ganz trocknen zu laſſen —, ſo eilte ich zu dem vorhin erwähnten Landsmann, fand bei ihm ſchon mehrere andere verſammelt, die

dieſes landsmänniſchen Ereigniſſes wegen gekommen waren, bat jetzt laut und ohne Scheu meinen Freund um ein Darlehen von einigen Thalern, lud alle meine Landsleute, zwölf an der Zahl, auf den Abend zu mir ein, ließ Bier genug holen und beſchloß ſo, zugleich zum erſten Male in in meinem Leben Gäſte bei mir ſehend, den glücklichſten Tag meines Lebens."

Der Doktor ſchwieg. Aber auch kein anderer nahm ſogleich nach ihm das Wort. War's das Stückchen wirkliches Leben, welches der jetzt äußerlich ganz wohlgeſtellte Gelehrte aus treuer Erinnerung dargeſtellt; war's der Eindruck, daß die Perſon, welche ſo Bitteres erfahren, ohne jammernde Ausführlichkeit, bloß mit ein paar einzelnen Thatſachen, die aber wie Fackeln die ganze Finſterniß des Elends erleuchteten, das alles ſelbſt erzählt hatte; oder waren es die hiedurch beſonders angeregten Empfindungen der Liebe, des Neides, der Beſorgniß: kurz, es flog, wie man zu ſagen pflegt, ein Engel durch die Geſellſchaft.

„Es fliegt ein Engel durch unſern Kreis," ſagte endlich die Tante Julie, um wenigſtens irgend etwas wieder anzuknüpfen.

„Ein Engel nun gerade nicht," erwiderte der Vater, der dieſe Bezeichnung allgemeinen Schweigens im eigentlichen Sinne verſtehen wollte und damit dem letzten Erzähler ſicherlich das beſte Urtheil ſprach, was dieſer nur wünſchen konnte, „aber das muß man dem Herrn Doktor laſſen, er weiß beſſer, als wir vorhin mit unſerm Theoretiſiren herausbrachten, was zu einem glücklichſten Tage gehört. Nur Schade, daß man dergleichen nicht nachmachen kann. Sie können gewiß, gleich denen, welche Neapel geſehen, Ihr Leben lang nicht mehr ganz unglücklich werden. Es gibt

keine nachhaltigere Freude, als wenn man ſich mit Gottes Hülfe eine gute Stellung im Leben und einen ſegensreichen Wirkungskreis durch eigene Kraft erworben hat.“

Der Kreisrichter fühlte den Stich; der Aſſeſſor dachte auch an ſeinen Reichthum und an ſeine Familienverbindungen, welche ihm bisher günſtig genug geweſen waren; der Onkel ſchlug ſelbſt ſeine gewinnbringenden Handelsſpekulationen einen Augenblick nicht ſo hoch an; die Tante lächelte ihm freundlich zu und mochte im Herzen ſchon ihren Entſchluß gefaßt haben; die Mutter war mit ihrer vorherigen Aufforderung nicht unzufrieden; und Luiſe — — war ſehr emſig im Häkeln geworden! Da nun aber Herr Reimann etwas zum Lobe geſagt hatte, ſo glaubte der Onkel Reyher, der natürlich von den Abſichten Eberts gar nichts ahnte, ihm auch etwas Angenehmes ſagen zu müſſen. Er machte alſo den Scherz, Ebert ſolle, wenn er einſt einmal ſeinen Roman vollſtändig machen, alſo auch die Liebe hinzufügen wolle, dieſe Geſchichte ſeiner künftigen Angebeteten vorher erzählen; dann werde er gewiß vor allen andern reüſſiren. Herr Reimann erſchrack durch und durch, wußte ſich aber ſchnell zu faſſen und fragte ſogleich den Doktor, wer denn damals dieſe ſaumſelige und hartherzige Magnificenz geweſen ſei. Ebert nannte einen bekannten Namen, fuhr aber dann noch alſo fort:

„Ich hatte einige Tage lang den Mann auch für hartherzig gehalten. Ich ſollte belehrt werden. Kaum hatte ich am andern Tage meinen Freudenrauſch ausgeſchlafen, als auch ſchon der Pedell bei mir erſchien und mich zum Magnificus vorlud. Ich mußte ihm gegenüber ſitzen. Er fragte mich, ob ich derſelbe ſei, der den erſten Preis ꝛc. ꝛc. bekommen habe, ob auch derſelbe, der ihm vor acht Tagen

jenen kläglichen Brief geſchrieben, und ob alles ſo wahr geweſen ſei. Als ich immer mit Ja antwortete, ward er weich, reichte mir die Hand und ſagte, nun ſolle es mir nicht mehr ſchlecht gehen; er habe mir auf meinen Brief nicht geantwortet, weil er, durch viele üble Erfahrungen, eigene und fremde, belehrt, den Inhalt derſelben für unwahrſcheinlich und darum für unwahr gehalten; jetzt freilich zweifle er nicht mehr daran. Und es iſt wahr, der Mann hat ſich nachher immer ganz vortrefflich gegen mich benommen; ich bekam alle möglichen Unterſtützungen, machte auch noch eine zweite Preisarbeit mit gleichem Glück und kam dann durch die letzte in ſo angenehmen Ruf, daß ich noch vor Beendigung meines Trienniums, wie Sie wiſſen, von Ihrem Herrn Schwiegerſohn angeſtellt wurde.

Die Aeußerung des Onkels aber hatte in zwei Herzen gezündet, wie ſehr auch der Vater den Schlag abzuleiten verſucht. Luiſe wußte, was ſie wollte und jetzt, wie ſie glaubte, ſo leicht konnte. Ebert fühlte, daß hier keine Zeit zu verlieren ſei, und was er zu thun habe. Morgen ein Feſtmahl, und wer konnte wiſſen, was der Gegenſtand der Feier? Und hatte nicht Luiſe an ihre Schweſter geſchrieben, daß der Onkel und der Kreisrichter zuſammen ihr das Herz ſchwer machten? Und wer konnte denn dafür einſtehen, daß nicht der Würfel der Entſcheidung ſchnell fallen ſollte? Als daher der Vater mit einer Hinweiſung auf den emporſteigenden Mond und auf Claudius' „der Mond iſt aufgegangen" der Mutter vorſchlug, heute im Garten zu eſſen, erhob ſich der Doktor, entſchuldigte ſein Fortgehen mit einigen dringenden Schularbeiten und — erleichterte durch ſeinen Abſchied einigen das Herz. Daß man nicht übel von ihm ſprechen werde, hoffte er. Aber

für ſein Leben gern hätte er Luiſen wenigſtens eine leiſe Ahnung gegeben von dem, was er vorhatte. Natürlich ging das nicht. Die Mutter begleitete ihn zum Garten hinaus und bat ihn, an ihren Schwiegerſohn zu beſtellen, daß er morgen nicht, wie gewöhnlich, zu ſpät käme.

Ebert ging, erſt langſam, noch einmal, was er ſchon beſchloſſen, in ſeiner Weiſe überlegend, dann ſchneller und zuletzt heftig jagend. „Was du thun willſt, thue bald!“ war überhaupt ſeine Lebensregel; heute hieß es: „das thue ſogleich!“ Luiſe, ſagte er ſich, fürchtet vielleicht ſchon für morgen die Entſcheidung; es iſt klar, daß ſie zwei Bewerber im Hauſe hat; ſie kann keinen von beiden lieben: aber liebt ſie dich? Er ſagte ſich Ja und zeigte auch darin, daß er liebte; denn nur die blos Verliebten oder auf Geſchäftsverbindungen Ausgehenden können in Sorge und Zweifel ſtehen, die Liebenden dagegen wiſſen, weil ſie ihr Ja viel früher und in einer ganz andern Sprache unter einander austauſchen, was ſie am Tage der Entſcheidung von einander zu hoffen haben. Aber die Eltern? Das war nach ſeiner Anſicht das einzige Hinderniß. Er ging lange auf ſeiner Stube auf und ab. Daß in dieſer Nacht der Schlaf ihn nicht ſuchen würde, wußte er ohnehin. Alſo warum ſich übereilen?

Er ſetzte ſich endlich nieder, ſchrieb einen Brief an die Eltern, ſetzte ſeine Hoffnungen, Wünſche, Lebensplane und Ausſichten in ruhiger, verſtändiger Weiſe auseinander, bat

um die Hand Luiſens und im Falle eines Ja um Mittheilung des beiliegenden Briefes an ſie. Dann wollte er dieſen Brief ſchreiben. Aber das ging nicht. Immer neue Blätter holte er vor, bis ſein Vorrath von feinem Papier erſchöpft war. Da lag endlich der letzte Bogen! Wie etwas im Concept ausgearbeitet und dann ins Reine geſchrieben werden müſſe, das wußte er nicht: hatte er doch Preis- und Prüfungsarbeiten auch nur Einmal geſchrieben! Faſt hätte er das Mundiren heute lernen können. Er ſchämte ſich nur zu ſehr. Endlich, als der Morgen graute, fand er den ihm geeignet ſcheinenden Anfang, eine Rückweiſung auf den erſten Abend, wo er bei ſeinem Rektor den erſten Beſuch Luiſens erhaſcht hatte, und wo dieſe ſo unzufrieden mit ſeinen Aeußerungen über die zarteren menſchlichen Gefühle geweſen war. Er datirte von da den Anfang ſeines eigentlichen innern Liebeslebens. Er ſchrieb:

„Mein theures Fräulein!

„Derjenige, welcher jetzt kaum den Muth hat, an Sie zu ſchreiben, und welcher ſo oft ſchon wieder von vorn angefangen, hatte doch einſt den Muth, ein hartes Wort gegen die Sentimentalität zu ſprechen. Er hatte früher von der falſchen Gefühlsſeligkeit viel gelitten und meinte recht zu thun, wenn er nun alles Zarte und Innige aus ſeinem Herzen verbannte, wenn er auch über die Liebe den Stab bräche und ſein Gemüth verſchlöſſe vor allem Sehnen und Lieben. Sein Herz hatte lange in der künſtlichen Eisrinde gelegen, und war nach innen gekehrt, und liebte nur ſich ſelbſt, und wußte nicht, daß es bei ſolchem Treiben früher oder ſpäter in ſich hätte vereiteln oder verderben müſſen.

Da ist der Frühling gekommen, und die Eisrinde ist geschmolzen, und tausend liebe Blüten brechen hervor; denn die Blumen sind ja die Boten der Liebe. Mein theueres Fräulein! Ich habe an jenem Abende zum letzten Male im Ernst gegen Gefühle gesprochen, die ich nicht kannte, und die mich nun mit übermächtiger Gewalt gefesselt halten.

„Ich liebe — und so heiß und inniglich, wie noch kein anderes Gefühl in mein Herz gedrungen ist. Wie das gekommen, weiß ich nicht. Fragt man doch auch nicht, wer die Abendknospen am andern Morgen zu lieblichen Blumen geöffnet hat! Und wenn man's denn durchaus wissen will, wer ihre kleinen Augen aufgethan: die liebe Sonne hat sie heraufgeschaut! Aber die Liebe, die kommt vom lieben Gotte, und die liebenden Herzen sind seine Blumen, und er sieht sie an, da brechen sie auf, und die süßen Düfte werden Seufzer und schwingen sich zum Throne des ewigen Blumenpflegers.

„Ich liebe wäre es Ihnen, theures Fräulein, Ihnen, Luise! — — o, könnt' ich jubeln: meine Luise! — — wäre es Ihnen wohl verborgen geblieben, was schon längst mein Herz erfüllt hat, was mich so frei und freudig, und wieder so zaghaft und traurig und in allem doch so selig gemacht hat, was Tag und Nacht mein Träumen und Denken gewesen: wäre es Ihnen verborgen geblieben? —

„Ich liebe Sie! Haben Sie da mein ehrlich und aufrichtig Geständniß! Daß ich Sie liebe, weiß ich schon länger; aber daß ich's Ihnen gestehen sollte, dazu ist mir der Muth erst gestern gekommen. Doch

wer bin ich, daß ich Ihre Liebe erringen will? Ein Jüngling mit einem Herzen voll Liebe. Die Liebe glaubt alles, hofft alles. Das hat mir den Muth gegeben. Wohlan denn! Ich wage es: Luiſe, ich liebe Dich! Und in dieſes Eine Wort drängt ſich mein Wünſchen und Hoffen und Denken und Trachten und Lieben, mein Alles zuſammen!

„Antworten Sie, mein geliebtes Fräulein! auf die Frage um Gegenliebe mit einem ſteinernen „Nein!", ſo fällt dieſer Stein auf mein Herz, und ich werde traurig, und liebe die Menſchen nicht mehr, weil ich Sie meiden und mich fliehen müßte. Ich bin jetzt raſch und feurig: dann werde ich matt und träge, und eine andere kann ich ohnehin nicht lieben; und Ihnen ſähe ich nach mit ungeſtillter Sehnſucht und zerdrückte die hervordringende Thräne und ließe den Seufzer zurückkehren. —

„Wir haben uns einſt viel geſtritten, und ſind doch am Ende nur einerlei Meinung geweſen. Wollen Sie nicht jetzt Frieden machen? — Sie haben mir Mißtrauen gegen mich ſelbſt vorgeworfen. Ja, ich bin kleinmüthig geworden, weil ich nicht demüthig geweſen. Sie haben mir Muth eingeflößt, weil die Liebe mich gebeſſert. Und Sie wollten mich jetzt verzagen laſſen?! Sie haben mich getadelt. Ihr Tadel beſſert. Ich bedarf der Beſſerung. Wollen Sie nicht tadeln und beſſern ſo lange und ernſtlich, bis ich Ihrer Liebe würdig geworden? — Sie, gute Luiſe! haben Bruder und Schweſtern, haben Vater und Mutter; Sie wiſſen ja nicht, wie einem zu Muthe iſt, der alles das nicht hat. Ich kenne kein Bruder-, kein

Schweſtergefühl, und meine Eltern ſuche ich ſeit lange dort über den Sternen! Ich ſtehe allein, habe wohl Freunde, wackere treue Freunde, aber ach! keine Geliebte, keine Seele, die ich ſo ganz und gar, ſo durchaus und völlig mein nennen könnte: Luiſe! machen Sie mich glücklich, erfüllen Sie mein armes Herz, ſeien Sie die Meine!

„Ich weiß, was ich bitte: das Schönſte, das Herrlichſte, was es in dieſer Welt für mich gibt. Ich weiß auch, was ich geben kann: Liebe! Ich gelobe keine Treue; denn ich liebte nicht, wenn ich die Liebe brechen könnte. Und wahre Liebe, die Liebe kennt weder Treue, noch Untreue. Ich habe ja ſchon manches ehedem für Liebe gehalten, was im Herzen ſich regte; aber es war eitel Schein und Täuſchung, und darüber war ich eben ſo kalt und lieblos geworden. Jetzt aber oder nie! Zum erſten Male ſpreche ich's aus: „Ich liebe Dich!“ —

„Dich liebe ich, Luiſe! geliebte Luiſe! Dein Ja! Mein Herz ſehnt ſich mit all ſeinen Schmerzen und all ſeiner Luſt nach dieſem Ja! Es ſehnt ſich mein Auge, in Deines zu ſchauen und Liebe zu leſen im ſeligen und beſeligenden Blicke! Meine Arme ſehnen ſich, Dich, Süßeſte! zu umfangen, Dich ans Herz zu drücken, den Bund zu beſiegeln, den zwei Seelen für Zeit und Ewigkeit ſchließen wollen! Sprich es aus, dieſes Ja, dieſen ſüßen Hauch Deines Mundes, o ſprich es bald, damit nicht mein Bangen und Sehnen zu ſchmerzlich ſei!

„Und nun noch einmal, mein theures Fräulein! In Ihre Hand habe ich das Schickſal meines Herzens

und Lebens gelegt. Nein oder Ja! Entweder zuſammen ein Leben voll Freude und auch mit Freud und Leid, oder einſames Leben in Leid und Trauer! Sie, Luiſe, entſcheiden! Ich hoffe! Gebe Gott, daß ich nicht vergebens hoffe! Doch ſo oder ſo: immer bleibe ich in Liebe Ihr getreuer Ebert!“

Er las, was er geſchrieben. Erſt gefiel ihm dies und das nicht, nachher das Ganze nicht; aber er wußte zu gut, daß er nur einen ganz neuen Brief ſchreiben konnte, der zuletzt doch nichts anderes ausdrückte, als ſeine Liebe und ſeine Bitte um Gegenliebe, und zudem war es hohe Zeit, daß er beide Briefe zum Abſenden fertig machte. Als er um Sieben zu ſeinen Primanern in die Geſchichtsſtunde ging, ging auch der Bote mit dem Briefe zu Reimanns.

Daß Ebert heute kein ſonderlicher Lehrer war, mag leicht vermuthet werden. Er nahm ſich nach Kräften zuſammen, und er hatte doch den Vortheil, daß ihm unter dieſer unausweichlichen Arbeit die Zeit ſchneller verging, als es ſonſt geſchehen wäre. Wer's gewußt und ihn ſo vor ſeinen Schülern beobachtet hätte, der würde namentlich an der langen Friſt, die er den Gefragten für ihre Antworten bewilligte, und an manchem dann kaum unterdrückten Seufzer wahrgenommen haben, daß der Lehrer heute am wenigſten bei der Sache war. Um Zehn war ſeine Arbeit zu Ende. Aber kaum war er fertig, da kam ſein Rektor, nahm ihn bei Seite und bat ihn, die beiden folgenden Lektionen für ihn zu halten. Er that dies mit einer ſo pfiffigen Miene, daß er kaum nöthig gehabt hätte, den Grund hinzuzufügen. Sein Schwiegervater hatte ihn bitten laſſen, ſogleich hinauszukommen. Ebert konnte ſich

denken, zu welchem Zwecke, und ſagte ſcherzend zum Rektor: „Ich will es gern thun; aber ich erinnere Sie ausdrücklich an das Sprüchwort: Eine Liebe iſt der andern werth!“

„Nun, nun“, antwortete jener, „Sie halten mich doch nicht für ungefällig? Danken Sie doch Gott, daß Sie noch nicht krank geweſen ſind und noch keinen Stellvertreter gebraucht haben!“

„Hoffentlich“, meinte Ebert, „werden Sie meine Worte bald beſſer verſtehen!“

„Und wenn ich ſie jetzt ſchon verſtünde?“ —

Ebert wollte ſeine freudige Ueberraſchung ausdrücken und verbergen zugleich; aber der Rektor ließ ſich auf nichts weiter ein, ſondern wünſchte ein fröhliches Wiederſehen und ging.

So einfach und leicht, wie bei Ebert, war's in dieſen Morgenſtunden in dem Hauſe des Herrn Reimann nicht zugegangen. Er war ſchon ſo eben vom Felde zurückgekommen, als der Brief Ebert's auf ſein Zimmer gebracht wurde, Ihn leſen, ſogleich zu ſeiner Frau hinübereilen und dieſer mit unheilverkündendem Angeſichte entgegenrufen: „Nun, das iſt eine ſchöne Geſchichte!“ war eigentlich Eins. Die Mutter erſchrack, las, konnte dem, auch für ihre Vorſtellung überraſchend eiligen, Ebert nicht gerade zürnen und ſagte beſchwichtigend:

„Aber, lieber Mann! iſt denn das ein ſo großes Unglück, daß ein braver junger Mann, der was Tüchtiges gelernt hat, ſich um unſere Tochter bewirbt? Ich bin der Meinung geweſen, daß du den Doktor recht in Dein Herz geſchloſſen habeſt!“

„Lieber wäre er mir freilich als Schwiegerſohn“, fuhr der Vater fort, „als der Kreisrichter; denn ſeit geſtern

kann ich den nun gar nicht mehr leiden; aber er hat noch keine beſonders einträgliche Lebensſtellung; er iſt zu jung, um ſchon hinlängliche Bürgſchaft für die Stetigkeit ſeiner Gefühle und für die Feſtigkeit ſeines Charakters bieten zu können; er will meinen Augapfel, meine Luiſe, haben, und dazu hat er nach dem, was ich beurtheilen kann, nicht Gemüth genug."

Frau Reimann hatte ihre Wünſche für den Kreisrichter noch nicht ganz aufgegeben, wiewohl ſie ſich nicht verhehlte, daß ſeit geſtern Ebert einen höheren Werth in ihren Augen gewonnen hatte. Aber ſie hielt es nicht für gerathen, den eben noch ſo ſtark Bezeichneten gegen ihren Mann in Schutz zu nehmen. Darum ging ſie bloß auf das Folgende ein und erwiderte:

„Rektor's haben ja erſt noch neulich geſagt, daß nach einem ſo glänzenden Examen die ſchon beantragte definitive Anſtellung Ebert's gar nicht zweifelhaft ſei; er hat zwar noch kein hohes Gehalt, aber es ſchadet ja auch gar nichts, iſt im Gegentheil recht gut, wenn junge Leute knapp anfangen, und weiter kommen wird ein ſo talentvoller Mann ſchon. Er iſt jung, das iſt wahr, aber er ſcheint viel älter an Erfahrung zu ſein, als an Jahren; und Gemüth? — das, glaub' ich, iſt nicht unſere Sache zu beurtheilen, da kommt es auf unſere Luiſe an: traut die's ihm zu, liebt ſie ihn alſo, dann iſt unſere Meinung doch nicht entſcheidend."

Die Mutter hatte ſomit des guten Onkels mit keiner Silbe gedacht, hatte ſich auch ihres Schützlings mit keiner Silbe angenommen: das brachte den alten Herrn in Harniſch. Nun mußte er damit heraus, und noch dazu ohne Veranlaſſung, ſeiner Frau irgend warum zürnen zu können.

Er hängte ſich darum an ihre letzten Worte von der Liebe und ſagte in ziemlicher Erregung:

„Ja, ſo ſeid Ihr alle! Wenn's gilt, einen vernünftigen Rath zu pflegen, durch einen weiſen Beſchluß das dauernde Wohl der Töchter zu begründen; dann ſprecht Ihr von Gefühlen, von der Liebe, und ſeht nicht ein, daß ſo ein Mädchen noch gar nicht wiſſen kann, was Liebe iſt. Haſt du nicht auch einſt gemeint, Du wollteſt noch warten, Du hätteſt noch keine Liebe für mich und biſt doch, hoff' ich, nicht unglücklich mit mir geworden? Ich mag den Doktor nicht zum Schwiegerſohn, ich ſehe im Voraus all die Klagen, die es geben wird, wenn das knappe Gehalt hier nicht und da nicht ausreichen will, und der Gedanke, unſer Kind Nahrungsſorgen auszuſetzen, iſt mir unerträglich. Sie ſoll den Onkel heirathen! Und ich bin überzeugt, ſie wird mir's einſt Dank wiſſen. Ich ſchreib' ſogleich dem Doktor ab; dann muß Reyher noch einige Zeit warten; der Doktor kommt nicht wieder; die Geſchichte zieht ſich zu; Luiſe erfährt nichts davon — aus den Augen, aus dem Sinn! — und wir haben eine Sorge weniger auf der Seele.

Er wollte gehen. Frau Reimann aber hielt ihn mit einer zärtlichen Umarmung feſt, ſchilderte ihm mit Eindringlichkeit das Mißverhältniß in den Jahren Beider, das Unglück, in welches Luiſe, da ſie mehr als gleichgültig gegen ihn ſei, geſtürzt werden müſſe und rief ihm ſeine vielen eigenen Urtheile über den Unwerth der irdiſchen Güter ins Gedächtniß zurück. Auch gab ſie gern zu, daß wohl der Kreisrichter für den Augenblick ihrem Kinde eine beſſere äußere Lage bereiten könne, wollte es aber doch von Luiſens Entſcheidung abhängig machen, und bat inſtändigſt, wenigſtens, ehe er ſchreibe, mit Luiſen ſprechen zu wollen.

Indeſſen Herr Reimann ward immer verſtimmter, je mehr er ſein eigenes Unrecht einzuſehen anfing; er ſagte darum entſchieden: „Ich ſpreche nicht mit Luiſen. Thu du's, aber mit Vorſicht! Meine Meinung weißt Du!“ Und damit ging er hinaus, ließ ſich ſein Pferd ſatteln und ritt fort: das gewöhnliche Zeichen, daß er ein Mißverhältniß ſeiner Gedanken und Empfindungen auszugleichen hatte.

Die Mutter kannte die Feſtigkeit ihres Mannes. Noch hatte er zwar nicht mit der ihm dann eigenthümlichen Ruhe ſeinen Willen ausgeſprochen; noch hatte er das Schreiben an den Doktor aufgeſchoben; aber er ſtand ſchon an der äußerſten Grenze ſeiner Ueberlegungen, und Zeit war nicht zu verlieren, wenn noch Einfluß auf deren Richtung gewonnen werden ſollte. Sie kannte ebenſo den Einfluß, welchen nächſt ihr die Tante Julie, die ohnehin jetzt ein halb Jahr Mutterſtelle bei Luiſen vertreten hatte, auf Herrn Reimann üben konnte, und hielt es daher für das Gerathenſte, zuerſt mit dieſer die Angelegenheit zu beſprechen.

Tante Julie war ſchon im Garten und vergnügte ſich mit den Kleinen. Die Mutter kam. Die Kinder wurden fortgeſchickt, die Berathung begann. „Alſo drei Bewerber auf einmal,“ ſagte die Tante nach der Erzählung der Mutter „und Ihr könnt nicht mit einander einig werden. Meine Erfahrungen haben mich manche Beobachtungen anſtellen laſſen über die Rangfolgen der wichtigſten Eigenſchaften der Männer, je nach welcher die Mädchen lieben und wählen. Die einen ſehen zuerſt auf Rang oder Reichthum, dann auf männliche Schönheit oder Geſundheit, dann auf Geiſtesbildung; zuletzt auf ein frommes Herz; die andern fangen mit der Geiſtesbildung; nur wenige denken zuerſt an die Frömmigkeit. Ich beurtheile nach dieſer Rangordnung die Mäd-

chen und nach einer ähnlichen, welche die Männer bei ihrer Wahl feſtſtellen, dieſe. Mir ſcheint nur, daß ein Mädchen, welches iſt, wie es ſein ſoll, außer ſeiner Neigung dieſe Ordnung jener Eigenſchaften feſthalten müſſe: Frömmigkeit, Geiſtesbildung, Geſundheit oder Kraft oder Schönheit — wie man's nennen will — und Reichthum oder Rang. Daß ich nun Luiſen wie mein eigen Kind liebe, weißt Du, Schweſter; und daß ich ſie für ein ganz vorzügliches Weſen halte, brauche ich auch nicht weiter zu verſichern. Aber darum glaube ich auch, daß ſie die zuletzt von mir angegebene Ordnung jener männlichen Eigenſchaften für die beſte anſehen wird. Und dann brauchen wir ſchwerlich lange zu ſuchen, um den herauszufinden, mit welchem ſie ſelbſt — und darauf kommt doch wohl auch nicht wenig an — am glücklichſten zu werden hofft. Ob der Doktor, wie es ſcheint, auch an Frömmigkeit mit ſeinen beiden Nebenbuhlern wetteifern kann, weiß ich nicht; jedenfalls wird euch nicht das Geringſte vom Gegentheil bekannt ſein, ſonſt hättet Ihr ihm nicht den Zutritt in Euer Haus vergönnt; an Geiſtesbildung übertrifft er ſie ſicher alle beide; an männlicher Schönheit und Kraft kann er nur mit dem Kreisrichter, gewiß aber nicht mit unſerm alten lieben Reyher in Vergleich kommen; und Reichthum ſcheint er wegen ſeines zweiten Vorzugs den ſolideſten und dauerhafteſten zu haben, den man ſich hienieden wünſchen kann. Es bleibt demnach nur die Frage, ob Luiſe ihn auch liebt. Und das mußt Du beſſer wiſſen, als ich."

Die Mutter war überraſcht. Sie hatte geargwöhnt, daß die Tante auf Seiten ihres Mannes ſtehen würde. Jetzt durfte ſie dieſelbe als eine Bundesgenoſſin gegen den Onkel betrachten. Die beiden Frauen verabredeten, daß die

Tante, wenn es Noth thäte, die letzten ſchweren Geſchütze gegen den Vater aufführen ſollte.

Nun kam Luiſe an die Reihe. Noch wußte ſie nicht, was geſchehen war. Sie merkte nur, daß etwas ganz Ungewöhnliches im Hauſe vorging. Und da Mittags Gäſte kommen ſollten, war ſie emſig mit den Vorbereitungen dazu in der Küche beſchäftigt. Die Mutter erſchien, gebot einen Aufſchub der nothwendigen Arbeiten und nahm Luiſen mit ſich in die Stube. Dann verſchloß ſie die Thür. Das Herz der Jungfrau fing mächtig an zu ſchlagen. Die Mutter machte einige Vorbereitungen und theilte ihr dann mit, daß der Kreisrichter noch geſtern um ihre Hand angehalten habe. Das arme Mädchen, mit ganz anderen Hoffnungen ſich tragend, ward bleich, fing heftig an zu weinen und ſagte dann:

„Das thut mir von Herzen leid. Ich weiß, er war der Freund unſeres verewigten Auguſt; ich weiß, daß ich dieſen theuren Bruder oft gekränkt habe, wenn ich gegen ſeinen Freund nicht freundlicher ſein konnte, als gegen andere ſeiner Freunde, die er mit herausbrachte; ich weiß auch, daß Du liebe Mutter, demſelben von Herzen gewogen biſt. Ebenſo gut weiß ich, daß eine Tochter ihren Eltern Gehorſam ſchuldig iſt, und wenn Ihr ſagt, ich ſoll Ihn lieben, ſo werde ich mich bemühen, Euren Wünſchen nachzukommen. Aber aus freien — Stücken nein! Mein Herz wird nicht von ihm gezogen. Und ob ich mit ihm auch ohne Liebe glücklich ſein werde: ich bezweifle es, denn ich halte ihn für einen Freigeiſt und habe darum für meine Achtung nicht die erſte nothwendige Vorausſetzung.“

Die Mutter verſuchte, in dem letzten Punkte die Meinung Luiſens zu berichtigen: aber ſie hatte ſelbſt zu wenig

Beweiſe für das Gegentheil, daß ſie ihren Verſuch mißlingen ſah und davon abſtand. Sie ſetzte die Unterredung demnach alſo fort:

„Ich freue mich, mein Kind, daß Du einen ſo hohen Werth auf ein frommes Herz legſt, und freue mich darum doppelt, daß ich Dir noch von einer andern Bewerbung um Deine Hand, welche ſchon vor einigen Tagen geſchehen iſt, erzählen kann, und welche von einem Manne ausgeht, den Du lieb haſt und wegen ſeiner Rechtſchaffenheit hochachteſt.“

Luiſens Herz ſchlug höher. Das Letzte konnte auf Ebert paſſen; nur die „einigen Tage“ erſchien ihr räthſelhaft. Ihr forſchendes Auge ruhte auf der ſchweigenden Mutter.

„Es kommt hinzu,“ ſprach dieſe weiter, „daß, während der Kreisrichter, wie Du weißt, die Liebe des Vaters nie recht erwerben konnte, dieſer Bewerber unſere beiderſeitige Liebe hat und verdient, daß Du daher durch Dein Ja auch uns Beide beglücken würdeſt.“

Noch immer kein Name. Endlich nannte die Mutter den Onkel. Mit einem lauten Schmerzensſchrei fiel Luiſe der Mutter um den Hals und konnte nichts anders hervorbringen, als die ſcharf betonten Worte: „Auch Du?!“ — Frau Reimann war auf's Tiefſte ergriffen, aber ſie hielt an ſich und ſuchte auf das Umſtändlichſte und Liebevollſte die Tochter für den Onkel zu gewinnen. Vielleicht hätte ſie ſich's weniger angelegen ſein laſſen, wenn ſie auch nur einige Ausſicht auf Erfolg vermuthet hätte. Aber als ſie zuletzt auch noch das Argument vorbrachte, daß, indem Luiſe den ſehr reichen Onkel heirathete, ſie Gelegenheit haben würde, im Falle des Bedürfniſſes eine Wohlthäterin

ihrer jüngeren Geſchwiſter zu werden: da hörte Luiſe auf, zu weinen, ſann einige Minuten nach und ſagte:

„Wohl! Dann will ich aber dem Onkel die Bedingungen ſelbſt ſtellen; geht er darauf ein, dann gebe ich ihm meine Hand!“

Das war auch der Mutter zu viel. Sie zog die Tochter an ihr Herz, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen und feierte ihrerſeits die glücklichſte Stunde ihres Lebens. Luiſe aber ſah ſich entſchloſſen für das auserwählte und ſchmerzlich einwilligende Opfer an. Die Mutter that, als ob ſie fortgehen wollte. Luiſe bat um ihren Segen zu dem Bunde und kniete vor ihr nieder. Nun mußte ſie von der dritten Bewerbung erzählen. Sie ſegnete nicht, ſondern hob auf's Neue an:

„Du biſt ſchon entſchloſſen, mein Kind! und ich brauchte Dir eigentlich nichts weiter zu ſagen. Aber da hat ſich vor einer Stunde noch ein dritter Bewerber eingefunden“ — Luiſe horchte hoch auf — „von dem aber freilich unter dieſen Umſtänden nicht mehr die Rede ſein kann. Du wirſt Dir's kaum denken können, und ich hätte dem Manne dieſe Kühnheit auch nicht zugetraut. Der Doktor Ebert hat an uns geſchrieben.“

Das war denn doch zu viel für die ſonſt ſo ſtarke Jungfrau. Sie kniete noch vor der Mutter, barg ſchnell ihr Geſicht in den Schooß derſelben und fing dermaßen an zu ſchluchzen, daß der Mutter angſt und bange ward. Sie wußte nun, daß ſie eine herrliche Tochter hatte, und daß nur der Doktor berufen war, ihre Liebe und ihre Hand zu gewinnen. Endlich hob ſie Luiſen auf, rief ſie mehrmals bei ihrem Namen, ſtrich ihr das Haar von der Stirn, küßte ſie und fragte feierlich: „Luiſe, liebſt Du Ebert?“

Ein neuer Strom von Thränen unterdrückte ihre Stimme. Endlich antwortete ſie: „Es iſt zu ſpät; ich habe bereits gewählt!“ —

„Nein, mein Kind!“ fuhr die Mutter fort, „noch iſt es nicht zu ſpät. Denke jetzt nicht an Deine Geſchwiſter, oder vielmehr denke, wie Deine Mutter, daß der, welcher die hungrigen Kinder ſpeiſt, ſich auch der Kinder, wenn ſie in Noth kämen, erbarmen würde, dafern ſie in ſeiner Furcht erzogen werden; und beantworte mir aufrichtig meine Frage: Liebſt Du Ebert? Trauſt Du ihm ein ſolches Gemüth zu, wie der Mann haben muß, der Dich glücklich machen ſoll?“

Luiſe antwortete nicht blos mit einem freudigen Ja, ſondern konnte es nun auch nicht länger vor der zärtlichen Mutter verbergen, daß ſie von Ebert einen Glückwunſch zum Geburtstage empfangen und unter Verantwortlichkeit der Tante behalten und verſchwiegen hatte. Sie holte das oft geleſene Blättchen herbei und erzählte nun alle und jede Kleinigkeit, welche ihre gegenſeitige Liebe erklären und preiſen konnte. Während ſie noch ſo da ſaßen, hörten ſie den Vater auf dem Hofe nach einem Knechte rufen. Schnell ſtand die Mutter auf und verließ Luiſen mit den bedeutſamen Worten:

„Der Vater iſt vorhin im Zorn fortgeritten. Er mag nichts von Ebert wiſſen. Der Onkel hat vielleicht ſchon ſein Jawort bekommen. Mein Kind! es gehe, wie es gehe, ſei ſo aufrichtig und wahr, wie Du's jetzt geweſen biſt. Dann wird Gott Alles zum Beſten wenden. Ich gehe jetzt. Es iſt mir nicht lieb, daß der Vater ſo bald zurückgekehrt iſt. Wenn er Dir Eberts Brief gibt, der in dem unſeren eingeſchloſſen war, dann ſind wir am Ende unſerer

Sorgen. Für jetzt bleibe hier oder gehe zur Tante in den Garten. Die Tante weiß Alles."

Sogleich konnte Luiſe ſich Niemandem zeigen. Erſt mußte ſie die Fülle ihrer Gefühle vor Dem ausgeſchüttet haben, welcher allein wahren Troſt und Hülfe gewähren kann. Erſt nachdem ſie Gott im Gebet ihr Geſchick anheimgeſtellt hatte, ſuchte ſie im Garten die Tante auf, umarmte ſie heftig und erzählte Alles, was ſie ſo eben erlebt hatte.

Die Mutter aber begegnete auf ihrem ſchweren Gange zu ihrem Manne unten an der Treppe dem Knechte, fragte ihn, wohin er gehen wolle, und hörte, zu Rektors und beſtellen, daß der Herr Rektor ſogleich herauskomme, die Frau Rektorin aber mit den Kindern erſt heute Abend zu dem Feſteſſen, das bis dahin verſchoben ſei, erſcheinen möge. Das gab ihr einige zweifelhafte Hoffnung, noch mehr aber einen erwünſchten Eingang für ihr nächſtes Geſpräch. Sie fragte alſo gleich, ob es wahr ſei, daß Hellmann's heute Mittag nicht kommen ſollten. Der Vater antwortete ziemlich kurz: „Ja, ich laſſe es eben beſtellen. Bis Mittag kommen wir mit unſerer Ueberlegung doch nicht ins Reine, und in ſolcher Spannung kann Keinem ein Biſſen ſchmecken. Haſt Du mit Luiſen geſprochen?"

Die Mutter wußte keine Silbe mehr, als vorher. Gar zu gern hätte ſie nach der Frauen Art die Künſte der Diplomatie angewandt und nur in ſolcher Ordnung und nur ſo viel erzählt, als ihr zur Erreichung ihrer Abſichten dienlich ſchien; allein ſie war zu ſehr im Ungewiſſen über die jetzige Stimmung ihres Eheherrn, als daß ſie dergleichen hätte wagen ſollen. Sie gebrauchte alſo nur die in ſolchen Fällen beſte Kriegsliſt, daß ſie erſtens die reine hiſtoriſche

Wahrheit meldete, dann aber den Anfang ſo umſtändlich wie möglich darſtellte, um aus dem Eindruck den richtigen Schluß auf die Stimmung zu machen. Merkwürdiger Weiſe aber war heute Herr Reimann ganz beſonders ſchweigſam, und erſt, als ihm ſeine Frau die Aeußerungen Luiſens über den Kreisrichter mittheilte, warf er dazwiſchen:

„Habe ich Dir's nicht immer geſagt, daß dieſer geſchmiegelte und gebügelte Federfuchſer kein Mann für meine Tochter wäre? Ich könnte ihr noch mehr ſagen, was ihm fehlt. Na, nur weiter!"

Nun kam die ſchwierigſte Geſchichte. So meinte wenigſtens die Mutter. Aber als ſie mit jenem Ja dieſen Theil ihrer Erzählung zu Ende gebracht hatte, da ward auch der Vater weich und ſprach:

„Gar keiner ſollte dieſen Juwel haben, wenn ich nicht ein alter Mann wäre, und wenn nicht die Kinder den Eltern Alles nachmachen wollten!"

„Und doch," warf ſchnell die Mutter ein, „ſoll das arme Kind an der Seite des faſt dreimal ſo alten Onkels vertrauern?"

„Wer ſagt Dir denn," fiel der Vater heftig ein, „daß ich unſer Kind verhandeln will? Sie will ja ſelbſt den Onkel heirathen oder biſt Du noch nicht fertig?"

Frau Reimann fügte nun noch den Schluß hinzu, und darüber ſchien der Vater ſo böſe zu werden, daß ſie ſich des ſchmerzlichen Weinens nicht erwehren konnte. Darauf wurde er noch heftiger und ſchloß die Unterredung mit den ſcharf und entſchieden geſprochenen Worten:

„Ich kann und mag keine Liebesunterſuchungen anſtellen. Sage Luiſen; wenn es wahr ſei, daß ſie den

Doktor liebe, ſo ſolle ſie ſich ſeinen Brief von mir holen. Anders nicht!“

Und damit ſchob er ſeine Frau, welche dawider noch manches ſagen wollte, ſanft nach der Thür hin und wiederholte noch einmal ſein: „Anders nicht!“ Das kannte die Mutter. Sie ging daher und ward erſt nachher langſam darüber klar, daß die Angelegenheit viel beſſer ſtehe, als die Stimmung ihres Mannes zu verheißen geſchienen.

Im Garten war es unterdeſſen lebendiger geworden. Der Onkel, der Aſſeſſor und der Kreisrichter waren zu den Damen gekommen und hatten ſie in ihren wichtigen Unterredungen unterbrochen. Die Mutter hätte dieſen gar zu gern von dem eben Geſprochenen und Gehörten erzählt; aber es fand ſich durchaus keine Gelegenheit, auch nur auf paar Minuten ein abgeſondertes Geſpräch zu führen. Nur durch Blicke konnte ſie ihre Anſicht, daß Alles gut gehen werde, kund thun. Freilich an eine anziehende Unterhaltung war auch nicht zu denken, und hätte ſich die Tante nicht aus allen Kräften bemüht, ſich zum Mittelpunkt der Worte zu machen, ſo würden die Herren noch beſtimmter empfunden haben, als ſie's ſchon aus den Spuren der Thänen gemerkt, daß hier im Hauſe etwas Beſonderes vorgehe. Daß dieß aber auch etwas Wichtiges ſei, ſchloſſen ſie aus der nach einiger Zeit erfolgenden Ankunft des Rektors, zumal da er ſie nur aus der Ferne begrüßte und gleich zu Herrn Reimann, der ihm ſchon aus dem Fenſter zugerufen hatte, hinaufging. Noch höher jedoch wurde die Erwartung und zum Theil die Angſt der Damen geſteigert, als eine Magd in den Garten kam und der Frau Reimann von dem „Herrn“ den Auftrag ausrichtete, daß heute Mittag, ſtatt

wie gewöhnlich um Zwölf, erſt um Zwei Uhr gegeſſen werden möchte.

„Das, was der Vater mit ſeinem Schwiegerſohne verhandelte, war das Einfachſte von der Welt. Er erzählte ihm, was vorgefallen war, und ließ ſich Alles über den Doktor mittheilen, was dieſer wußte. Aber von irgend welchen Hinderniſſen oder Abneigungen gegen eine ſolche Verbindung merkte der Rektor nichts; ihm gegenüber war der Vater ganz entſchieden für dieſelbe. Ja ſogar, als ihm der Rektor ausführlich darthun wollte, wie ſicher und voll weiterer Hoffnungen die jetzige Lebensſtellung Ebert's ſei, hörte der alte Herr kaum zu und brach dann mit den Worten kurz ab: „Auch wenn das nicht wäre, ſo hat er ſo viel Kraft und Fähigkeit, daß er für ſich und ſeine künftige Familie überall ſein Brot finden würde. Mir iſt nur die Hauptſache, ob er einen guten Leumund hat, ob er ſich als den rechtſchaffenen und ehrlichen Mann, welcher er uns erſchienen iſt, auch anderwärts ſtets gezeigt hat.“ Natürlich konnte der Rektor dazu nur ein aufrichtiges Ja ſagen. Und ſo wäre denn die Unterredung ſchon nach kurzer Zeit zu Ende geweſen, und der Rektor hätte wieder nach Hauſe gehen und das Eſſen aufgetragen werden können; aber das lag nicht in Herrn Reimanns Plane. Er wollte vielmehr den Schein geben, als ſeien ſo viele Schwierigkeiten zu überwinden und ſo viele Bedenken zu erledigen, daß man wer weiß wie viel Zeit nöthig habe.

Endlich ließ er die Mutter rufen. Der Rektor wünſchte ihr fröhlich und herzlich Glück zu dem Ehrentage Luiſens, ließ ſie aber wegen der unbeſtimmten Faſſung ſeiner Worte noch einen Augenblick in Ungewißheit über das, was der Vater eigentlich beſchloſſen habe. Endlich ward ihr auch

dieß klar, und das Erſte, was ſie nach einer herzlichen Umarmung ihres Mannes zu fragen und zu bitten hatte, war, daß er nicht auf ſeinem Verlangen, nämlich daß er Eberts Brief nur geben wollte, wenn Luiſe darum gebeten, beſtehen möchte. Ein entſchiedenes „Anders nicht!“ war die abermalige Antwort. So viel ſie ſich nun auch bemühte und den Schwiegerſohn um Unterſtützung dabei bat, dem Vater auseinander zu ſetzen, daß es ja ihre, der Eltern, Pflicht ſei, ſobald ſie ihre Einwilligung gegeben, erſt durch die Beförderung des Briefes die Tochter um die ihrige zu fragen; ſo blieb der Vater doch ſtandhaft und feſt bei ſeinem Entſchluſſe, ließ ſich aber auf Disputiren darüber gar nicht ein, ſondern ſagte ganz einfach: „Dieſes Verhältniß exiſtirt gar nicht mehr. Luiſe weiß bereits, was geſchehen iſt, hat auch ihr Ja ohne Brief ſchnell und deutlich genug geſprochen, und jetzt will ich blos das natürliche Verhältniß wieder hergeſtellt ſehen, will, daß ſie durch Fordern des Briefes von ihren Eltern die Einwilligung erbittet.“

Dagegen ließ ſich nicht viel ſagen, und doch ſchien auch die Mutter in ihrem Rechte zu ſein. Kurz, jetzt kam es nur noch auf einige Aeußerlichkeiten an. Der Vater wollte erſtens, daß heute noch die Verlobung gefeiert werde. Das war wiederum der Mutter nicht recht. Sie hätte den Doktor gern noch vier und zwanzig Stunden ſchmachten laſſen. Aber morgen war der Geburtstag des Onkels, und der Vater hielt aus vernünftigen Gründen an der abergläubiſchen Vorſtellung feſt, daß man nicht zwei Feſte zuſammen feiern müſſe. „Der Menſch,“ ſagte er, „ſoll nicht aus Geiz oder übertriebenem Arbeitseifer ſeine Feſte vermindern; es bedeutet zwar kein Unglück, aber es iſt ein Unglück, eine ſo engherzige Geſinnung zu haben.“ Er

wollte zweitens, daß ſchon vor dem Mittagseſſen Alles im Hauſe abgemacht ſei; er mochte da keine Unruhe, keine Spannung, keine Neugierde und dergleichen haben. Und aus dieſem Grunde nahm er das Schreibzeug her und ſchrieb ſchnell folgende Zeilen:

„Mein lieber Doktor!

„Der geſtrige Abend hat Sie belehrt, daß Sie um mein Theuerſtes bitten. Ich und meine Frau geben Ihnen unſern Segen. Sein werden Sie unſer geliebter Sohn! Dann darf auch Luiſe hoffen, in ihrer Liebe zu Ihnen glücklich zu bleiben. Wir erwarten Sie heute Abend um ſechs Uhr, aber nicht ſpäter! In herzlicher Liebe und aufrichtiger Hochachtung Ihr .. Reimann.“

Dieſen Brief ſollte der Rektor ſelbſt übergeben. Das war der Mutter bedenklich. Sie machte noch einen letzten Anlauf und ſetzte dem Vater auseinander, wie gewagt das wäre, wenn nun Luiſe ſeinen Wunſch nicht erfüllte und den Brief nicht holte. „Ich kenne unſere Tochter beſſer,“ gab er zur Antwort, „ich weiß, daß ſie kommt, und — anders nicht!“

Der Vater hatte Recht und die Mutter auch, je nachdem man die Sache anſah. Die Mutter fühlte eine Verletzung des weiblichen Zartgefühls darin, daß die Jungfrau um den Brief des werbenden Mannes bitten ſollte, inſofern es dann kaum noch in ihrer vollen und uneingeſchränkten Macht ſtehe, ihre Einwilligung zu verweigern, inſofern ſie durch jene Bitte ſich wenigſtens den Eltern gegenüber dieſer Freiheit begebe. Der Vater dagegen wollte von ſolchen Formalien nichts wiſſen, er hielt das für eine feine Heuchelei, nachdem nämlich Luiſe ſchon von der Bewerbung erfahren

und unſchwer ihr Ja darauf gegeben, und ſah die Mittheilung des Briefes nur für eine größere Freude an, indem ſie das muthmaßlich ſchwärmeriſch genug dargeſtellte Liebesgeſtändniß zu leſen bekäme. Um dergleichen aber verlangte er, daß man ihm das Wort gönne, und wäre es nur um bei dieſer Gelegenheit noch einmal eindringlich zu Luiſen zu reden. Da er aber dieſe Anſicht nicht ausſprach, ſo hatte die Mutter auch nicht den Vortheil ſich ihrer bei Luiſen in einer paſſenden Wendung zu bedienen, zumal da ihr verboten war, von dem Briefe an Ebert etwas zu ſagen. Sie würde das zwar ohnehin nicht gethan haben, aber ſie erkannte nur, als ſie's noch ausdrücklich hörte, daß ſie deſto größere Schwierigkeiten bei Luiſen zu überwinden haben werde.

Und ſo war's. Sie verließ mit dem Rektor zugleich das Zimmer. Dieſer ging in den Garten, ſie zu Luiſen. Die Arme hatte es im Garten nicht aushalten können. Sie war bald nach der Mutter, als Marie noch dazu gekommen war, ins Haus hinein gegangen und hatte ſchon lange mit ſorgenſchwerem Herzen in der Ecke der blauen Stube geſeſſen. Der Friede und die Hoffnung, welche ſie unmittelbar nach dem Gebete empfunden, waren jetzt wider allerlei Zweifeln gewichen, und ſie ſehnte ſich, ihre mütterliche Freundin zu ſehen und von ihr endlich die Entſcheidung zu hören.

Dieſe trat ein. Noch lag eine leichte Wolke über ihren Augen; Luiſen ſchien ſie ſchwerer. Eine Umarmung der ſchnell aufſpringenden Tochter vertrat die Stelle der vielen Fragen, die Luiſe gern alle zugleich ausgeſprochen hätte, und die doch alle nur Einen Sinn gehabt haben würden. Die Mutter wußte die Brieffrage nicht beſſer einzu-

leiten, als damit, daß ſie der Tochter erzählte, wie der Vater zwar ſchwer ablaſſe von dem Gedanken, ihre Hand dem Onkel zu geben, daß er aber vielleicht noch einwilligen werde, wenn er die Ueberzeugung bekomme, daß Luiſe wirklich den Doktor von ganzem Herzen liebe, und wenn ſie dieß dadurch beweiſe, daß ſie ſich deſſen Bewerbungsbrief vom Vater ausbitte. Die Jungfrau erſchrack und erwiderte ſchnell und auffallend beſtimmt: „Das kann ich nicht!“ Einen Grund aber wußte ſie der Mutter nicht anzugeben, und wie ſehr dieſe ſich auch bemühete, die Sache, die doch an ſich ſo unbedeutend ſei, von verſchiedenen Seiten darzuſtellen, genug, ſie blieb dabei, ſie könne nicht. Frau Reimann aber ſah es als ihre Pflicht an, ihr Kind mit allen Mitteln zu dieſem Schritte zu bringen; ſie war zuletzt, da ſich alles Zureden als fruchtlos erwies, ſogar ſo eifrig, daß ſie ihre entſchiedene Unzufriedenheit, und nicht aufs Sanfteſte, ausdrückte. Luiſe weinte und ſuchte vergebens die forteilende Mutter zurückzuhalten.

Unterdeſſen hatte ſich im Garten etwas ziemlich Erhebliches zugetragen. Der Rektor war auf einige Minuten zu den Luſtwandelnden getreten und hatte in ſeiner kauſtiſchfröhlichen Weiſe einige Scherze gemacht. Der Onkel hatte ihn gefragt, warum er denn ſeine Frau und Kinder nicht mitgebracht habe, und er darauf geantwortet, weil der Vater heute doppelt fröhlich ſein, und darum ſtatt Mittags ſeine Gäſte Abends ſehen wolle. Dieſe Wendung verſprach dem Kreisrichter einiges Licht. Er alſo zog den Rektor bei Seite, bat ihn um einige Aufklärung über Verſchiedenes, das ihm heute aufgefallen war, und fragte, als jener auswich, ob ſich die Unruhe und Heimlichkeit auf Luiſen bezöge.

„Das darf ich Ihnen ſagen," war die Antwort, „ja, und heute Abend werden Sie mehr erfahren."

„Gibt's eine Verlobung?"

„Das darf ich Ihnen nicht ſagen" — aber die Betonung verrieth genug.

„Nun, dann noch eine einzige Frage: iſt noch Hoffnung da, daß Luiſe die meine wird?"

So weit glaubte der Rektor ohne Indiscretion gehen zu dürfen, er ſagte: „Nein!"

Der Kreisrichter trat mit dem Rektor ſchweigend wieder zu den übrigen, ſah dann nach der Uhr, fragte jenen; ob er nicht noch einige Minuten warten wolle, er habe vor Tiſche noch einen Gang in die Stadt zu machen, eilte auf ſein Zimmer, packte ſchnell ſeine Sachen, empfahl ſich nur flüchtig auf baldiges Wiederſehen, ließ ſich unterwegs vom Rektor noch deutlichere Gewißheit geben, ſandte bald Boten mit einen leeren und faden Abſchiedsbrief an Herrn Reimann und um ſeinen Reiſekoffer und fuhr noch ſelbigen Tages in ſeine Heimath zurück. Er iſt bald nachher zu der Einſicht gekommen, daß er auch geringere Anſprüche machen und doch ſo glücklich werden könne, als ſeinem flachen Geiſte und ſeinem eiteln Herzen hienieden möglich war. Daß er jener höheren und innigeren Herzens-, weil Gottesliebe, nicht zugänglich geweſen, bewies die Art ſeiner Entfernung und die Leichtigkeit ſeiner baldigen Beruhigung.

Der Onkel Reyher war nicht ſo merkfähig, wie der Kreisrichter. Ihm fiel erſt auf, als Luiſe in den Garten ſchickte und die Tante bitten ließ, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen.

„Nun," ſagte er, zu Frau Reimann ſich wendend, „das will ſich doch eigentlich kaum ſchicken, daß die ältere Tante

zur jüngeren Luiſe geht. Sind wir denn ſo ſehr im Wege, daß ſie nicht herkommen kann? Oder iſt der Garten nicht groß genug, um allenfalls auch Heimlichkeiten zu beſprechen?"

Dieſe wurde verlegen, mochte es aber nicht ſelbſt und ohne Vorwiſſen des Mannes übernehmen, den Vetter in das Geheimniß einzuweihen, ſondern ſagte blos, es ſei heute früh ein Brief angekommen und durch den Inhalt deſſelben Luiſe ſo „betroffen," daß ſie ihre Aufregung gern verbergen wolle.

„Es iſt doch kein Unglück paſſirt?" fragte Herr Reyher, und die Mutter durfte der Wahrheit gemäß, auch in Bezug auf ſeinen nunmehr fertig geflochtenen „Korb„ ſagen: „Nein!" aber ich darf's Dir nicht näher erklären, das will mein Mann thun."

Jetzt endlich begann auch der gute Onkel nachzudenken, aber ohne gerade eine Ahnung vom Richtigen zu bekommen, bis endlich der Vater auch ihn rufen ließ und ihm den Hergang erzählte. Er hatte doch eine wahrhaft zärtliche Neigung zu Luiſen gehabt, das offenbarte ſich jetzt in ſeinem Benehmen. Er ſagte:

„Der Doktor und Luiſe geben ein beſſeres Paar als ich und ſie. Ich bin zu ſpät gekommen, zu ſpät nach meinem, zu ſpät nach Luiſens Jahren. Die einzige Möglichkeit, daß ein alter Mann oder Junggeſell durch eine Jungfrau ſich glücklich machen läßt, iſt, daß er um ſie wirbt, ehe ſie ihren jungfräulichen Verſtand bekommen, und daß er dann, wenn dieſer eintritt, ſie ſchon erobert hat. Ich hätte das bei Luiſen auch thun können, aber ich liebte ſie zu ſehr, um ihr Glück durch ihre Jugend aufs Spiel zu ſetzen. Ich werde ſie auch ferner lieben und in ihrem Glücke, wenn

auch an der Seite eines Andern einen Theil des meinigen ſehen."

Der Vater war über dieſe Aeußerungen hoch erfreut, umarmte einmal über das andere ſeinen Vetter und langjährigen treuen Freund, und bat ihn, heute Abend beim Verlobungsſchmauſe recht fröhlich zu ſein. Indem ſie noch mit einander da ſaßen und redeten, kam des Kreisrichters Brief an. Herr Reimann las ihn vor, ohne ein Wort dazu zu ſagen. Sehr treffend aber bemerkte der Onkel:

„Das iſt nicht gekränkte, ſondern ſich ſelber kränkende Eitelkeit. Der konnte bleiben, weil er bloß erſt bei der Mutter, wie man ſagt, „auf den Buſch geklopft," aber Dich noch nicht in gehöriger Form gebeten hatte. Ich aber ſollte abreiſen — —

„Um des Himmels willen!" rief Herr Reimann dazwiſchen.

„Gemach," fuhr jener fort, „laß mich erſt ausſprechen: ich ſollte abreiſen, wenn ich ſo jung wie der Kreisrichter wäre; aber da das nicht der Fall iſt, ſo würde ich mich für einen alten Narren halten, wenn ich die „gekränkte Eitelkeit" ſpielen wollte. Ich bleibe, und wenn ich auch nicht gerade fröhlich ſein kann — denn dazu war das Glück, das ich mir geträumt, zu groß —; ſo will ich doch auch nicht ſauertöpfiſch drein ſehen und anderen die Freude verderben."

Sie gingen beide in den Garten, nachdem dem Boten des Kreisrichters deſſen Reiſekoffer angewieſen war.

Die treue Tante hatte Luiſen in Thränen gefunden. Sie that, als wiſſe ſie nicht um die Urſache derſelben, bloß um Luiſen zum Reden, zum Darſtellen ihrer Gefühle zu

veranlaſſen. Nachdem dieſe geendet, nahm die Tante alſo das Wort:

„Erinnere Dich, liebe Nichte, an Deinen Geburtstag. Wer hat da Unrecht gethan? Antworte mir nicht! Du warſt's und ich, und wir haben es in Hoffnung auf ein liebes Glück über's Herz gebracht, ich auch noch in damals wohlbegründeter Sorge über deines Vaters An- und Abſichten. Ich möchte mein Unrecht gern wieder gut machen. Darum bitte ich Dich, zu bedenken, daß, wenn Du jetzt zum Beweiſe Deiner Liebe Dir vom Vater Eberts Brief ausbitteſt, Du ſo weit über die Linie Deines vermeintlichen Rechts jetzt hinausgeheſt, wie wir damals beide von dem, was auch recht und als ſolches uns wohl bewußt war, abgewichen ſind. Ich that's damals um Deine Freude zu erhalten und zu vermehren: bitte Du nun den Vater, um ſeine Freude zu vermehren!“

Das ſchlug durch. Luiſe küßte der Tante die Hand und verſprach, den ſchweren Gang zu thun. Ja, auf Andringen der Freundin ging ſie gleich auf der Stelle, traf aber den Vater nicht mehr auf ſeinem Zimmer. Die Tante wollte nun mit ihr in den Garten gehen; aber dazu war Luiſe nicht zu bringen, daß ſie heute mit irgend Jemand anders, als mit ihren nächſten Angehörigen, zuſammenkam. Sie erfuhr zwar, daß der Kreisrichter in die Stadt gegangen ſei; aber der Onkel war ja noch da, und den mochte ſie für heute nicht zu den „nächſten“ rechnen. Die Tante ging alſo allein zu der Gartengeſellſchaft, rief, als ſie an den beiden Männern vorüberkam, flüchtig dem Vater zu, daß ſo eben Jemand zu ihm gewollt habe, und gab der Mutter mit freudigem Zuwink den Arm.

Der Vater eilte hinauf. Bald kam auch Luiſe und

fiel ihm laut ſchluchzend um den Hals. Dem Alten wurde es warm um's Herz. Endlich brachte die Tochter die ſchweren Worte heraus: „Lieber Vater! den Brief und Deinen Segen!“

„Ja,“ ſagte der Vater bewegt, Gott ſegne Dein Vorhaben und ſchenke Dir einen ſo treuen Freund, als Du uns eine treue Tochter geweſen biſt!“

Er küßte ſie auf Stirn und Mund und hieß ſie niederſitzen. „Ehe ich Dir aber,“ fuhr er fort, „dieſen Brief gebe, bitte ich Dich noch einmal zu bedenken, daß Du mit dem Annehmen und Oeffnen deſſelben über Dein ganzes Leben entſcheideſt. Vor allen Dingen, geliebtes Kind! ſage mir, was iſt's, was dich beſonders zu Ebert hinzieht: iſt's der geiſtreiche Gelehrte? iſt's der kühne, beharrliche, ſtarke Jüngling? iſt's der liebenswürdige Schwärmer? oder kennſt Du in ihm ein tiefes und inniges Gemüth? Nur dies letztere, das glaube Deinem Vater, der Dich völlig kennt, vermag Dich glücklich zu machen. Hätte Ebert nicht Gemüth genug für Dich, müßte ich erleben, daß Du unglücklich würdeſt — Luiſe! ich könnte es nicht überleben, das bräche mir das Herz!“ —

Bei den letzten Worten ſchwankte die väterliche Stimme, und ein paar helle Thränen fielen in ſeinen weißlichen Bart. Luiſe umarmte ihn auf's Neue und ſagte:

„Ich liebe an Ebert alles das, was Du genannt haſt, ich achte und liebe ihn überhaupt, wie er iſt; aber am meiſten an ihm liebe ich ſeinen Zartſinn, und dieſer gibt mir die Bürgſchaft für unſer Glück.“

Der Vater ſah ſeine Tochter lange ſchweigend an, als ob er über ihre Worte viel nachdenken müßte. Dann nahm er den Brief vom Tiſche, gab ihr denſelben und ſagte: „Du

weißt, was zur Liebe gehört, was glücklich macht, auch ohne daß Dich's einer gelehrt. — Nun bleibe hier und lies und freue Dich! Ich muß wieder hinunter.

Er ging. Sie las und las wohl lange an dem Briefe und meinte, aus jeder Zeile das Bild sich entgegentreten zu sehen, welches sie sich von dem Innern ihres Geliebten entworfen hatte. Je herrlicher dieses sein durfte, desto höher fühlte sie sich geehrt und beglückt, von ihm erkoren zu sein.

Wie lange sie hier gesessen und geträumt hatte: sie wußte es nicht. Sie hatte nichts gehört von dem Lärmen ihrer aus der Schule zurückkehrenden jüngeren Geschwister, nichts von den gerade unter ihr vorgenommenen Zurüstungen zum Essen: sie war nur mit ihrem Ebert beschäftigt und mit dem Ausmalen der Scene, wo und wie er zum ersten Male mündlich wiederholen werde, was er so schön geschrieben. Erst als Marie mit ihrem Bräutigam zum Beglückwünschen kam und gleich darauf die jüngeren Geschwister und das jüngste zugleich zu Tische rief und die Abreise des Kreisrichters meldete, da erst dachte Luise wieder an die Alltäglichkeit dieses Lebens. Freilich wäre sie am liebsten oben geblieben; denn sich als Braut bewillkommet und besprochen zu wissen, das kam ihr vollends bei der Anwesenheit des guten Onkels als eine kleine Strafe vor. Sie trat ein. Man wartete schon auf sie. Der Onkel ging ihr entgegen und sagte:

„Gestern haben wir so viel vom glücklichsten Tage gesprochen und gehört; Du hast nichts erzählt, Du machst und erlebst lieber glücklichste Tage. Ich nehme herzlichen Antheil und wünsche Dir Gottes Segen zu Deinem Vorhaben und — daß Du Deinen verschmähten Onkel so lieb behaltest, wie Du ihn bis jetzt gehabt!

Luiſe, durch dieſe Art des Glückwunſches überraſcht und gerührt, erwiederte ſchnell: „Nun gewiß noch mehr, wenn ich auch meine Bitte um Deine Liebe nicht in gleicher Form ausſprechen darf.“

Wie immer bei feierlichen Gelegenheiten, ſprach heute der Vater das Tiſchgebet ſelbſt und machte dann nach einigem allgemeinen Stillſchweigen den Uebergang zu leichterer Unterhaltung mit den Worten: „Nun bitte ich, jetzt nicht zu viel zu eſſen, denn erſtens iſt's nicht mehr lange hin bis Abend und zweitens müſſen wir unſerer Luiſe zu ihrem Feſttage doch die Ehre anthun, daß wir einen tüchtigen Appetit zeigen.“

Dieſe Wendung wirkte, Scherz folgte auf Scherz, und ſelbſt Luiſe konnte den machen, daß ſie ihr jetziges Faſten mit ihren guten Vorſätzen für den Abend entſchuldigte. Aber die ſorgende Mutter ſtand doch heute früher auf, als gewöhnlich, gab Marien zur Beſchaffung des Abendeſſens die nöthige Anweiſung und zog ſich dann mit Luiſen von der Geſellſchaft zurück. Es gab da wohl manches zu lehren und zu erwägen. — — —

Unſeres lieben Doktors iſt lange nicht gedacht worden. Er hatte ſeine Stunden gehalten, war nach Hauſe gegangen und hatte ſich zu ſeinem einſamen Mahle geſetzt. Er hatte jedoch nichts eſſen können, aber nicht, wie Luiſe vor freudiger und nur zaghafter Erwartung, ſondern — vor aller möglichen Erwartung. Der Rektor war zwar längſt wieder zurück und hätte ihm den Brief mit dem entzückenden Ja ſchicken können, aber er wollte nicht, ſo ſehr ihn auch ſeine mitleidige Frau darum drängte. Er hatte ſeine Luſt daran, den jungen Schwärmer, wie er ſagte, noch etwas „zappeln“ zu laſſen. Er ließ ihm daher jetzt blos ſa-

gen, er möchte diesen Nachmittag zu Hause bleiben, der Rektor wolle kommen und ihn zum Spaziergange abholen. Was war das? Ebert empfand diese Bestellung als einen unheilvollen Schlag und malte sich schon alle Folgen eines schrecklichen „Nein" mit der schwärzesten Farben aus. Es schlug Zwei, Drei, halb Vier — der Rektor kam nicht. Endlich, endlich hörte er seine schweren Tritte die Treppe heraufdröhnen. Ihm die Thür öffen, aus seinen Augen Hoffnung oder Verzweiflung lesen, ihm die Hand heftig drücken und — dann erst wieder sich besinnen, was er zu thun habe, das alles ging so schnell, daß der Rektor seinen Scherz gleich zu Ende brachte nnd ihm den Brief reichte. Oeffnen, lesen, dem künftigen Schwager um den Hals fallen war das Werk kaum einer halben Minute. Und nun ging der Jubel an. Der Rektor hatte seine innige Freude an diesem Wonnetaumel eines reinen nnd durch Erhörung der reinsten und innigsten Liebe beglückten Jünglings. Er scherzte und forderte ihn auf, sich nun endlich zum Ausgehen fertig zu machen.

„Nein," sagte der Doktor, der fortan den Rektor mit dem brüderlichen „Du" anreden mußte, „wenn Du heute durchaus gehen möchtest, so geh allein; ich kann nicht, ich muß mich erstens ankleiden und zweitens zu Deiner lieben Frau gehen und sie bitten, daß sie mich mit hinausnimmt."

Der Rektor that darüber empfindlich und wollte diese Aeußerung als eine Geringschätzung seiner Person auslegen. Allein beim Streiten darüber drängte nnd trieb er doch, daß Ebert bald fertig werden möchte. — Schon bald vor Fünf erschienen sie bei der Frau Rektorin. Nach der ersten herzlichen Begrüßung und Beglückwünschung ließ sie der Rektor allein, und nun ging das Fragen des Doktors an,

wie es jetzt sein werde, was er zu thun habe u. s. w., daß die Frau Rektorin gerade an diesen Aeußerungen seiner Liebe und seiner fieberhaften Unruhe die innigste Freude hatte. Sie konnte ihm freilich nichts Anderes sagen, als: „Thun Sie alles, wie's Ihnen ums Herz ist!“ — aber als er schon um Fünf zum Fortgehen trieb und es endlich um halb Sechs allein thun wollte; da mochte ihm die Freundin und die erste der neuen Schwestern nicht länger Widerstand leisten. Und so schnell mußte sie eilen — der Rektor wollte mit den Kindern später gehen — daß sie schon mehr als eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit ankamen.

Die Mutter empfing die Kommenden, war aber sogleich mit dem Doktor allein in der blauen Stube, erfaßte seine beiden Hände, sah ihm dann lange und schweigend mit mütterlicher Zärtlichkeit in die treuen braunen Augen und sprach dann bloß die Worte: „Lieben Sie Luisen immer so treu und innig, wie heute; dann werden Sie beide immer glücklich sein!“ Ebert bat um ihre mütterliche Liebe, pries sein doppeltes Glück, nun auch wieder Eltern gefunden zu haben, und gelobte nicht Liebe, aber Gehorsam. Nun nahm ihn die Mutter bei der Hand und führte ihn zum Vater hinauf. Dieser umarmte ihn herzlich, hieß ihn als seinen lieben Sohn willkommen und fragte mit bewegter Stimme: „Wollen Sie unsere Luise glücklich machen?“ — Der Doktor reichte ihm die Rechte und sprach fest: „Mit Gottes Hülfe, gewiß!“

„Hörst Du, Mutter,“ sagte Herr Reimann, „gerade so, wie vor zehn Jahren der Rektor, und denen hat Gott auch zum Glück geholfen. Das thue er denn Ihnen

auch und gebe ſeinen himmliſchen Segen zu Eurem Herzensbunde!“

Unterdeſſen war Luiſe fertig geworden und hatte ihren Platz auf dem Sopha in der blauen Stube genommen. Sie war ganz einfach gekleidet: ein weißes Kleid mit blaßrothem Gürtelbande, ein weißer Spitzenkragen und ein Paar kleine goldne Ohrringe mit Vergißmeinnichtſträußchen von Türkiſen war ihr ganzer Schmuck. Sie wartete hochklopfenden Herzens des Geliebten. Es dauerte ihr lange, ehe die Mutter ihn brachte. Endlich ging die Thür auf, Ebert trat ein, ſie ſtand auf — da hatte er ſie ſchon umarmt und ohne Wort und Ceremonie im erſten feurigen Kuſſe ihr ſeines Herzens innerſte Gefühle kund gemacht. Dann erſt ſah er ihr überglücklich in ihr liebes Auge und fragte leiſe:

„Nun Du? Und meine Luiſe? Und immer und ewig?“

Sie nickte und ſchmiegte ſich vertrauensvoll und innigſt beglückt an ihn und nannte ihn zum erſten Male Du und bei ſeinem Vornamen. Sie ſetzten ſich, ſahen ſich an und küßten ſich, küßten ſich und ſahen ſich an, und hätten wohl den ganzen Abend ſo mit einander geſeſſen und ſelten genug geſprochen, wenn nicht die Mutter — die übrigens, als ſie Ebert hineingeſchoben, die Thür ſogleich hinter ihm geſchloſſen und ſich auch keine mütterliche Neugierde erlaubt hatte — mit dem Vater gekommen wäre, um noch einmal ſie Beide zuſammen zu umarmen und zu ſegnen. Dann kamen Rektors, der Onkel und die Kinder alle und brachten ihren Glückwunſch dar. Von der Verlegenheit, die ſonſt bei derlei Menſchengewirr den Doktor beengte, wußte er heute

gar nichts: er fühlte ſich, wie ein König, ſo frei und ſo über alles Kleine und Kleinliche erhaben.

Die Mutter war auf das Innigſte erfreut, als ſie die Art, wie Ebert ſeine Liebe und Zärtlichkeit gegen Luiſe im Beiſein aller der Anweſenden ausdrückte, beobachtete; hatte ſie doch früher dem Aſſeſſor manchen Blick und Wink geben und nachher manch' herbes Wort ſagen müſſen. Ebert hatte es keiner geſagt, wie ein Bräutigam ſich unter den Augen Anderer benehmen müſſe; aber ſeine keuſche und zarte Liebe lehrte es ihm von ſelber. Anſehen, die Hand drücken — freilich aber die hielt er immer feſt, als ob ſie ihm einer nehmen könnte — und höchſtens verſtohlen dieſe küſſen: das waren die einzigen Ausdrucksweiſen ſeiner Gefühle, die er für erlaubt hielt. Und gerade weil er ſo viel Zartgefühl bei höchſter Aufregung ſeines Herzens zeigte, ſo dachte die Mutter darauf, ihn möglichſt bald dafür zu belohnen. Sie ſagte daher zu der Geſellſchaft:

„Ich bitte, noch einen Gang durch den Garten zu machen; denn hier ſoll der Tiſch gedeckt werden. Oder wollt ihr im Saale eſſen?

Ein lebhaftes Durcheinander von Stimmen ließ ſich hören: „Nein, nein, in der blauen Stube!“ und damit eilte alles in den Garten. Dem neuverlobten Paare ſchloß ſich Niemand an. Zum erſtenmale in ſeinem Leben führte Ebert eine Dame an ſeinem Arme und — ſeine Dame! Blos der Rektor, als er ſie bemerkte, eilte ihnen nach und ſcherzte:

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte!“

Aber wenn auch kein Pytagoräer, wie jene Syrakuſaner, ſo wieſen ſie ihn doch mit gleicher Beſtimmtheit zu-

rück und benutzten jeden Strauch, der sie den Uebrigen einen Augenblick verbarg, sich aufs Neue das köstliche Zeichen ihres Herzensbundes gegenseitig auszuhändigen. Endlich stieg der Mond groß und voll herauf und belauschte sie in ihrem zä lichen Liebesspiel. Da rief die Mutter: „Zu Tische!"

Ebert saß wieder, wie einst am Weihnachtstage, links neben dem vorsitzenden Vater, rechts neben seiner Luise, die Mutter mit dem Onkel ihnen gegenüber; aber heute hatte er nicht die verehrungsvolle Aufmerksamkeit für den Vater, wie damals, sondern Auge und Ohr waren nur auf sein neu erworbenes Herzenskleinod gerichtet. Es nahm's ihm keiner übel. Eben wurden die Teller zum ersten Male gewechselt, da rauschte wie rasend eine volle Blechmusik herauf: ein Trompetercorps spielte die Melodie: „Ungeheure Heiterkeit ꝛc. ꝛc." Ebert wußte nicht, was das sein konnte. Der Rektor aber lächelte und sagte: „Hätte ich das geahnt!" — — — Es ging an's Fragen. Er aber wollte erst gewiß wissen, ob seine Vermuthung richtig wäre, ging hinunter, fragte und erzählte nachher, daß er beim Hinausgehen einem der Lehrer begegnet sei und dem von Eberts Verlobung gesagt habe; der sei dann, wie er merke, sogleich zu den andern gegangen, und so werde denn dem jüngsten und gelehrtesten Kollegen von seinen Freunden dieses Zeichen der Theilnahme gegeben. Je unerwarteter, desto schöner war diese Freude. Bis zum Nachtische währte die herrliche Musik.

Da stand der Onkel auf, ging hinaus — man beachtete es kaum — und kam mit einer großen verdeckten Porzellanbowle wieder herein. Man dachte etwa an einen heimlich bereiteten Ananaspunsch. Er stellte sich hinter das Brautpaar und sprach: „Dies ist ein besonderes Dessert,

welches allein für das Brautpaar bestimmt ist, das aber nur unter Einer Bedingung — die Ihr mir sogleich in die Hand versprechen müßt — genommen und genossen werden darf, nämlich unter der, daß Ihr mir kein Wort des Dankes sagt!"

Sie versprachen Beide mit Handschlag. Luise wollte öffnen. Aber „Halt!" rief der Onkel, „nicht eher, als bis ich kommandire."

Er setzte sich auf seinen Platz. Die Bowle stand vor ihnen. Alles schwieg und war gespannt. Dann hob der Onkel wieder an:

„Dies Mal wird die umgekehrte „Kleiderordnung" befolgt! Der Herr bedient die Dame. Nun den Deckel ergriffen!"

Ebert legte die Hand an.

„Abgedeckt!"

Er that's.

„Der Braut präsentirt;"

Es geschah. Luise sah und griff hinein und holte einen versiegelten Brief mit folgender Ueberschrift heraus:

„An meine geliebte Nichte."

Sie öffnete und las dies:

„In meinem vor drei Jahren abgefaßten Testament steht unter § 9 die Bestimmung, daß meiner lieben Nichte Luise Reimann ein Kapital von 10,000 Thalern vererbt werden soll. Auf Anlaß des heutigen Festes will ich jenen Paragraphen streichen und thun, als ob ich schon heute abgelebt wäre d. h. ich will dieser meiner Nichte beiliegenden Wechsel auf 10,000 Thlr., zu verzinsen mit vier vom Hundert und zahlbar am Tage ihrer Hochzeit, schon heute übergeben. Wilhelm Reyher."

Luiſe und Ebert hatten beide ſtill geleſen, ſprangen auf, eilten zum Onkel und wollten — da rief dieſer laut genug: „Die Bedingung und der Handſchlag!“ Luiſe ſagte kein Wort, ſondern gab dem guten Onkel einen herzlichen Kuß, und der Doktor drückte ihm gerührt die Hand. Luiſe reichte den Brief und Wechſel dem Vater und der Mutter, erſterer las laut vor und fragte, ob ihm etwan auch die Bedingung gelten ſolle. „Nein, erwiderte der Onkel, denn du haſt nichts bekommen, kannſt dich alſo auch gar nicht bedanken!“ Und die beiden alten Herren machten's, wie eben das Brautpaar d. h. ſie umarmten ſich und freuetn ſich über das viele Glück dieſes Einen Abends.

Dann nahm der Onkel das Wort und fragte den Doktor, welcher Tag denn nun in ſeinem Leben der glücklichere geweſen ſei, den er geſtern ſo eindringlich geſchildert, oder den er heute zu beſchließen im Begriff ſei. Den Vater ergriff in dieſem Augenblick eine ordentliche Angſt, daß ſein von ihm ſchon ſo ſehr geliebter Sohn eine ſeinem Gefühle widerſtrebende Antwort geben könnte, und rief daher: „Aufgepaßt!“ —

Aber Ebert hatte ſeine Antwort ſchnell bei der Hand und ſagte: „Vom glücklichſten Tage meines Lebens habe ich geſtern erzählt. Die ſchönſte Zeit meines Lebens habe ich heute begonnen und den erſten ſchönen Tag derſelben bald — beſchloſſen.“

„Bravo!“ rief der Vater, „ſo ſpricht ein Dankbarer!“

„Und ein ſolcher,“ ſetzte ſchnell die Mutter hinzu, „wird an jedem folgenden Tage ſeines Wonnejahres — denn länger werdet Ihr hoffentlich nicht warten wollen — (Luiſe ward purpurroth und ſchlug die Augen nieder) entzückt ausrufen: Nein, das Heute war wieder ſchöner, als das Ge-

ſtern! Und das wünſche ich Euch, meine lieben Kinder! und damit gute Nacht!“

Sie ſtand auf. Aber es dauerte doch noch recht lange, ehe die Frau Rektorin mit ihren Kindern fertig wurde und in den Wagen ſtieg. Endlich mußte auch Ebert zum erſten Male ſich von ſeiner Braut trennen — und es war gut, daß der Rektor mit ihm zu Fuß nach Hauſe ging und für eine angemeſſene Gemüthsberuhigung des überglücklichen Doktors freundlichſt ſorgte.

Druck der Dr. Wild'ſchen Buchdruckerei (Parcus).